DER GRAF VON MONTE CHRISTO

Käthe Lange

Alexander Dumas

Der Graf von Monte Christo

Berlin W 50

Schreitersche Verlagsbuchhandlung

Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet
von Phil. Berthier

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

I

Am 25. Februar 1815 kündigte die Wache von Notre-Dame den Dreimaster Pharaon an, welcher von Smyrna, Triest und Neapel kam. Das Schiff ging unter seinen drei Marssegeln vorwärts, aber so langsam und in einem so traurigen Gange, daß die Neugierigen mit einer instinktmäßigen Ahnung sich fragten, welches Unglück an Bord geschehen sein könnte. Bald war der Anker ausgeworfen, und man erblickte neben dem Lotsen, welcher sich anschickte, den Pharaon durch die enge Einfahrt des Hafens von Marseille zu lenken, einen jungen Mann mit lebhafter Miene und geschäftigem Auge, welcher auf jede Bewegung des Schiffes achtete.

Eine kleine Barke ruderte dem Pharaon entgegen, und als der junge Seefahrer diesen Mann kommen sah, verließ er seinen Posten neben dem Steuermann und stützte sich, den Hut in der Hand, an die Wand des Schiffes. Es war dies ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, groß und schlank, mit schönen, schwarzen Augen und rabenschwarzem Haar. Er hatte in seiner ganzen Erscheinung jenes ruhige und entschlossene Wesen, welches Leuten eigen ist, die von Jugend auf daran gewöhnt sind, gegen Gefahren anzukämpfen.

„Ah, Sie sind's, Dantes?" rief der Mann in der Barke; „was ist denn passiert, und woher jene traurige Miene, die sich über euer ganzes Bord ausgebreitet hat?"

„Ein großes Unglück, Herr Morrel," antwortete der junge Mann. „Auf der Höhe von Civita-Vecchia haben wir den braven Kapitän Leclerc verloren. Er starb an einer Gehirnentzündung."

„Und die Ladung?" fragte lebhaft der Lieferant.

„Die kommt glücklich an, Herr Morrel, und ich glaube, daß Sie in dieser Beziehung zufrieden sein werden. Wenn Sie jetzt wollen, Herr Morrel," fuhr Dantes fort, als er die Ungeduld des Lieferanten sah, „hier ist Ihr Rechnungsführer, Herr Danglars, der Ihnen jeglichen wünschenswerten Aufschluß geben wird; was mich betrifft, so muß ich auf die Ladung acht geben und das Schiff in Trauerzustand versetzen."

Der Lieferant ergriff ein Tau, welches ihm Dantes zuwarf, und erklomm die auf der dickbäuchigen Wand des Schiffes eingenagelten Sprossen, während jener auf seinen Posten eines Sekondeleutnants zurückkehrte und die Unterhaltung dem überließ, welchen er unter dem Namen Danglars angemeldet hatte und der in der Tat aus seiner Kabine herauskam und dem Lieferanten entgegenging. Der Neuangekommene war ein Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren, hatte ein ziemlich mürrisches Gesicht, und war folgsam gegen seine Oberen, anmaßend gegen seine Untergebenen; auch war er allgemein in dem Grade von der Schiffsmannschaft ungern gesehen, wie Dantes von derselben geliebt war.

„Nun, Herr Morrel," sagte Danglars, „nicht wahr, Sie kennen bereits das Unglück?"

„Ja wohl. Der arme Kapitän Leclerc! Er war ein braver und honetter Mann."

„Und besonders ein ausgezeichneter Seemann, der zwischen Himmel und Meer grau geworden, wie es einem Mann geziemt, dem die Interessen eines so bedeutenden Hauses, wie Morrel & Sohn, anvertraut werden," erwiderte Danglars.

„Aber," sagte der Lieferant, indem seine Augen Dantes folgten, „es scheint mir doch nicht, daß man ein gar so ergrauter Seemann sein müsse, um sein Fach zu verstehen. Unser Freund Edmond tut das seinige, wie einer, der niemand um Rat zu fragen braucht."

„Ja," sagte Danglars, indem er auf Dantes einen schiefen Blick warf, aus welchem Haß sprühte, „er ist jung und zweifelt an nichts. Kaum war der Kapitän tot, so ergriff er, ohne jemand zu Rate zu ziehen, das Kommando und ließ uns anderthalb Tage auf der Insel Elba verlieren, statt direkt nach Marseille zurückzukehren."

„Was die Übernahme des Schiffs-Kommandos betrifft," sagte der Lieferant, „so lag dies in seiner Pflicht als Sekondeleutnant; aber bei der Verschwendung von anderthalb Tagen auf der Insel Elba hat er unrecht gehandelt. Dantes, kommen Sie doch einmal her!"

Dantes trat schnell zu ihm.

„Ich wollte Sie fragen, weshalb Sie sich auf der Insel Elba verweilt haben?"

„Es geschah, um den letzten Willen des Kapitäns

Leclerc zu erfüllen, welcher mir sterbend ein Paket für den Großmarschall Bertrand übergeben hatte."

„Haben Sie ihn denn gesehen, Edmond?"

„Ja wohl."

Morrel blickte um sich und zog Dantes beiseite.

„Und wie befindet sich der Kaiser?" fragte er lebhaft

„So weit ich mit eigenen Augen sehen konnte, befindet er sich wohl."

„Sie haben wohl daran getan, lieber Dantes, die Instruktionen des Kapitäns Leclerc zu befolgen und an der Insel Elba anzuhalten, obgleich es Sie kompromittieren könnte, wenn man es erfährt."

„In welcher Weise soll mich dies kompromittieren?" sagte Dantes. „Ich weiß selbst nicht, was ich brachte. Aber Sie entschuldigen, da kommt eben die Sanitäts- und Zollbehörde zu uns. Sie erlauben doch?"

„Gehen Sie, lieber Dantes."

Der junge Mann entfernte sich, und in dem Maße seiner Entfernung näherte sich Danglars.

„Nun," meinte er, „es scheint, daß er Ihnen gute Gründe für seine Landung zu Porto-Ferrajo angegeben hat."

„Ausgezeichnete, mein lieber Danglars."

„Hat er Ihnen nicht einen Brief vom Kapitän Leclerc überbracht?"

„Mir? Nein. Hat er denn einen solchen?"

„Ich glaubte, daß der Kapitän Leclerc ihm außer dem Paket diesen Brief anvertraut hätte."

„Von welchem Paket sprechen Sie, Danglars?"

„Von dem, welches Dantes zu Porto-Ferrajo abgegeben hat.“

„Wie wissen Sie, daß er zu Porto-Ferrajo ein Paket abzugeben hatte.“

Danglars errötete.

„Ich ging an der Tür des Kapitäns vorbei, welche halb offen war, und da sah ich, wie er Dantes jenes Paket und jenen Brief übergab.“

„Er hat mir nichts hiervon gesagt,“ sprach der Lieferant; „indessen, wenn er den Brief hat, so wird er ihn mir einhändigen.“

Danglars sann einen Augenblick nach.

„Herr Morrel,“ sagte er dann, „ich bitte Sie, sprechen Sie hierüber weiter nichts mit Dantes; ich kann mich auch getäuscht haben.“

In diesem Augenblick kam der junge Mann zurück. Danglars entfernte sich.

„Nun, mein lieber Dantes,“ fragte der Lieferant; „sonst haben Sie hier nichts auszurichten?“

Dantes warf einen raschen Blick um sich.

„Es ist alles in Ordnung,“ sprach er.

„Sie werden doch bei uns zu Mittag speisen können?“

„Ich muß sehr um Entschuldigung bitten, Herr Morrel, der erste Besuch gehört meinem Vater. Ich bin deshalb nicht weniger für die Ehre erkenntlich, welche Sie mir erzeigen.“

„Das ist recht, Dantes, ganz recht, ich weiß, daß Sie ein guter Sohn sind. Wohlan, nach diesem ersten Besuche rechnen wir auf Sie.“

„Nach diesem ersten Besuche, Herr Morrel, gibt es noch einen zweiten, der mir nicht weniger am Herzen liegt."

„Ach ja, Dantes! ich vergaß, daß es eine Person gibt, die Sie mit nicht geringerer Ungeduld erwarten soll, als Ihr Vater. Ich will Sie nicht aufhalten, mein lieber Edmond," fuhr der Lieferant fort, „Sie haben meine Geschäfte so gut besorgt, daß ich Ihnen auch Muße für die Ihrigen lassen will. Brauchen Sie Geld?"

„Nein, mein Herr; ich habe alle meine Reisediäten, das heißt das Gehalt von beinahe drei Monaten."

„Edmond, Sie sind ein ordentlicher Kerl! Besuchen Sie Ihren Vater. Auch ich habe einen Sohn, und ich möchte dem auch nicht wenig grollen, der ihn nach einer Reise von drei Monaten von mir abhalten wollte."

„Sie erlauben mir also?" sagte der junge Mann, sich verneigend.

„Ja, wenn Sie mir nichts weiter zu sagen haben."

„Nichts."

„Hat Ihnen nicht etwa Kapitän Leclerc sterbend noch einen Brief für mich gegeben?"

„Er würde unmöglich haben schreiben können; aber dies erinnert mich, daß ich Sie um einige Tage Urlaub werde bitten müssen."

„Um sich zu verheiraten?"

„Das zuerst, Herr Morrel, dann aber — um nach Paris zu gehen."

„Gut! Gut! Nehmen Sie sich so viel Zeit, als Sie wünschen. Die Ausladung des Schiffes wird uns gut und gern sechs Wochen aufhalten, und wir werden uns vor

einem Vierteljahr nicht zur See begeben. Dann aber müssen Sie da sein. Der Pharaon," fuhr der Lieferant fort, indem er dem jungen Manne auf die Schulter klopfte, „könnte ohne seinen Kapitän nicht abgehen."

„O, Herr Morrel!" rief der junge Mann, mit tränenden Augen die Hände des Lieferanten ergreifend, „ich danke Ihnen im Namen meines Vaters und Mercedes.'"

„Schon gut, schon gut, Edmond. Gehen Sie zu Ihrem Vater, besuchen Sie Mercedes, und kommen Sie dann zu mir zurück."

„Auf Wiedersehen, Herr Morrel, ich danke Ihnen tausendmal."

„Auf Wiedersehen, mein lieber Edmond, Glück auf!"

Der junge Seemann sprang in einen Nachen und gab Order, an der Kannabiere zu landen. Zwei Matrosen ergriffen sogleich das Ruder, und das Fahrzeug glitt so schnell dahin, als es nur immer möglich war unter den Tausenden von Barken, welche die enge Straße versperren, die vom Eingange des Hafens zum Kai von Orleans führt. Die Blicke des Lieferanten folgten ihm bis zum Ufer. Bald verlor er sich in der bunten Menge.

Als der Lieferant sich umdrehte, gewahrte er hinter sich Danglars, welcher scheinbar seine Befehle erwartete, in der Tat aber mit seinem Blick den jungen Mann verfolgte.

Freilich lag ein großer Unterschied in dem Ausdrucke dieses zwiefachen Blickes, welcher einem und demselben Manne folgte.

Die Nachricht von der Ankunft des Pharaon war

noch nicht zu dem Greise gedrungen, der eben beschäftigt war, einige Kapuziner-Blumen und Rebwinden, welche sich längs des Fenstergitters emporwanden, mit zitternder Hand zu umzäunen.

Plötzlich fühlte er sich am Arme ergriffen, und eine wohlbekannte Stimme rief hinter ihm:

„Mein Vater, mein guter Vater!"

Der Greis schrie auf und wandte sich um; als er seinen Sohn sah, stürzte er sich in seine Arme, zitternd und bleich.

„Vater, was ist Ihnen denn?" rief der junge Mann beängstigt; „sind Sie etwa krank?"

„Nein, mein lieber Edmond, mein Sohn, mein liebes Kind. Ich habe dich nicht erwartet, und die Freude, und der Schrecken, dich unvermutet wiederzusehen — mein Gott, ich glaube, daß ich sterbe."

Die Kräfte verließen den Greis, und er lehnte sich zurück.

„Ein Glas Wein, mein Vater," sagte der junge Mann, „das wird Sie wieder ermuntern."

Und er öffnete zwei oder drei Schränke.

„Unnütz," sagte der Greis, „es ist kein Wein mehr da."

„Wie, es ist kein Wein mehr da?" sprach Dantes erbleichend, indem er abwechselnd bald die eingefallenen und bleichen Wangen des Greises, bald die leeren Schränke betrachtete. „Wie, sollte Ihnen Geld gefehlt haben, mein Vater?"

„Mir hat nichts gemangelt, da du da bist," sagte der Greis.

„Ja, hier bin ich," sprach der junge Mann, „hier bin ich, mit einer schönen Zukunft und einigem Gelde. Nehmen Sie, Vater, nehmen Sie und lassen Sie gleich etwas holen."

Und er leerte seine Taschen, welche ein Dutzend Goldstücke, fünf oder sechs Fünf-Frankenstücke und Kleingeld enthielten, und legte alles auf den Tisch.

Das Gesicht des Alten erheiterte sich.

„Wem soll das?" fragte er.

„Mir, dir, uns. Nimm, kaufe Lebensmittel, morgen giebt es anderes. Aber vor allen Dingen, Vater, nehmen Sie ein Dienstmädchen. Ich möchte Sie nicht länger allein lassen. Ich habe ausländischen Kaffee und ausgezeichneten Tabak in einem kleinem Koffer, von morgen ab sollen Sie ihn haben. Doch still, da kommt jemand."

„Es ist Caderousse, der deine Ankunft erfahren haben wird und ohne Zweifel kommt, dir sein Kompliment wegen der glücklichen Rückkehr zu machen."

In der Tat sah man das schwarze, bärtige Haupt des Caderousse erscheinen. Es war dies ein Mann von fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren.

„Ei, so bist du nun zurück, Edmond?" sagte er im schärfsten Marseiller Akzent und mit einem Lächeln, das seine weißen Zähne blicken ließ.

„Wie Sie sehen, Nachbar Caderousse, und ich bin gern bereit, Ihnen in jeglichen Stücken gefällig zu sein," erwiderte Dantes.

„Danke, danke, ich brauche glücklicherweise nichts."

Doch der junge Mann bemerkte den lüsternen Blick, welcher aus den schwarzen Augen seines Nachbars hervorleuchtete.

„Jetzt, lieber Vater," sagte Dantes, „da ich Sie gesehen habe, und da ich weiß, daß Sie wohl sind, werde ich Sie um die Erlaubnis bitten, den Catalanern einen Besuch zu machen."

„Geh, liebes Kind, geh!" sagte der Greis, „mag Gott dich in deiner einstigen Frau segnen, wie er mich in meinem Sohne gesegnet!"

Dantes umarmte seinen Vater, grüßte Caderousse mit einem Kopfnicken und ging fort.

Caderousse blieb noch eine Weile, nahm dann vom alten Dantes Abschied und ging zu Danglars, der ihn an der Ecke der Senarstraße erwartete.

„Nun," rief Danglars, „hast du ihn gesehen?"

„Ich komme von ihm," antwortete Caderousse.

„Ist er noch immer in die Catalanerin verliebt?"

„Verliebt wie ein Narr. Er ist hingegangen; doch wenn ich mich nicht täusche, erwarten ihn Unannehmlichkeiten von dieser Seite."

„Erkläre dich näher!"

„Ich habe bemerkt, daß Mercedes, so oft sie in die Stadt kommt, von einem großen, schwarzäugigen, rotwangigen, feurigen Catalaner begleitet wird, den sie mein Cousin ruft."

„So! Und du glaubst, daß ihr dieser Cousin den Hof macht?"

„Ich denke mir's. Was Teufel wird auch sonst ein

schlanker Bursche von einundzwanzig Jahren mit einem siebenzehnjährigen Mädchen machen?"

„Wenn wir denselben Weg einschlügen und uns dann in der Reserve bei Vater Pamphile verweilten, so könnten wir bei einem Glase Wein auf Neuigkeiten warten."

„Gut," sagte Caderousse; „aber du bezahlst doch?"

„Freilich!" antwortete Danglars.

Beide eilten nun raschen Schrittes dem genannten Orte zu. Dort angekommen, ließen sie sich eine Flasche Wein und zwei Gläser geben.

Hundert Schritte entfernt von dem Orte, wo die beiden lauernden Freunde den perlenden Lamalguer-Wein hinunterstürzten, erhob sich hinter einem nackten Hügel das Dorf der Catalaner.

Wir gehen mit durch die einzige Straße des kleinen Dorfes. In einem einfachen Häuschen steht an eine Wand gelehnt ein junges Mädchen, schön und reizend, wie eine Venus. Ihr gegenüber sitzt ein schlanker, junger Mann, der sie mit einer Miene betrachtet, in welcher Unruhe und Verdruß miteinander kämpfen; seine Augen sind forschend, doch der feste, bestimmte Blick des Mädchens beherrscht den Gesellschafter.

„Sehen Sie, Mercedes," sagte der junge Mann, „die Ostern kommen wieder, das ist eine geeignete Zeit, Hochzeit zu machen, antworten Sie mir."

„Ich habe Ihnen schon hundertmal geantwortet, Ferdinand, und Sie müssen in der Tat sich selbst sehr feind sein, da Sie mich noch immer fragen."

„Ich weiß es wohl, Mercedes," entgegnete der junge

Mann; „ja, Sie haben sich mir gegenüber das grausame Verdienst der Offenheit erworben."

„Ferdinand," sagte Mercedes, „man wird eine schlechte Wirtin und kann selbst nicht dafür stehen, eine rechtschaffene Frau zu bleiben, wenn man einen anderen, als seinen Gatten liebt. Begnügen Sie sich mit meiner Freundschaft, denn ich wiederhole es, das ist alles, was ich Ihnen versprechen kann."

Ferdinand erhob sich, dann blieb er vor Mercedes stehen, mit düsterem Blick und geballter Faust.

„Nun, Mercedes," sagte er, „ist das Ihr fester Entschluß?"

„Ich liebe Edmond Dantes," sagte kalt das junge Mädchen, „und kein anderer, als er, wird mein Gatte."

Ferdinand senkte das Haupt und stieß einen Seufzer aus, dann erhob er plötzlich den Kopf und sprach mit zusammengebissenen Zähnen:

„Wenn er aber tot ist?"

„Wenn er tot ist, werde auch ich sterben."

„Wenn er Sie vergißt?"

„Mercedes!" rief eine muntere Stimme vor dem Hause, „Mercedes!"

„Ha!" rief das junge Mädchen, von Liebe errötend und hüpfend vor Freude, „Sie sehen nun, daß er mich nicht vergessen hat, hier ist er!"

Sie stürzte nach der Tür zu und öffnete sie mit dem Ausruf:

„Hier, Edmond! Hier bin ich!"

Ferdinand taumelte bleich und zitternd rückwärts,

wie ein Wanderer bei dem Anblick einer Schlange. Edmond und Mercedes lagen einander in den Armen.

Plötzlich gewahrte Edmond die traurige Gestalt Ferdinands; durch eine Bewegung, von der er sich kaum Rechenschaft geben konnte, griff der junge Catalaner nach dem Messer, welches an seinem Gurte hing.

„Ah so! bitte um Entschuldigung!" rief Edmond, stirnrunzelnd, „ich hatte nicht bemerkt, daß wir hier drei sind."

Dann wandte er sich gegen Mercedes und fragte:

„Wer ist der Herr?"

„Der Herr wird dein bester Freund werden, Dantes, denn er ist mein Freund, mein Vetter, mein Bruder, es ist Ferdinand, das heißt, es ist derjenige, welchen ich nach dir am meisten liebe."

Edmond hatte Mercedes nicht losgelassen. In der einen Hand hielt er die ihrige, die andere streckte er mit Herzlichkeit dem Catalaner entgegegen. Ferdinand aber, weit entfernt, dieses freundschaftliche Entgegenkommen zu erwidern, blieb stumm und unbeweglich, wie eine Bildsäule. Edmond warf einen forschenden Blick auf Mercedes, die aufgeregt und zitternd dastand, dann auf den düsteren und drohenden Ferdinand.

„Ich hätte nicht mit solcher Eile herkommen dürfen, Mercedes, um einen Feind hier zu finden."

„Einen Feind!" rief Mercedes mit einem zornigen Blick auf ihren Cousin. „Bei mir ein Feind von dir, Edmond? Wenn ich das glaubte, so würde ich mich an deinen Arm hängen und mit dir nach Marseille gehen,

ich würde das Haus verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren."

Aus dem Auge Ferdinands zuckte ein Blitzstrahl.

„Und sollte dir ein Leid geschehen, teurer Edmond," fuhr sie mit einer Ruhe fort, die dem Ferdinand deutlich zeigte, daß die junge Schöne seine finsteren Pläne durchschaute, „dann würde ich auf das Kap Morgiou steigen und mich kopfüber vom Felsen stürzen."

Ferdinand wurde schrecklich bleich.

„Doch du hast dich getäuscht, mein Edmond," fuhr sie fort, „du hast hier keinen Feind, hier ist nur mein Bruder Ferdinand, der dir die Hand drücken wird, wie einem trauten Freunde."

Bei diesen Worten heftete das junge Mädchen ihren gebieterischen Blick auf Ferdinand, und er, wie bezaubert durch diesen Blick, näherte sich langsam Edmond und reichte ihm die Hand.

Sein Haß, einer machtlosen, wiewohl wütenden Welle gleich, ward durch die Gewalt gebrochen, welche dieses Mädchen über ihn hatte. Doch kaum hatte er die Hand Edmonds berührt, so fühlte er, daß er sein möglichstes getan, und stürzte aus dem Hause.

„He, Catalaner! Ferdinand! He! Wo läufst du hin?" rief eine Stimme.

Der junge Mann blieb stehen, blickte um sich und gewahrte Caderousse, der mit Danglars an einem Tisch unter einem Laubengange saß. Er sah sie beide mit stierem Blicke an, dann sagte er:

„Guten Morgen. Habt ihr mich angerufen?"

„Ich habe dich angerufen," sagte Caderousse lachend, „weil du wie ein Unsinniger umherliefst und ich Furcht hatte, du könntest dich ins Meer stürzen. Was Teufel! Man hat nicht bloß Freunde, um ihnen ein Glas Wein anzubieten, sondern auch, um sie zu verhindern, drei oder vier Eimer Wasser zu trinken."

Ferdinand seufzte tief auf, trat in die Laube und senkte sein Haupt auf seine beiden Arme, die er kreuzweise auf den Tisch gestemmt hatte.

„Mein Wohlsein ist dahin" sagte Ferdinand, die Faust ballend, ohne den Kopf zu erheben.

„Ah, siehst du, Danglars," sagte Caderosse, indem er seinem Freunde einen verstohlenen Blick zuwarf, „die Sache ist diese: Ferdinand, ein guter, braver Catalaner und einer der besten Fischer von Marseille, ist in ein schönes Mädchen, namens Mercedes, verliebt; doch unglückerweise scheint das Mädchen in den Sekond des Pharaon verliebt zu sein, und da der Pharaon heute in den Hafen eingelaufen ist, so — du verstehst mich."

„Armer Junge!" begann Danglars, indem er sich stellte, als ob er den jungen Mann von Grund seines Herzens beklagte; „was willst du? Er erwartete nicht, Dantes so bald wiederkommen zu sehen; er glaubte vielleicht, daß er tot, untreu, wer weiß was, sei. Solche Dinge sind um so empfindlicher, je plötzlicher sie uns überraschen."

„Bei meiner Treu!" rief Caderousse, der fortwährend trank, und bei dem der Lamalguerwein schon seine Wirkung zu tun anfing; „jedenfalls ist Ferdinand nicht der

einzige, welchem die glückliche Ankunft Dantes' unlieb ist, nicht wahr, Danglars?"

„Ja, ich möchte fast sagen, daß sie ihm selber Unglück bringen wird."

„Doch das tut nichts," fügte Caderousse hinzu, indem er Ferdinand ein Glas Wein hinreichte und sein eigenes Glas zum neunten Male füllte, während Danglars das seinige kaum berührt hatte; „das tut nichts, mittlerweile heiratet er Mercedes, die schöne Mercedes."

Während dieser Rede betrachtete Danglars mit durchdringendem Blick den jungen Mann, auf dessen Herz Caderousses Worte schwer wie Blei fielen.

„Und wann ist die Hochzeit?" fragte er.

„O, die ist noch nicht gemacht," murmelte Ferdinand.

„Nein, aber sie wird gemacht werden," sagte Caderousse, „so gewiß, als Dantes Kapitän des Pharaon wird; nicht wahr, Danglars?"

Danglars zitterte bei dieser Bemerkung und wendete sich gegen Caderousse, dessen Gesicht scharf beobachtend, um zu sehen, ob dieser Hieb ein absichtlicher war. Doch er las nichts als Begierde auf dem Gesicht, das durch Trunkenheit fast schon entstellt war.

„Hm, hm!" rief Caderousse, „was sehe ich da auf dem Hügel, nach dem Catalanerdorfe zu. Sieh mal, Ferdinand, du hast ein besseres Auge, als ich. Man müßte glauben, daß zwei Liebende Arm in Arm einhergehen! Gott verzeihe mir! Sie vermuten nicht, daß wir sie sehen. Sieh, wie sie sich umarmen!"

„Ferdinand, kennst du diese?"

„Ja," antwortete er mit dumpfer Stimme, „es ist Edmond und Mercedes.

„Siehst du," sagte Caderousse, „ich hatte sie nicht erkannt. He, Dantes! He, schöne Tochter! Kommt doch ein bißchen her und sagt uns, wann Hochzeit ist, denn Ferdinand ist so eigensinnig, es uns nicht sagen zu wollen."

Danglars beobachtete nacheinander die beiden Männer, von denen der eine sinnlos durch Trunkenheit, der andere von Liebesschmerz überwältigt war.

„Diese Einfaltspinsel werden mir nichts nützen," murmelte er, „und ich habe große Furcht, hier zwischen einem Trunkenbold und einer feigen Memme mich zu befinden. Hier ein Neidischer, der statt mit Galle, mit Wein sich anfüllt; dort ein Einfältiger, dem man die Geliebte vor der Nase wegschnappt, und der sich damit begnügt, zu weinen und sich zu beklagen wie ein Kind. Gewiß wird Edmond das Beste davontragen, er wird das schöne Mädchen heiraten, Kapitän werden und sich über uns lustig machen — wofern ich mich nicht darein mische."

„Hollah!" schrie Caderousse wieder, „Edmond, siehst du die Freunde nicht oder bist du zu stolz, mit ihnen zu sprechen?"

„Nein, lieber Caderousse," erwiderte Dantes, „ich bin nicht stolz, ich bin glücklich; und das Glück, glaube ich, ist blinder noch als der Stolz."

„So wird denn die Hochzeit ungesäumt stattfinden, Herr Dantes?" sagte Danglars, indem er das Paar höflich begrüßte.

„Sobald als möglich. Heute wird bei meinem Vater alles angeordnet, und morgen oder übermorgen spätestens ist die Verlobungsfeier hier in der Reserve; meine Freunde werden hoffentlich dabei sein, das heißt, Sie, Danglars, sind hiermit eingeladen, und du; Caderousse."

„Wird Ferdinand auch eingeladen?" fragte Caderousse mit einem häßlichen Gelächter.

„Der Bruder meiner Frau ist auch der meinige," entgegnete Edmond, „und wir würden es schmerzlich bedauern, wenn er sich in solchem Momente von uns fern hielte.

Ferdinand öffnete den Mund, um zu antworten; doch das Wort erstickte ihm in der Kehle, und er konnte kein Wort hervorbringen.

„Heute die Anordnungen, morgen oder übermorgen die Verlöbnisfeier! — Sie sind sehr eilig."

„Man eilt stets, glücklich zu werden, Herr Danglars, denn wenn man lange Zeit gelitten hat, will man schwer dem Glücke trauen. Doch handle ich nicht bloß aus Egoismus. Ich muß nach Paris."

„Haben Sie Geschäfte da?"

„Nicht für meine Rechnung. Ich habe noch einen letzten Auftrag des armen Kapitäns Leclerc zu erfüllen. Sie begreifen, Danglars, daß mir dies heilig ist. Übrigens können Sie ruhig sein, ich werde bloß gehen und kommen."

„Ja, ja, ich verstehe," sagte Danglars laut.

Dann flüsterte er vor sich hin:

„Nach Paris geht er, ohne Zweifel, um den Brief, welchen der Kapitän ihm überliefert, an seine Adresse abzugeben. Bei Gott, dieser Brief bringt mich auf einen herrlichen Gedanken! Ha, Freund Dantes, du stehst noch nicht unter Nr. 1 im Register des Pharaon."

Dann wandte er sich gegen Edmond, der sich schon entfernte, und rief ihm zu:

„Glückliche Reise!"

„Danke!" antwortete Edmond, indem er sich umwandte und freundschaftlich nickte.

Hierauf setzten die beiden Liebenden ihren Weg fort, ruhig und freudevoll, wie zwei Selige, die gen Himmel steigen.

Danglars Blicke folgten Edmond und Mercedes, bis die beiden durch einen Flügel des Tores Saint-Nicolas verschwanden; dann wendete er sich um und blickte auf Ferdinand, der bleich und seufzend auf seinen Stuhl zurückgefallen war, während Caderousse Worte aus einem Trinkliede stammelte.

„Hier, mein lieber Freund," sagte Danglars zu Ferdinand, „gibt es eine Heirat, die nicht jedermann glücklich machen wird."

„Sie bringt mich zur Verzweiflung."

„Sie lieben also Mercedes?"

„Seitdem wir uns kennen; ich habe sie stets geliebt."

„Laß sehen," sagte Danglars; „Sie scheinen mir ein guter Junge zu sein, und, hol' mich der Teufel! ich möchte Sie von dem Kummer befreien; gesetzt, es wären die Mauern eines Gefängnisses zwischen Edmond und Mer-

cedes, so werden sie nicht minder getrennt sein, als wenn das Grab sie von einander schiede."

„Richtig; doch wenn man aus dem Gefängnisse herauskommt," sagte Caderousse, der mit dem Reste seines Verstandes sich der Unterhaltung zuwandte. „Wenn man aus dem Gefängnis herauskommt, rächt man sich, wenn man Edmond Dantes heißt."

„Was schadet das?" murmelte Ferdinand.

„Kellner!" rief Danglars. „Bringen Sie Tinte, Feder und Papier."

„Hier!" sagte der Kellner, indem er die verlangten Gegenstände brachte.

Ferdinand füllte Caderousses Glas, und dieser tüchtige Trinker griff zum Glase. Der Catalaner beobachtete die Bewegung, bis Caderousse von diesem neuen Sturme fast besiegt, das Glas auf den Tisch hinwarf.

„Nun!" begann der Catalaner wieder, als er sah, daß der Rest von Besinnung, welche Caderousse geblieben war, zu verschwinden anfing.

„Nun," sagte Danglars, „wenn zum Beispiel jemand Dantes, der auf seiner Reise Neapel und die Insel Elba berührt hat, dem königlichen Prokurator als bonapartistischen Agenten denunzierte!"

„Ich werde ihn denunzieren," sagte lebhaft der junge Mann.

„Nein, nein," sprach Danglars, „wenn man sich zu solchem Schritte entscheidet, muß man alles genau nehmen, wie ich es tue."

Mit der linken Hand schrieb er nun in einer Schrift,

die nicht die geringste Ähnlichkeit mit seiner sonstigen Handschrift hatte, folgende Zeilen, welche er Ferdinand übergab, der sie halblaut las.

„Der königliche Prokurator wird hiermit durch einen Freund des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß ein gewisser Edmond Dantes, Sekond des Schiffes Pharaon, der heute früh hier angekommen ist, nachdem er Neapel und Porto-Ferrajo berührt, von Murat einen Brief an den Usurpator, und von diesem einen Brief an das bonapartistische Komitee zu Paris mitgenommen hat. Durch Arretierung wird man sich von seinem Verbrechen überzeugen können, denn man wird den Brief entweder bei ihm selbst oder bei seinem Vater oder in der Kabine des Pharaon finden."

„A la bonne heure!" fuhr Danglars fort. „So kann die Rache auf keine Weise auf Sie zurückfallen, die Sache geht nun ihren Gang ganz allein; man braucht nur noch den Brief zusammenzufalten, was ich eben tue, und die Überschrift zu machen:

An den Herrn Königlichen Prokurator,

damit wäre alles abgemacht."

Danglars schrieb die Adresse im Scherz.

„Ja, wäre alles abgemacht," meinte Caderousse, der mit Anstrengung der letzten Besinnung, die ihm noch geblieben, der Vorlesung des Briefes gefolgt war, und instinktmäßig begriff, welches Unglück eine solche Denunziation herbeiführen könnte. „Allerdings, damit wäre alles abgemacht, nur ist's eine Niederträchtigkeit!"

Und er streckte die Arme aus, um den Brief zu ergreifen.

„Was ich spreche und tue, ist ja nur Scherz," sagte Danglars, indem er ihn etwas zurückstieß, „und ich würde der erste sein, der sich betrübte, wenn dem Dantes etwas widerführe. Dieser gute Dantes! Also laß!"

Er nahm den Brief, drückte ihn in seinen Händen zusammen und warf ihn in einen Winkel der Laube.

„Ja," sagte Caderousse, „Dantes ist mein Freund und ich will nicht, daß man ihm übles tue."

„Ach, wer denkt denn daran, ihm Böses zu tun? Weder ich, noch Ferdinand," sagte Danglars, indem er sich erhob und den jungen Mann ansah, der sitzen geblieben war, dessen Seitenblick jedoch von dem verräterischen Papier nicht abließ.

„Wir wollen gehen," sagte Caderousse. „Kommst du, Ferdinand? Gehst du mit uns nach Marseille?"

„Nein," sagte Ferdinand, „ich kehre zu den Catalanern zurück."

„Wie verstehe ich das? Du willst nicht, mein Guter? Nun wie es dir gefällt. Freiheit für jedermann. Komm, Danglars, lassen wir ihn zu den Catalanern gehen, da er er es einmal will."

Danglars benutzte Caderousses augenblicklichen guten Willen, um ihn nach Marseille fortzuführen; nur kam er, um Ferdinand einen kürzeren und bequemern Weg offen zu lassen, statt durch den Kai Rive-Neuve, durch das Tor Saint-Viktor. Caderousse, an seinem Arme hängend, folgte ihm. Nach zwanzig Schritten sah sich Danglars um und bemerkte, daß Ferdinand das Papier aufhob und es in die Tasche steckte. Darauf stürzte der

junge Mann sogleich aus der Laube und eilte der Stadt zu.

„Ei, was macht er denn?“ sagte Caderousse. „Er hat uns belogen, uns sagte er, daß er zu den Catalanern gehe, und nun nimmt er den Weg nach der Stadt. Holla! Ferdinand, du verirrst dich, mein Junge!“

„Du siehst schlecht,“ sagte Danglars. „Er verfolgt ganz richtig den Weg zu den Catalanern.“

„Wirklich!“ sagte Caderousse. „Ich hätte geschworen, daß er sich nach rechts wandte. Doch der Wein ist ein Verführer.“

„Nun,“ murmelte Danglars, „glaube ich, daß die Sache weit genug gediehen ist, und daß ich mich jetzt nicht mehr darum zu kümmern brauche.“

II.

Es folgte ein schöner Tag, rein und glänzend stieg die Sonne auf. Das Verlobungsmahl war in der ersten Etage desselben Wirtshauses, mit dessen Laube wir bereits Bekanntschaft gemacht haben. Es war dies ein durch fünf bis sechs Fenster erleuchteter Saal, über jedem Fenster stand der Name einer großen Stadt Frankreichs.

Obgleich das Mahl erst für den Mittag angesagt war, füllte sich der Saal doch schon von elf Uhr ab. Es waren dies die bevorzugten Seeleute des Pharaon und einige dem Dantes befreundete Soldaten. Bald kam Danglars mit Caderousse und einen Augenblick später

Herr Morrel in das Zimmer, wobei er mit einem einstimmigen Hurra empfangen wurde. Die Gegenwart des Schiffsherrn galt als die Bestätigung des Gerüchts, daß Dantes zum Kapitän ernannt werden würde. Kaum war Herr Morrel eingetreten, als man einstimmig Danglars und Caderousse zum Verlobten mit der Weisung absandte, ihn von der Ankunft dieses wichtigen Mannes zu benachrichtigen und ihn zur Eile anzutreiben. Sie waren kaum hundert Schritte gegangen, als ihnen eine kleine Truppe in festlichen Gewändern entgegenkam.

Diese kleine Truppe bestand aus vier jungen Mädchen, Freundinnen der Mercedes, welche die Braut begleiteten, die Edmond den Arm gegeben hatte. Neben seiner zukünftigen Schwiegertochter ging Dantes' Vater, und hinter ihnen Ferdinand mit einem boshaften Lächeln.

Sobald man von der Reserve aus des Brautpaars und seiner Begleitung ansichtig ward, ging Morrel ihnen entgegen und es folgten die Matrosen und Soldaten, bei welchen er geblieben war und denen er das dem Dantes gegebene Versprechen, ihn als Kapitän des Pharaon einzusetzen, wiederholte. Als Edmond ihn kommen sah, verließ er den Arm seiner Braut, welche nun der Lieferant führte. Herr Morrel und die junge Schöne gingen voran und stiegen die ersten Stufen der hölzernen Treppe hinauf, welche in den Speisesaal führte.

„Mein Vater," sagte Mercedes, die an der Mitte des Tisches Platz nahm, „kommen Sie gefälligst mir zur Rechten; mir zur Linken werde ich den sitzen lassen, der mir Bruder war." Diese Worte sprach sie mit einer

Anmut, die wie ein Dolchstich Ferdinands Herz traf.

Während dessen hatte Dantes dasselbe Manöver gemacht. Zu seiner Rechten ließ er Herrn Morrel Platz nehmen, zu seiner Linken Danglars.

Dann winkte er jedem mit der Hand zu, nach Belieben Platz zu nehmen.

Schon dampften die Schüsseln, angefüllt mit den ausgesuchtesten, delikatesten Gerichten, als man ein dumpfes Geräusch auf der Treppe hörte, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, die sich durch augenblickliche Stille bekundete. Der Lärm näherte sich. Ein dreimaliges Türklopfen ließ sich vernehmen. Jeder blickte seinen Nachbar erstaunt an.

„Im Namen des Gesetzes!" rief eine schnarrende Stimme, welcher niemand antwortete.

Sogleich öffnete sich die Tür und ein Kommissarius, mit seiner Schärpe umgürtet, trat in den Saal; ihm folgten vier bewaffnete Soldaten, die von einem Korporal angeführt wurden. Die Unruhe wich dem Schrecken.

„Was gibt's?" fragte der Schiffsherr, indem er dem Kommissarius, welchen er kannte, entgegen ging. „Gewiß waltet hier ein Irrtum vor."

„Wenn ein Irrtum vorwalten sollte, so glauben Sie mir, Herr Morrel, daß derselbe schnell gutgemacht werden wird. Vorläufig bin ich der Überbringer eines Verhaftsbefehls, und wie ungern ich auch meine Mission erfülle, erfüllen muß ich sie. Wer von ihnen, meine Herren, ist Edmond Dantes?"

Aller Blicke hefteten sich auf den jungen Mann, der

sehr bewegt, doch mit Würde einen Schritt vorwärts tat und sagte:

„Hier bin ich, mein Herr, was wünschen Sie von mir?"

„Edmond Dantes," sagte der Kommissarius, „im Namen des Gesetzes sind Sie mein Gefangener."

„Sie wollen mich arretieren!" sagte Dantes mit einem leichten Erblassen. „Und weshalb denn?"

„Ich weiß es nicht, doch wird Sie Ihr erstes Verhör gewiß darüber belehren."

Herr Morrel sah, daß sich gegen den Ernst der Sachlage nichts tun ließ. Der Greis hingegen eilte auf den Beamten zu, denn es gibt Dinge, welche das Herz eines Vaters oder einer Mutter nie begreifen. Er bat und flehte. Tränen und Bitten vermochten nichts; indessen seine Verzweiflung war so groß, daß der Kommissar davon gerührt ward und sagte:

„Beruhigen Sie sich, mein Herr, vielleicht hat Ihr Sohn irgend eine Förmlichkeit in betreff der Zölle oder der Sanität vernachlässigt, und aller Wahrscheinlichkeit nach kommt er wieder in Freiheit, sobald man von ihm die Belege erhalten hat, die man wünscht."

Unterdes hatte Dantes seinen sich um ihn drängenden Freunden lächelnd die Hand gedrückt, Mercedes innig umarmt und sich als Gefangener gestellt, indem er sagte:

„Seien Sie ruhig, der Irrtum wird sich leicht ergeben, und ich werde nicht einmal ins Gefängnis zu gehen brauchen."

Dantes ging die Treppe hinab, von Soldaten umgeben, während der Polizeikommissar den Zug führte. Ein Wagen, dessen Schlag ganz geöffnet war, wartete vor der Tür. Er stieg ein, zwei Soldaten und der Kommissar nahmen neben ihm Platz. Nachdem der Wagenschlag geschlossen, schlug man den Weg nach Marseille ein.

„Adieu Dantes! Adieu Edmond!“ rief Mercedes, die sich über das Geländer lehnte.

Der Gefangene hörte diesen letzten Ruf, der wie ein Schluchzen aus dem zerrissenen Herzen seiner Braut kam. Noch einmal öffnete er die Wagentür, rief seiner Verlobten zu: „Auf Wiedersehen, Mercedes!“ und verschwand in der Richtung nach einem Flügel des Fort Saint-Nikolas.

„Erwarten sie mich hier,“ sagte der Lieferant, „ich werde den ersten Wagen, dem ich begegne, nehmen, ich eile nach Marseille und bringe euch Nachrichten.“

„Ach, gehen Sie!“ riefen alle Stimmen. „Und kehren Sie bald wieder.“

Nach dieser zweifachen Abreise verbreitete sich ein Moment fürchterlicher Erstarrung über alle die, welche geblieben waren. Der Greis und Mercedes blieben einige Zeit, jeder in seinem Schmerz, allein. Endlich aber begegneten sich ihre Blicke; sie erkannten sich als zwei von einem Schlage getroffene Opfer und warfen sich einander in die Arme.

„Meine Herren!“ rief einer von den Gästen, der als Schildwache auf dem Geländer geblieben war, „meine

Herren, ein Wagen — Herr Morrel! Mut, Mut! Ohne Zweifel bringt er gute Nachricht."

Mercedes und der alte Vater eilten dem Schiffsherrn entgegen, den sie vor der Tür trafen. Herr Morrel war ganz blaß.

„Nun?" riefen sie einstimmig.

„Meine Freunde," erwiderte der Schiffsherr kopfschüttelnd, „die Sache ist ernster, als wir denken."

„Herr!" rief Mercedes, „er ist unschuldig."

„Ich glaube es," entgegnete Herr Morrel. „Doch man klagt ihn an."

„Wessen denn?" fragte der alte Dantes.

„Er soll ein bonapartistischer Agent sein."

Mercedes stieß einen Schrei aus. Der Greis sank auf einen Stuhl.

„Ha," murmelte Caderousse, „du hast mich belogen, Danglars, und man hat sich den Spaß gemacht. Allein, ich will diesen Greis und das junge Mädchen nicht vor Schmerz sterben sehen; ich werde alles sagen."

„Schweig, Unglücklicher!" rief Danglars, Caderousses Hand ergreifend, „oder ich stehe nicht für dich selber ein! Wer sagt dir, daß Dantes nicht in der Tat schuldig ist? Das Schiff hat die Insel Elba berührt, dort ist er ausgestiegen und hat einen ganzen Tag zu Porto-Ferrajo verweilt. Wenn man nun einen Brief bei ihm fände, der ihn kompromittiert, so würden diejenigen, die ihn unterstützt, für seine Mitschuldigen gelten."

Caderousses Egoismus begriff instinktmäßig das ganze Gewicht dieses Grundes. Er blickte Danglars mit einem

vor Furcht und Schmerz stieren Blick an, und für den einen Schritt, den er vorwärts getan, wankte er jetzt zwei zurück.

„Warten wir denn!“ murmelte er.

„Ja, warten wir,“ sagte Danglars. „Ist er unschuldig, so wird man ihn freilassen; ist er aber schuldig, dann ist es unnütz, sich zugunsten eines Verschworenen zu kompromittieren.“

„So gehen wir. Ich kann nicht länger hier weilen!“

„Komm!“ sagte Danglars, erfreut, sich in Gesellschaft zurückziehen zu können. „Komm, mögen sie sich nun herausziehen, so gut sie können.“

Sie gingen ab. Ferdinand, der nun wieder die Stütze des jungen Mädchens geworden war, nahm Mercedes Arm und führte sie zu den Catalanern. Die Freunde Dantes' führten ihrerseits den fast entseelten Greis zurück. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß Dantes als bonapartistischer Agent verhaftet worden sei, durch die ganze Stadt.

III.

In der Straße Grand Cours feierte man in einem alten Gebäude von aristokratischer Architektur an demselben Tage und zur selben Stunde einen Verlobungsschmaus. Während jedoch die Teilnehmer jener Szene Leute aus dem Volke waren, Matrosen und Soldaten, gehörten diese zur vornehmsten Marseiller Gesellschaft.

Man saß bei Tische, die Unterhaltung war belebt

von den Leidenschaften der Zeit, Leidenschaften, die um so schrecklicher, lebendiger und reizbarer im Süden waren, als seit fünfhundert Jahren der religiöse Haß dem politischen zu Hilfe kam.

Der Kaiser, damals König auf der Insel Elba, der, nach einer Herrschaft über einen großen Teil der Welt, jetzt über eine Bevölkerung von fünf- oder sechstausend Seelen gebot, und der früher von einhundertundzwanzig Millionen in zehn verschiedenen Sprachen hatte „Es lebe Napoleon!" rufen hören — er schien diesen Leuten Frankreich und den Thron für immer verloren zu haben.

Man feierte die Verlobung der Tochter des Marquis von St. Meran, namens Renée, mit dem Substitut des königlichen Prokurators Herrn von Villefort. Dieser, ein eifriger Anhänger des Königs, war gezwungen, dies umsomehr zu zeigen, da sein Vater Graf Noirtier Bonapartist gewesen und er nur durch die besondere Empfehlung des Marquis von St. Meran von Ludwig XVIII. in Gnaden aufgenommen worden war.

Ein Greis, der mit dem Kreuz des heiligen Ludwig geschmückt war, schlug seinen Tafelfreunden vor, die Gesundheit Ludwigs XVIII. auszubringen. Es war dies der Marquis von St. Meran. Bei diesem Toaste, der zugleich an den Verbannten von Hartwell und an den friedenstiftenden König erinnerte, ward es sehr lebhaft, man erhob die Gläser auf englische Manier, die Damen machten ihre Buketts los und beschütteten damit das Tischtuch; es herrschte ein fast poetischer Enthusiasmus.

In diesem Augenblick trat ein Kammerdiener ein, der

Herrn Villefort einen Brief übergab. Villefort verließ sogleich die Tafel, indem er sich entschuldigte.

Kaum war Villefort aus dem Speisesaale, als er die Maske des Vergnügten abwarf, um die ernste Miene eines Mannes anzunehmen, der die hohe Funktion hat, über das Leben seiner Mitmenschen Recht zu sprechen. Trotz der Beweglichkeit seiner Physiognomie, einer Beweglichkeit, die ein geschickter Schauspieler haben muß, und die er mehr als einmal vor dem Spiegel einstudiert hatte, gab es doch diesmal ein Stück Arbeit für ihn, das seine Stirn runzlig, seine Gesichtszüge düster machen sollte. In der Tat war Gerard von Villefort, abgesehen von der politischen Richtung, welche sein Vater verfolgt hatte, und die ihm, wenn er sie nicht vollständig aufgab, seine Zukunft vernichten konnte, in diesem Augenblick so glücklich, als nur immer ein Mensch werden kann. Er war reich, bekleidete in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren einen hohen Posten, heiratete ein junges und schönes Mädchen, welches er zwar nicht leidenschaftlich, aber aus Gründen der Vernunft liebte; noch mehr, dieses Mädchen, Fräulein von St. Meran, gehörte zu den Familien, die zur Zeit am besten bei Hofe angeschrieben waren, und brachte ihrem Gatten eine Mitgift von fünfzigtausend Franks, die sich leicht in eine Erbschaft von einer halben Million verwandeln konnte. Alles dies vereint, schuf also Villefort eine glänzende Lage.

An der Tür fand er den Polizei-Kommissar, der ihn erwartete. Er näherte sich dem Beamten und sprach:

„Hier bin ich nun; ich habe den Brief gelesen und Sie haben recht daran getan, diesen Menschen zu verhaften; teilen Sie mir jetzt über ihn und die Verschwörung alles mit, was Sie davon herausgebracht haben."

„Von der Verschwörnng, mein Herr, wissen wir noch nichts," sprach der Kommissar, „doch sind alle Papiere, die man bei ihm vorfand, zusammengepackt und versiegelt in Ihrem Bureau. Was den Angeklagten betrifft, so haben Sie aus dem Briefe, der ihn denunziert, wohl bereits ersehen, daß es ein gewisser Edmond Dantes ist, Sekond an Bord des Dreimasters Pharaon, der Geschäfte in Baumwolle mit Alexandrien und Smyrna macht und der dem Hause Morrel und Sohn in Marseille gehört."

Als jetzt Villefort an der Ecke der Conseilstraße angekommen war, trat ein Mann zu ihm heran, der ihn hier zu erwarten schien; es war Herr Morrel.

„Ach, Herr von Villefort!" rief der brave Mann, als er den Substitut bemerkte, „ich bin sehr erfreut, Ihnen hier zu begegnen. Denken Sie sich, man hat soeben die seltsamste, unerhörteste Verhaftung vorgenommen; man hat Edmond Dantes, den Sekond meines Schiffes, verhaftet."

„Ich weiß es," sagte Villefort, „und stehe eben im Begriff, ihn zu verhören."

„O, Herr!" fuhr Morrel fort, der sich von seiner Freundschaft für den jungen Mann hinreißen ließ, „Sie kennen den nicht, den man anklagt, ich aber kenne ihn. Denken Sie sich den sanftesten, redlichsten Menschen,

einen Menschen, der das kaufmännische Seewesen aufs beste versteht. Ja, Herr Villefort, ich empfehle Ihnen denselben gewissenhaft und von ganzem Herzen."

Villefort gehörte, wie man weiß, zum adligen, Morrel zum plebejischen Teil der Stadt; der erstere war exaltierter Royalist, der andere stand im Verdacht eines heimlichen Bonapartismus. Villefort sah ihn verächtlich an und antwortete kalt:

„Sie können ganz ruhig sein, mein Herr, und Sie werden sich nicht vergeblich an meine Gerechtigkeit gewandt haben, wenn der Eingezogene unschuldig ist; ist er aber schuldig, so sehen Sie ein, daß wir jetzt in einer Epoche leben, wo die Straflosigkeit ein unheilvolles Beispiel wäre; ich werde also meine Pflicht tun müssen."

Als er darauf an der Tür seines Hauses, welches an den Justizpalast stieß, angekommen war, grüßte er den unglücklichen Lieferanten mit frostiger Höflichkeit und trat majestätisch in seine Gemächer ein; Morrel blieb wie versteinert auf dem Platze stehen, wo ihn Villefort verlassen hatte.

Das Vorzimmer wimmelte von Gendarmen und Polizei-Agenten. Unter ihnen stand, scharf beobachtet und von Blicken des Hasses getroffen, der Eingezogene ganz aufrecht da. Villefort durchschritt das Vorzimmer, übernahm ein Schriftpaket, welches ein Agent ihm reichte, sah Dantes mit einem Seitenblick an und sprach:

„Man führe den Gefangenen vor."

Er setzte sich mit finsterer, drohender Miene an sein Bureau. Dies war kaum geschehen, als Dantes erschien.

Der junge Mann grüßte den Richter ungezwungen und höflich.

„Wer sind Sie und wie heißen Sie?“ fragte Villefort.

„Ich heiße Edmond Dantes,“ antwortete der junge Mann mit sanfter, wohlklingender Stimme; „ich bin Sekond des Pharaon, der Herren Morrel und Sohn gehört.“

„Wie alt sind Sie?“ fuhr Villefort fort.

„Neunzehn Jahre!“ erwiderte Dantes.

„Was hatten Sie in dem Augenblick vor, als man Sie verhaftete?“

„Ich wohnte meiner eigenen Verlobungsfeier bei,“ sagte Dantes mit bewegter Stimme.

„Sie waren eben beim Verlobungsmahl?“ fragte der Substitut, indem er unwillkürlich zitterte.

„Ja, Herr, ich bin im Begriff, ein Mädchen zu heiraten, das ich seit drei Jahren liebe.“

So unempfindlich Villefort auch sonst war, frappierte ihn dennoch dieses Zusammentreffen.

„Haben Sie vielleicht einige Feinde?“ fragte Villefort.

„Ich, Feinde? Ich habe das Glück, nur noch wenig zu sein und meine Stellung hat mir also noch keine Feinde schaffen können.“

„In Ermanglung von Feinden,“ sagte Villefort weiter, „haben Sie vielleicht Neider? Sie sollen eben von neunzehn Jahren zum Kapitän ernannt werden. Das ist ein hoher Posten in Ihrem Stande. Sie sollen ein Mädchen heiraten, welches Sie liebt; dies ist ein in allen Ständen seltenes Glück. Diese beiden Begünsti-

gungen des Schicksals könnten Ihnen wohl Neider zugezogen haben."

„Sie haben recht, Sie müssen die Menschen besser kennen, als ich; doch sollten diese Neider sich unter meinen Freunden befinden, so gestehe ich, daß ich sie lieber nicht kennen möchte, um nicht gezwungen zu sein, sie zu hassen."

„Sie haben unrecht! Man muß stets so klar als möglich um sich blicken, und Sie scheinen mir in der Tat ein so würdiger junger Mann zu sein, daß ich von den gewöhnlichen Regeln der Justiz abgehen und Ihnen zur Gewißheit verhelfen will, indem ich Ihnen die Denunziation mitteile, welche Sie vor mich geführt hat. Kennen Sie diese Handschrift wieder?"

Villefort zog den Brief aus seiner Tasche und legte ihn Dantes vor. Er lautete:

„Der Königliche Prokurator wird hiermit durch einen Freund des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß ein gewisser Edmond Dantes, Sekond des Schiffes Pharaon, der heute früh hier angekommen ist, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt, von Murat einen Brief an den Usurpator, und von diesem einen Brief an das bonapartistische Komitee zu Paris mitgenommen hat. Durch Arretierung wird man sich von seinem Verbrechen überzeugen können, denn man wird den Brief entweder bei ihm selbst, oder bei seinem Vater oder in der Kabine des Pharaon finden."

Dantes las ihn. Eine Wolke verbreitete sich über seine Stirn und er sprach:

„Nein, Herr, ich kenne die Handschrift nicht, sie ist verstellt und dennoch hat sie eine ziemlich ungezwungene Form. Jedenfalls war es eine geschickte Hand, die sie geschrieben hat. Ich bin sehr glücklich, es mit einem Manne, wie Sie sind, zu tun zu haben, denn in der Tat ist mein Neider ein wirklicher Feind."

„Antworten Sie mir nun ganz offen," sagte der Substitut, „nicht wie ein Angeschuldigter seinem Richter, sondern wie ein Mensch, der in einer schiefen Lage sich befindet, einem anderen Menschen antwortet, der sich für ihn interessiert, was ist an dieser Anklage wahr?"

„Alles und nichts, ich sage ihnen die reine Wahrheit bei meiner Seemanns-Ehre, bei meiner Liebe zu Mercedes, bei dem Leben meines Vaters!"

„Sprechen Sie!" sagte Villefort laut.

„Wohlan! Als wir Neapel verließen, fiel der Kapitän Leclerc in ein hitziges Nervenfieber, und als er seinen nahen Tod fühlte, ließ er mich holen und sagte zu mir:

‚Lieber Dantes, schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, daß Sie das tun werden, was ich Ihnen sagen will.'

‚Ich schwöre es Ihnen, mein Kapitän, antwortete ich ihm.'

‚Nun denn! Da das Kommando des Schiffes nach meinem Tode auf Sie übergeht, steuern Sie auf die Insel Elba zu, landen Sie zu Porto Ferrajo, fragen Sie nach dem Großmarschall und übergeben Sie ihm diesen Brief; vielleicht übergibt er ihnen dann einen anderen und beauftragt Sie mit einer Mission. Diese Mission,

welche mir vorbehalten war, werden Sie, Dantes, für mich erfüllen und die Ehre dafür einernten.'

‚Ich werde es tun, mein Kapitän, sprach ich; doch gelangt man vielleicht nicht so leicht zum Großmarschall.'

‚Hier ist ein Ring, sagte der Kapitän, den Sie ihm zukommen lassen mögen und der alle Schwierigkeiten beseitigen wird.'

‚Mit diesen Worten übergab er mir den Ring. Es war die höchste Zeit, zwei Stunden darauf ergriff ihn das Delirium, am anderen Tage war er tot.'"

„Und was taten Sie darauf?"

„Das, was ich tun mußte und was jeder an meiner Stelle getan hätte. Die Bitten eines Sterbenden sind immer heilig. Ich segelte daher auf Elba los, wo ich den folgenden Tag ankam. Ich ließ die Mannschaft an Bord und stieg allein ans Land. Wie ich vermutet hatte, machte man anfangs Schwierigkeiten, mich beim Marschall vorzulassen, doch überschickte ich ihm den Ring, der mir zum Zeichen der Erkennung dienen sollte, und bald öffneten sich mir alle Tore. Er nahm mich auf und fragte mich über die letzten Umstände, die den Tod Leclercs begleitet hatten; dann übergab er mir einen Brief, den ich persönlich an jemand in Paris abgeben sollte. Ich versprach es ihm, denn damit erfüllte ich den letzten Willen meines Kapitäns. Ich ging wieder an Bord zurück, segelte nach Marseille, wo ich gestern ankam; ich regelte schnell alle Zoll- und Sanitätssachen, lief dann zu meiner Braut, welche ich liebreicher und schöner als je fand. Durch die Güte des Herrn Morrel wurden die

kirchlichen Schwierigkeiten bald gehoben; ich begab mich alsdann zum Verlobungsmahl, in einer Stunde sollte unsere Trauung sein und am folgenden Tage wollte ich nach Paris reisen; da wurde ich infolge dieser Denunziation, welche Sie eben so sehr, wie ich, zu verachten scheinen, verhaftet."

„Ja, ja," murmelte Villefort, „das scheint alles richtig zu sein, und wenn Sie schuldig sind, so sind Sie es aus Unvorsichtigkeit; indes war auch diese Unvorsichtigkeit gesetzmäßig durch die Ordre ihres Kapitäns. Liefern Sie uns den Brief aus, welcher Ihnen auf der Insel Elba übergeben ist, geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie sich auf die erste Aufforderung stellen wollen, und gehen Sie zu Ihren Freunden."

„Ich bin also frei?" rief Dantes im Übermaß von Freude.

„Ja, nur geben Sie mir den Brief."

„Er muß Ihnen vorliegen, mein Herr, denn man hat mir denselben nebst anderen Papieren genommen, und ich erkenne einige davon unter diesem Stoß."

„Warten Sie," sagte der Substitut zu Dantes, der Handschuhe und Hut nahm, „warten Sie, an wen war der Brief adressiert?"

„An Herrn Noirtier, Coq-Heronstraße in Paris."

Nicht ein Blitz hätte schneller und unvermuteter auf Villefort niederfallen können; er sank auf seinen Lehnsessel zurück, durchblätterte heftig das Briefpaket, welches vor ihm lag, und betrachtete dasselbe mit einem unsäglich erschreckten Blicke.

„An Herrn Noirtier, Coq-Heronstraße Nr. 13," murmelte er vor sich hin, während er immer mehr und mehr erblaßte.

„Und Sie haben diesen Brief niemandem gezeigt?" fragte Villefort, indem er fortlas und immer mehr erblaßte, je weiter er las.

„Niemandem, Herr, bei meiner Ehre!"

Nach dieser Lektüre ließ Villefort sein Haupt auf die Arme sinken und blieb einen Augenblick ganz niedergeschlagen.

„Ach, wenn er weiß, was dieser Brief enthält," murmelte er, „wenn er eines Tages erfährt, daß Noirtier der Vater Villeforts ist, dann bin ich verloren, verloren für immer."

„Nicht mehr gezögert!" rief er plötzlich. „Es gibt nur dies eine Mittel!"

Villefort machte eine gewaltige Anstrengung, sich zu beherrschen und sprach:

„Die peinlichsten Beschuldigungen gehen aus Ihrem Verhör für Sie hervor; ich bin nicht mehr imstande, wie ich anfangs gehofft, Sie sogleich in Freiheit zu setzen; bevor ich eine solche Maßregel ergreife, muß ich mich mit dem Instruktionsrichter besprechen. Einstweilen haben Sie bemerkt, in welcher Weise ich für Sie eingenommen bin."

„Gewiß, mein Herr," sagte Dantes, „und ich danke Ihnen, Sie waren eher mein Freund, als mein Richter."

„Nun denn! Ich werde Sie noch einige Zeit gefangen halten, so kurze Zeit, als möglich; die vorzüg-

lichste Anschuldigung, die gegen Sie existiert, enthält dieser Brief und Sie sehen —"

Villefort näherte sich dem Herde, warf den Brief ins Feuer und blieb stehen, bis derselbe zu Asche niedergebrannt war.

„Und Sie sehen," fuhr er fort, „ich vernichte ihn."

„O Herr," rief Dantes, „Sie sind mehr als Justiz, Sie sind die Güte selbst!"

„Aber hören Sie mich," sagte Villefort. „Nach einem solchen Akte können Sie wohl Vertrauen zu mir haben, nicht so?"

„Gewiß, mein Herr, befehlen Sie, und ich werde ihre Befehle befolgen."

„Nein," sagte Villefort, sich dem jungen Manne nähernd, „nein, es sind keineswegs Befehle, die ich Ihnen geben will, es sind — Sie verstehen mich — Ratschläge."

„Sprechen Sie, und ich werde mich danach richten, wie nach Befehlen."

„Ich werde Sie bis gegen Abend hier im Justizpalaste behalten; vielleicht wird ein anderer, als ich, Sie verhören. Sagen Sie alles, was Sie gesagt haben, aber kein Wort von diesem Briefe."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Gut, gut," meinte Villefort und streckte die Hand nach der Klingelschnur aus.

Dann hielt er einen Augenblick mit dem Klingeln inne und sagte:

„War dies der einzige Brief, den Sie hatten?"

„Der einzige."

„Schwören Sie darauf."

Dantes hob die Hand in die Höhe und sprach:

„Ich schwöre!"

Die Klingel ertönte, der Polizeikommissarius trat ein. Villefort näherte sich dem Beamten und sagte ihm einige Worte ins Ohr. Der Kommissarius antwortete durch ein einfaches Kopfnicken.

„Folgen Sie mir!" sagte der Kommissarius zu Dantes.

Dantes verneigte sich, warf noch einen letzten Blick der Erkenntlichkeit auf Villefort und ging. Kaum war die Tür hinter ihm geschlossen, als Villefort die Kräfte verließen und er fast entseelt auf einen Lehnsessel niedersank. Nach einem Augenblick murmelte er:

„O Gott, woran hängt doch Glück und Leben! Wäre der königliche Prokurator in Marseille gewesen, hätte man statt meiner den Instruktionsrichter gerufen, so wäre ich verloren, und dieses Papier, dieses verfluchte Papier hätte mich in den Abgrund gestürzt. O Vater, Vater! Werden Sie stets ein Hindernis für mein Glück in dieser Welt sein? Soll ich stets mit ihrer Vergangenheit zu kämpfen haben?"

Endlich schien ihm ein neues Licht aufzugehen, das sein Gesicht erhellte. Auf seinen noch verbissenen Lippen zeigte sich ein Lächeln, seine stieren Blicke wurden ruhig und schienen wieder bei einem Gedanken zu verweilen.

„Ja, so ist's," sprach er zu sich selbst, „dieser Brief, der mich hätte verderben können, wird vielleicht mein Glück machen. Vorwärts, Villefort, ans Werk!"

Nachdem der Substitut des königlichen Prokurators versichert war, daß Dantes sich nicht mehr im Vorzimmer befände, ging auch er und eilte dem Hause seiner Verlobten zu.

IV.

Man führte Dantes in ein ziemlich reines Zimmer, das jedoch vergittert und verriegelt war. Der Anblick dieses Aufenthalts flößte ihm keine große Furcht ein. Die Worte Villeforts, welche für Dantes mit so vielem Interesse gesprochen zu sein schienen, tönten immer noch in den Ohren des jungen Mannes als eine angenehme Aussicht und Hoffnung wieder. Es war bereits vier Uhr, als Dantes nach seinem Zimmer geführt wurde.

Gegen die zehnte Stunde der Nacht ließ sich ein Geräusch vernehmen, das sich gegen seine Tür zu richten schien. Ein Schlüssel wurde ins Schloß gesteckt und die massive eichene Tür öffnete sich, indem sie plötzlich das blendende Licht zweier Fackeln in das dunkle Zimmer eindringen ließ. Beim Scheine dieser Fackeln sah Dantes die Säbel und Musketen von vier Gensdarmen.

„Suchen Sie mich etwa?" fragte Dantes.

„Ja," antwortete einer der Gensdarmen.

„Von seiten des Substituten des königlichen Prokurators?"

„Ich denke."

„Gut," sagte Dantes „ich folge ihnen."

Die Gewißheit, daß man ihn von seiten des Herrn

von Villefort suchte, benahm dem unglücklichen, jungen Mann alle Furcht. Er schritt also ruhigen Sinnes und mit sicherem Schritte vorwärts und begab sich selbst in die Mitte der Eskorte. Ein Wagen wartete vor der Tür, der Kutscher saß auf dem Bocke, neben dem Kutscher ein Gefreiter.

„Ist dieser Wagen hier für mich?" fragte Dantes.

„Für Sie," antwortete einer der Gensdarmen, „steigen Sie ein."

Dantes wollte einige Bemerkungen machen, doch der Wagenschlag öffnete sich und er fühlte, daß man ihn dränge.

Durch die Eisenstäbe, die so dicht waren, daß man kaum die Hand durchstecken konnte, erkannte Dantes dennoch deutlich, daß man die Straße Caisserie der Länge nach durchfahre und die Richtung nach dem Kai nähme.

Der Wagen hielt an, der Gefreite stieg herab und näherte sich der Wachtmannschaft. Zwölf Soldaten kamen heraus und stellten sich in Reihe auf. Dantes sah bei dem Laternenschein ihre Flinten schimmern. „Sollte man meinetwegen solche militärische Anstalten treffen?" fragte er sich.

Der Gefreite antwortete, ohne ein Wort zu sagen, dadurch, daß er die geschlossene Tür öffnete, und Dantes sah zwischen zwei Reihen von Soldaten einen für ihn freigelassenen Raum vom Wagen bis zum Hafen. Die beiden Gendarmen, welche auf dem Vordersitz saßen, stiegen zuerst aus, dann ließ man Dantes aussteigen,

und zuletzt folgten die beiden andern, welche im Wagen ihm zur Seite gesessen hatten. Man ging auf ein Boot zu, welches ein Zollbeamter am Kai durch eine Kette festhielt. In einem Augenblick wurde er in das Hinterteil des Schiffes gebracht, stets zwischen vier Gendarmen, während der Gefreite im Vorderteil des Schiffes sich aufhielt. Ein heftiger Stoß entfernte das Fahrzeug vom Ufer, vier Ruderer schwammen bis zum Verschluß des Hafens. Auf einen Ruf, der von der Barke ausging, fiel die Kette, welche den Hafen verschließt, und Dantes befand sich im sogenannten Frioul, das heißt außerhalb des Hafens.

Trotz des Widerwillens, den Dantes empfand, an den Gendarmen Fragen zu richten, näherte er sich ihm doch, ergriff seine Hand und sagte:

„Kamerad, bei Ihrem Gewissen und Ihrer Soldatenehre beschwöre ich Sie, Mitleid mit mir zu haben und mir zu antworten. Ich bin der Kapitän Dantes, ein guter und loyaler Franzose, wenn ich auch, ich weiß nicht, welchen Verrats angeklagt bin. Wohin führen Sie mich? sagen Sie mir's, und bei meiner Seemannstreue, ich werde mich meiner Pflicht unterziehen und mich in mein Schicksal fügen."

Der Gendarm kratzte sich hinter den Ohren und sah seinen Kameraden an. Endlich sagte er:

„Wenn Sie nicht etwa eine Binde vor den Augen haben, oder niemals aus den Hafen von Marseille herausgekommen sind, so müßten Sie raten, wo Sie hinkommen."

„Ich rate es nicht."

„Schauen Sie sich um."

Dantes erhob sich und richtete seine Blicke natürlicherweise dorthin, wohin das Schiff gelenkt zu werden schien. Er sah nun in einer Entfernung von hundert Toisen den schwarzen und steilen Felsen, auf welchem das düstere Schloß If stand. Diese fremdartige Gestalt, dieses Gefängnis, in dessen Umgebung ein so tiefes Stillschweigen herrscht, diese Festung, welche seit dreihundert Jahren Marseille von seinen traurigen Traditionen sprechen läßt, erschien Dantes so plötzlich, daß ihm geschah, wie einem zum Tode Verurteilten beim Anblick des Schafotts.

„Mein Gott," rief er, „das Schloß If. Und was sollen wir da machen."

Der Gendarm lächelte.

„Man führt mich doch nicht etwa dorthin, um mich da einzusperren?" fuhr Dantes fort. „Das Schloß If ist ein Staatsgefängnis, welches nur für große politische Verbrecher bestimmt ist. Ich habe kein Verbrechen begangen. Gibt es Instruktionsrichter oder sonst Beamte im Schlosse If."

„Es gibt dort, wie ich glaube, nur einen Gouverneur, Kerkermeister, eine Garnison und gute Mauern."

Dantes drückte dem Gendarmen fast krampfhaft die Hand.

„Sie behaupten also, daß man mich nach dem Schlosse If bringt, um mich dort einzusperren?"

„Wahrscheinlich," sagte der Gendarm.

„Ohne weitere Untersuchung? Ohne weitere Formalität?“ fragte der junge Mann.

„Die Formalitäten sind beendet, die Untersuchung ist geschehen.“

„Also trotz des Versprechens des Herrn Villefort.“

„Ich weiß nicht,“ sagte der Gendarm, „ob Herr Villefort Ihnen ein Versprechen gegeben hat; ich weiß bloß, daß wir nach Schloß If gehen.“

Fast in demselben Augenblick erschütterte ein heftiger Stoß das Boot, ein Schiffer sprang auf den Felsen, den der vordere Teil des Schiffes eben berührt hatte, ein Tau ward losgewunden und Dantes bemerkte, daß man angekommen sei und das Boot mit demselben festband. Wirklich zwangen ihn seine Wächter, welche ihn zu gleicher Zeit am Arm und am Rockkragen festhielten, ans Land zu steigen; dann brachten sie ihn zu den Stufen, welche nach der Pforte der Zitadelle führten, während der Gefreite mit vorgestrecktem Bajonett hinterher folgte.

Dantes leistete übrigens keinen unnützen Widerstand; seine Langsamkeit rührte mehr von Schlaffheit, als von Widersetzlichkeit her. Er war betäubt und wankte wie ein Betrunkener. Er sah, daß neue Soldaten sich aufstellten, er fühlte eine Treppe, die ihn die Füße zu erheben zwang, er gewahrte, daß er durch eine Tür ging und daß diese Tür sich hinter ihm schloß, doch alles maschinenmäßig, wie im Nebel. Einen Augenblick wurde Halt gemacht, während dessen er sich zu sammeln suchte. Er schaute um sich und befand sich in einem von vier Mauern gebildeten Karree.

Man wartete hier etwa zehn Minuten, wie es schien, auf Order. Diese Order kam.

„Wo ist der Gefangene?“ fragte eine Stimme.

„Hier,“ antworteten die Gendarmen.

„Er mag mir folgen, ich werde ihn unterbringen.“

„Vorwärts!“ riefen die Gendarmen, indem sie Dantes stießen.

Der Gefangene folgte seinem Führer, der ihn in einen fast unterirdischen Saal geleitete, dessen nackte, triefende Mauern von Tränen befeuchtet zu sein schienen. Eine Lampe, welche auf einem Schemel stand und deren Docht in einem schmutzigen Fette schwamm, beleuchtete die schimmernden Wände dieses schrecklichen Ortes und zeigte Dantes seinen Führer, einen untergeordneten, schlecht gekleideten Kerkermeister von gemeiner Gesichtsbildung.

„Hier ist Ihr Zimmer für diese Nacht,“ sagte er. „Es ist spät und der Herr Gouverneur schläft schon; morgen, wenn er die Sie betreffende Order gelesen haben wird, bekommen Sie vielleicht einen andern Aufenthalt. Hier ist einstweilen Brot, Wasser im Kruge und Stroh da im Winkel. Gute Nacht!“

Bevor Dantes etwas erwidern konnte, bevor er bemerkt hatte, wo die für ihn bestimmten Sachen sich befänden, hatte der Gefangenwärter die Lampe genommen, die Tür verschlossen und seinem Gefangenen den matten Strahl entzogen, der ihm die feuchten Wände gezeigt hatte. So befand er sich denn allein in Dunkelheit und Stille.

Als die ersten Strahlen des Morgens einiges Licht in seine Höhle warfen, kam der Kerkermeister mit dem Befehle zurück, den Gefangenen da zu lassen, wo er war. Dantes war nicht von der Stelle gewichen; eine eiserne Hand schien ihn da festgenagelt zu haben, wo er sich tags zuvor hingestellt. So hatte er stehend die Nacht zugebracht, ohne einen Augenblick zu schlafen. Der Kerkermeister ging um ihn herum, doch Dantes schien ihn nicht zu sehen. Er klopfte ihn auf die Schulter, Dantes zitterte und schüttelte mit dem Kopfe.

„Haben Sie denn nicht geschlafen?" fragte der Kerkermeister.

„Ich weiß nicht," sagte Dantes.

Der Kerkermeister sah ihn erstaunt an.

„Haben Sie keinen Hunger?"

„Ich weiß nicht," sagte Dantes wieder.

„Wünschen Sie etwas?"

„Ich möchte den Gouverneur sehen."

Der Kerkermeister zuckte die Achseln und ging ab. Dantes blickte ihm nach und streckte die Hand nach der halboffenen Tür aus; doch die Tür schloß sich. Da schien seine Brust sich in ein langes Schluchzen aufzulösen. Die Tränen, welche die Augenlider aufschwellten, flossen wie zwei Bäche; er warf sich mit der Stirn gegen die Erde, betete lange Zeit, ging im Geiste sein ganzes vergangenes Leben durch und fragte sich selbst, welches Verbrechen er, noch so jung, wohl begangen hätte, das eine so grausame Strafe verdiente. So verging der Tag; kaum hatte er einige Bissen Brot gegessen und einige

Schluck Wasser getrunken. Bald saß er da, in Gedanken vertieft, bald lief er im Gefängnis hin und her, wie ein wildes Tier, das in einen eisernen Käfig eingesperrt ist.

Am folgenden Tage zu derselben Stunde trat der Kerkermeister wieder ein und fragte:

„Sind Sie heute vernünftiger als gestern?"

Dantes antwortete nicht.

„Seht doch!" sprach der Kerkermeister, „etwas Courage! Wünschen Sie vielleicht etwas, worüber ich verfügen kann?"

„Ich möchte den Gouverneur sprechen."

„Ach," rief der Kerkermeister ungeduldig, „ich habe Ihnen bereits gesagt, daß dies unmöglich ist."

„Warum ist es unmöglich?"

„Weil es nach dem Gefängnis-Reglement keinem Gefangenen freisteht, dergleichen zu verlangen."

„Was ist denn nun eigentlich hier erlaubt?" fragte Dantes.

„Eine etwas bessere Kost, wenn Sie bezahlen, Spaziergang und zuweilen auch Bücher."

„Ich brauche keine Bücher, ich habe keine Lust zum Spazierengehen und finde meine Kost gut. Ich habe also nur einen Wunsch: den Gouverneur zu sehen."

„Wenn Sie mich mit der beständigen Wiederholung einer und derselben Sache abquälen," sprach der Kerkermeister, „so werde ich Ihnen nichts mehr zu essen bringen."

„Gut," sagte Dantes, „wenn du mir nichts mehr zu

essen bringst, so werde ich Hungers sterben, und damit abgemacht!"

Der Ton, in welchem Dantes diese Worte sprach, zeigte dem Kerkermeister, daß der Tod seinem Gefangenen erwünscht käme. Da ferner jeder Gefangene seinem Kerkermeister fast zehn Sous täglich einbringt, so sah derselbe den Verlust ein, der für ihn durch den Tod Dantes entstehen könnte; er sagte daher in etwas milderen Tone:

„Hören Sie, das, was Sie begehren, ist unmöglich, fordern Sie es daher nicht mehr; denn es ist noch nicht vorgekommen, daß der Gouverneur auf die Bitten eines Gefangenen sich zu ihm begeben hätte. Seien Sie also vernünftig, man wird Ihnen die Promenade erlauben, und es ist möglich, daß der Gouverneur einmal bei Ihnen vorüberkommt; dann können Sie ihn befragen, und es kommt dann auf ihn an, ob er Ihnen antworten will."

„Wie lange aber kann ich warten," fragte Dantes, „bevor dieser Zufall sich ereignet?"

„Ja, sagte der Kerkermeister, einen Monat, ein Vierteljahr, ein Halbjahr, vielleicht gar ein Jahr."

„Das ist zu lange!" sagte Dantes. „Ich will ihn sofort sehen."

„Nun," sagte der Kerkermeister, „lassen Sie sich nicht so sehr von einem unmöglichen Wunsche verzehren, sonst verlieren Sie binnen vierzehn Tagen den Verstand."

„Meinst du?" fragte Dantes.

„Gewiß, so beginnt die Torheit immer. Wir haben

ein Beispiel davon hier. Es ist ein Abbé, der fortwährend dem Gouverneur eine Million bietet, wenn man ihn in Freiheit setzen wolle; er hatte früher dieses Zimmer inne."

„Und seit wann hat er dieses Zimmer verlassen?"

„Seit zwei Jahren."

„Hat man ihn freigelassen?"

„Nein, man hat ihn in den Kerker der Wahnsinnigen geworfen."

„Höre," sprach Dantes, „ich bin kein Abbé, ich bin auch nicht wahnsinnig, wiewohl ich es vielleicht werden kann, aber unglücklicherweise bin ich jetzt noch ganz bei Sinnen; ich will dir einen anderen Vorschlag machen."

„Welchen?"

„Ich kann dir keine Million bieten, denn ich habe keine, aber ich biete dir hundert Taler, wenn du zu den Catalanern gehst und an ein junges Mädchen, die Mercedes heißt, einen Brief abgibst; nicht einmal einen Brief, bloß zwei Zeilen."

„Wenn ich diese zwei Zeilen überbringe, und es ruchbar wird, so verliere ich meinen Posten, der jährlich tausend Livres bringt, ohne die Vergütigungen und die Kost zu rechnen. Sie sehen also, daß ich ein großer Narr wäre, wollte ich tausend Livres gegen dreihundert wagen."

„Nun höre," sprach Dantes, „und merke dir's wohl! Wenn du dich weigerst, den Gouverneur zu benachrichtigen, daß ich ihn zu sprechen wünsche, wenn du dich

weigerst, zwei Zeilen an Mercedes zu überbringen oder sie wenigstens zu benachrichtigen, daß ich hier bin, so werde ich dich eines Tages hier heimlich hinter der Tür erwarten und dir, sowie du eintrittst, den Kopf mit diesem Schemel zerschmettern."

„Drohungen?" schrie der Kerkermeister, indem er einen Schritt zurückwich und sich zu verteidigen Miene machte. „Gewiß ist Ihr Kopf verdreht; der Abbé hat wie Sie begonnen, und in drei Tagen werden Sie verrückt sein, wie jener. Ein Glück, daß man im Schlosse If Kerker für Wahnsinnige hat."

Dantes nahm den Schemel und schwang ihn um den Kopf.

„Meinetwegen!" sprach der Kerkermeister, „da Sie es durchaus wollen, so werde ich den Gouverneur benachrichtigen."

„A la bonne heure!" sagte Dantes, stellte den Schemel wieder hin und setzte sich darauf, das Haupt gesenkt, die Augen wild schweifend, als ob er wirklich den Verstand verloren hätte.

Der Kerkermeister ging hinaus und trat einen Augenblick darauf mit vier Soldaten und einem Korporal wieder herein und sagte:

„Auf Befehl des Gouverneurs setzen Sie diesen Gefangenen einen Stock tiefer."

„In den Kerker der Verrückten also?"

„Ja, in den Kerker der Verrückten! Wahnsinnige muß man zu Wahnsinnigen sperren."

Die vier Soldaten ergriffen Dantes, der in eine Art

Schwäche verfiel und ihnen ohne Widerstand folgte. Man ließ ihn fünf Stufen hinabsteigen und öffnete die Tür eines Kerkers, in welchen er eintrat und die Worte murmelte:

„Er hat recht, man muß Wahnsinnige zu Wahnsinnigen sperren."

Die Tür wurde geschlossen; Dantes ging immer vorwärts mit ausgestreckten Händen, bis er die Mauer fühlte. Dann setzte er sich in einen Winkel nieder und blieb unbeweglich, bis seine Augen sich nach und nach an die Dunkelheit gewöhnten und die Gegenstände zu unterscheiden anfingen.

Der Kerkermeister hatte recht, es fehlte nur noch wenig und Dantes war wahnsinnig.

V.

Villefort hatte den Weg nach der Straße Grand-Cours eingeschlagen, und als er das Haus der Madame von St. Meran wieder betrat, fand er die Gäste, welche er bei Tische zurückgelassen hatte, im Salon einhergehen und Kaffee trinken. Renée erwartete ihn mit einer Ungeduld, welche von der übrigen Gesellschaft geteilt wurde. Auch wurde er mit lebhafter, allgemeiner Begrüßung empfangen,

„Frau Marquise," sagte Villefort, indem er sich seiner zukünftigen Schwiegermutter nahte, „ich bitte Sie, mich zu entschuldigen, wenn ich Sie sogleich verlassen

muß. Herr Marquis, könnte ich wohl die Ehre haben, mit Ihnen zwei Worte allein zu sprechen?"

Der Marquis nahm den Arm Villeforts und ging mit ihm in ein Nebenzimmer.

Villefort bat ihn hier um ein Schreiben an den König Ludwig XVIII., da ihn eine Sache von höchster Wichtigkeit zwinge, sofort nach Paris abzureisen. Der Marquis übergab ihm nach kurzer Zeit einen Brief des Herrn von Salvieux an den Grafen von Blacas.

Villefort umarmte Renée, küßte die Hand der Frau von St. Meran, drückte die des Marquis und fuhr mit der Post auf der Straße von Aix davon.

Vater Dantes rang, von Schmerz und Unruhe überwältigt, mit dem Tode.

Die arme Mercedes, nachdem sie vergeblich versucht hatte, Herrn von Villefort zu sprechen, hatte sich in äußerster Verzweiflung auf ihr Bett geworfen. Vor ihrem Bette lag Ferdinand auf den Knien, drückte die kalte Hand, welche Mercedes hängen ließ, und bedeckte sie mit heißen Küssen, welche Mercedes aber nicht fühlte. So brachte sie die Nacht zu. Der Schmerz hatte einen Schleier vor ihre Augen gezogen, durch den sie nur noch Edmond sah.

„Ah, Sie sind da!" sprach sie endlich, indem sie sich gegen Ferdinand wandte.

„Seit gestern habe ich Sie nicht verlassen," antwortete Ferdinand mit einem schmerzlichen Seufzer.

Herr Morrel hatte erfahren, daß Dantes infolge des Verhörs ins Gefängnis geführt worden sei; er war

hierauf zu allen seinen Freunden gelaufen; hatte sich allen Personen in Marseille vorgestellt, die von Einfluß sein konnten; doch schon hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der junge Mann wegen der Beschuldigung, ein bonapartistischer Agent zu sein, verhaftet worden sei. Da in dieser Epoche selbst die Kühnsten jeden Versuch Napoleons, den Thron wieder zu besteigen, als ein unsinniges Hirngespinnst betrachteten, so hatte Morrel überall nur Kälte, Furcht und Weigerung vorgefunden; in Verzweiflung war er mit dem Geständnisse nach Hause gegangen, daß die Lage schwierig sei, und daß keiner etwas dazu tun könne.

In dem kleinen Kabinett der Tuilerien saß Ludwig XVIII. und hörte den Bericht an, den Villefort, der durch den Grafen von Blacas eingeführt war, gab.

Der König, sehr erschüttert durch das eben Gehörte, ließ sofort den Polizeiminister holen und veranlaßte Villefort, seine Worte zu wiederholen. Der Bericht lautete:

„Im Ressort meiner Verwaltung habe ich eine wirklich gefährliche Konspiration entdeckt, die den Thron Ew. Majestät bedroht. Der Usurpator Bonaparte hat drei Schiffe ausgerüstet und sinnt auf ein wahnsinniges, vielleicht schreckliches Projekt. In diesem Augenblick muß er die Insel Elba verlassen haben, um irgendwo eine Landung zu versuchen, sei es in Neapel, an den Küsten Toskanas oder selbst Frankreichs."

Auf dem Gesicht des Ministers zeigte sich die höchste Bestürzung, die noch dadurch vermehrt wurde, daß ein

Bericht an ihn eintraf, der besagte, daß Bonaparte am 1. März in Frankreich gelandet sei. Entsetzt sah der Minister den König an; dieser verlor jedoch nicht seine Fassung.

„Meine Herren," sagte er zu Blacas und dem Polizeiminister, „jetzt können Sie sich zurückziehen; was nun noch zu tun bleibt, gehört lediglich zum Ressort des Kriegsministers. Doch was wissen Sie neues über die Angelegenheit in der Straße St. Jaques? Diese Affäre scheint mir in direkter Verbindung mit derjenigen zu stehen, welche uns eben beschäftigt, und der Tod des General Epinay führt uns vielleicht einem großen Komplott auf die Spur."

„In der Tat, Sire," begann der Polizeiminister, „läßt bis jetzt alles annehmen, daß dieser Tod nicht, wie man anfangs glaubte, das Resultat eines Selbstmordes, sondern eines Mordanfalles ist. Der General Epinay kam eben, wie es den Anschein hat, aus einem bonapartistischen Klub, als er verschwand. Ein unbekannter Mann hatte ihn noch an demselben Morgen aufgesucht und ihn zu einer Besprechung in der Straße St. Jaques aufgefordert."

Während der Polizeiminister dem Könige diese Nachrichten mitteilte, wurde Villefort, der an dessen Lippen zu hangen schien, bald rot, bald bleich. Der König wendete sich zu ihm und sagte:

„Ist man dem Manne auf die Spur gekommen, der die Einladung überbrachte?"

„Ja, der Diener des Generals hat sein Signalement

gegeben: es war ein Mann von fünfzig bis zweiundfünfzig Jahren, braun, mit schwarzen Augen und starken Augenbrauen und Barte; er trug einen blauen, zugeknöpften Überrock, im Knopfloch die Rosette eines Offiziers der Ehrenlegion. Gestern hat man ein Individuum verfolgt, dessen Signalement vollkommen dem, welches ich hier angegeben, entspricht; doch hat man seine Spur an der Ecke der Straßen Jussienne und Coq-Heron wieder verloren."

Villefort hatte sich an einen Stuhl gelehnt; je weiter der Polizeiminister sprach, desto mehr fühlte er den Boden unter sich wanken; doch atmete er wieder auf, als er erfuhr, daß der Unbekannte sich den Nachforschungen des Agenten, der ihn verfolgte, entzogen habe.

„Sie werden diesen Menschen aufsuchen," sagte der König zum Polizeiminister; „denn wenn der General Espinay, der uns jetzt hätte so nützlich sein können, das Opfer eines Mordanfalles geworden ist, so will ich, daß sein Mörder, mag er ein Bonapartist sein oder nicht, mit aller Strenge bestraft werde!"

Villefort mußte alle Fassung zusammennehmen, um nicht den Schrecken zu verraten, den diese Erklärung des Königs ihm eingejagt.

„Sire, was diesen Punkt betrifft, sollen Euer Majestät zufriedengestellt werden."

„Gut, wir wollen sehen. Ich will Sie nicht länger zurückhalten, Baron. Herr von Villefort, Sie müssen noch von ihrer Reise müde sein, erholen Sie sich

nun. Ohne Zweifel sind Sie bei Ihrem Vater abgestiegen?"

„Nein, Sire," sprach er, „ich bin im Hotel de Madrid abgestiegen, in der Tournon-Straße."

„Sie haben doch aber Herrn Noirtier gesehen?"

„Sire, ich ließ mich zuerst bei Herrn von Blacas einführen."

„Sie werden ihn aber doch wenigstens besuchen?"

„Ich denke nicht daran, Sire."

„Ha, das ist recht!" sagte Ludwig XVIII. lächelnd. „Ich vergaß, daß Sie mit Herrn Noirtier gespannt sind, und daß dies ein neues Opfer ist, welches Sie der königlichen Sache bringen, für das ich Sie entschädigen muß."

„Die Güte, Sire, welche Ew. Majestät gegen mich zeigen, ist eine Belohnung, welche meine Wünsche so weit übertrifft, daß ich weiter nichts zu erbitten wage."

„Tut nichts, wir werden Sie nicht vergessen, seien Sie unbesorgt. Einstweilen empfangen Sie dieses Kreuz."

Der König nahm hier das Kreuz der Ehrenlegion, das er gewöhnlich an seinem blauen Rocke neben dem Kreuze des heiligen Ludwig trug, und gab es Villefort.

„Nehmen Sie es," sagte Ludwig XVIII. „Blacas, Sie werden dafür sorgen, daß Herrn Villefort das Patent zugestellt wird."

In den Augen Villeforts glänzte eine Träne des Ehrgeizes; er nahm das Kreuz und küßte es.

„Gehen Sie," sagte der König, „und sollte ich Sie

vergessen — das Gedächtnis der Könige ist schwach — so scheuen Sie sich nicht, sich mir wieder in Erinnerung zu bringen."

Villefort warf sich in einen Fiaker, der eben vorbeikam, und überließ sich seinen ehrgeizigen Träumen. Zehn Minuten darauf war er zuhause. Er bestellte, daß die Pferde nach zwei Stunden bereit stehen sollten, und ließ sich ein Frühstück servieren. Er setzte sich eben an den Tisch, als er eine feste und sichere Hand klingeln hörte. Der Kammerdiener öffnete, und Villefort hörte eine Stimme, die seinen Namen aussprach.

„Bei Gott!" rief die Person, die an der Tür erschien, „das heißt Umstände machen! Ist es etwa in Marseille Sitte, daß die Söhne ihre Väter im Vorzimmer warten lassen?"

„Mein Vater!" rief Villefort. „Laß uns allein, Germain."

Der Bediente ging, sichtlich erstaunt über dieses Zusammentreffen.

Herr Noirtier, denn er war es in der Tat, der eingetreten war, sah dem Domestiken nach, bis er die Tür zugemacht hatte; dann nahm er sich die Mühe, selbst die Tür des Vorzimmers zu verschließen; er verriegelte auch das Schlafzimmer und reichte Villefort die Hand, der allen seinen Bewegungen mit einem Erstaunen gefolgt war, von dem er sich noch nicht erholt hatte.

„Ei, ei, lieber Gerard, du kündigst mir deine Verlobungsfeier zum 28. Februar an und bist am 4. März in Paris!"

„Wenn ich hier bin, mein Vater," sagte Gerard, indem er sich dem Vater näherte, „so dürfen Sie sich nicht beklagen; Ihretwegen bin ich hierhergekommen und diese Reise wird Sie vielleicht retten."

„Ah, wirklich?" sagte Herr Noirtier und streckte sich nachlässig auf seinem Sessel aus.

„Mein Vater, haben Sie vielleicht von einem gewissen bonapartistischen Klub sprechen hören, der in der Straße St. Jacques tagt."

„Nr. 53; ja, ich bin dort Vizepräsident," sagte Noirtier mit eisiger Ruhe. „Was ist denn in diesem Klub der Straße St. Jaques geschehen?"

„Sie fragen noch? Man hat den General Epinay dorthin gelockt und ihn, der um neun Uhr abends von Hause fortging, drei Tage später in der Seine gefunden. Der General ist getötet worden, und das nennt man in der ganzen Welt einen Mord."

„Einen Mord, sagst du? Was? Es ist kein Beweis vorhanden, daß der General das Opfer eines Mordes geworden ist. Willst du wissen, wie die Dinge sich zugetragen haben? Wohlan! ich werde dir's erzählen. Man glaubte auf den General Epinay rechnen zu können, man hatte ihn uns von der Insel Elba aus empfohlen. Einer der Unsrigen geht zu ihm hin und ladet ihn ein, sich in eine Versammlung in der Straße St. Jacques zu begeben, wo er Freunde finden würde. Er kommt hin, und man entdeckt ihm den ganzen Plan; die Abreise von der Insel Elba, die beabsichtigte Landung. Wie er nun alles erfahren hat, antwortet er, er sei Royalist; man läßt ihn

schwören, nichts von dem zu verraten, was er gehört; er tut's, aber so ungern, daß es Gott versuchen hieß, so zu schwören. Dennoch läßt man den General frei ausgehen, vollkommen frei. Er ist nicht nach Hause gekommen; aber was willst du? Er ist von uns weggegangen; er wird vielleicht den Weg verfehlt haben."

„Aber nehmen Sie sich in acht, lieber Vater, die Revanche, die wir nehmen werden, wird schrecklich sein. Sie rechnen auf des Usurpators Rückkehr?"

„Ja, das gestehe ich."

„Sie täuschen sich, mein Vater; er wird keine zehn Meilen im Innern Frankreichs zurücklegen können, ohne verfolgt, mit seinem Anhang umzingelt und gefangen zu werden, wie ein wildes Tier."

„Lieber Freund, der Kaiser ist in diesem Augenblicke auf dem Wege nach Grenoble; am 10ten oder 12ten ist er in Lyon und am 20sten oder 25sten in Paris."

„Die Bevölkerung wird sich erheben."

„Um ihm entgegenzukommen."

„Er hat nur ein Gefolge von wenig Leuten und man wird Armeen gegen ihn senden."

„Die ihm als Eskorte dienen werden, um nach der Hauptstadt zu marschieren."

„Grenoble und Lyon sind treue Städte, die ihm ein unübersteigbares Hindernis entgegensetzen werden," erwiderte Villefort.

„Grenoble wird ihm mit Enthusiasmus die Tore öffnen, Lyon wird ihm erst recht entgegenkommen. Glaube

mir, wir sind ebenso gut unterrichtet, wie ihr, und unsere Polizei wiegt sehr gut die eurige auf. Willst du einen Beweis dafür? Du wünschtest, daß deine Reise mir verborgen bleibe, und dennoch habe ich deine Ankunft eine halbe Stunde später, nachdem du die Barrière passiert, erfahren. Du hast niemandem, als dem Postillon, deine Adresse genannt; nun, ich weiß deine Adresse, und der Beweis hiervon ist der, daß ich eben zu dir kam, als du dich zu Tische setzen wolltest. Klingele doch und bestelle ein zweites Kuvert, wir werden zusammen speisen."

„Warten Sie, Vater," sprach der junge Mann, „noch ein Wort —"

„Sprich!"

„Die royalistische Polizei weiß das Signalement desjenigen, der am Morgen jenes Tages, wo der General Epinay verschwunden, sich bei ihm eingefunden hatte."

„Wie ist denn das Signalement?"

„Brauner Teint, Haare, Augen und Bart schwarz; ein blauer Ueberrock, bis zum Kinn zugeknöpft; die Rosette eines Offiziers der Ehrenlegion im Knopfloch; ein Hut mit breiten Rändern und ein Rohrstock."

„So, so! sie weiß das," sagte Noirtier. „Warum hat sie nicht Hand an diesen Menschen gelegt?"

„Weil sie gestern oder vorgestern an der Straße Coq-Heron seine Spur verloren hat."

„Wenn ich nun behaupte, daß eure Polizei sehr einfältig war!"

„Ich will dies nicht bestreiten, doch kann sie ihn in jedem Augenblick finden."

„Ja," sagte Noirtier, indem er unbekümmert um sich schaute, „ja, wenn dieser Mann nicht benachrichtigt wäre; aber," fügte er lächelnd hinzu, „er ist's und wird sogleich Gesicht und Anzug verändern."

Bei diesen Worten stand er auf, legte seinen Überrock und seine Halsbinde ab, ging an einen Tisch, auf welchem alle nötigen Toilettenstücke seines Sohnes bereit lagen, nahm ein Rasiermesser, seifte sich das Gesicht ein und nahm mit sicherer Hand den verräterischen Bart ab, der der Polizei ein so kostbares Dokument an die Hand gegeben. Villefort betrachtete ihn mit Schrecken und Verwunderung. Nachdem der Bart abgenommen war, gab Noirtier seinem Haar eine andere Tour, nahm statt der schwarzen Halsbinde eine bunte, die zuoberst in einem offenen Reisekoffer lag, zog statt des blauen eng anschließenden Überrocks einen braunen, weiten Überzieher seines Sohnes an, versuchte vor dem Spiegel den Hut mit zurückgebogenen Rändern, der dem jungen Manne gehörte, schien zufrieden über die Weise, wie dieser ihn kleidete, und nahm statt seines Rohrstockes eine kleine Gerte, durch welche der Substitut seinem Ganzen jene Ungezwungenheit gab, welche eine seiner hervorstehendsten Eigenschaften war.

„Nun!" sagte er, indem er sich, nachdem er diese Veränderung vorgenommen, zu seinem staunenden Sohne wandte. „Nun, glaubst du, daß die Polizei mich jetzt erkennen wird?"

„Nein, mein Vater," stotterte Villefort, „ich hoffe es wenigstens."

„Nunmehr, lieber Gerard, verlasse ich mich auf deine Vorsicht, daß du nämlich alle diese Gegenstände, welche ich hier zurücklasse, gut verbergen wirst."

„O, seien Sie unbesorgt, mein Vater," sagte Villefort.

„Ja, ja, jetzt glaube ich, daß du mir in der Tat das Leben gerettet hast. Doch sei ruhig, nächstens werde ich mich revanchieren. Nehmen wir an, daß eine zweite Restauration eintritt, so wirst du für einen noch größeren Mann gelten als Talleyrand. Geh und verbirg deine Reise, rühme dich nicht dessen, was du in Paris getan hast, reise mit der Post, und wenn du schon mit der größten Schnelligkeit hergekommen bist, so reise noch schneller ab, triff des Nachts in Marseille ein, verhalte dich ganz still, ganz demütig, ganz verschwiegen, denn diesmal handeln wir als beherzte Leute, die ihre Feinde kennen. Reise ab, lieber Gerard, und durch diesen kindlichen Gehorsam, oder wenn du willst, durch diese Herablassung zur Annahme eines freundschaftlichen Rates, werden wir dir deine Stelle erhalten. Dadurch," fügte Noirtier lächelnd hinzu, „wirst du ein Mittel haben, mir zum zweitenmal das Leben zu retten, wenn die politische Schaukel eines Tages dich in die Höhe hebt und mich sinken läßt."

Noirtier ging hierauf weg mit der Ruhe, welche ihn keinen Augenblick während der ernstlichen Unterredung verlassen hatte. Villefort lief bleich und aufgeregt ans Fenster, schob den Vorhang halb beiseite und sah, wie er ruhig und gleichgültig an zwei oder drei Leuten von verdächtiger Miene vorüberging, welche an der Straßenecke

gelauert hatten und die vielleicht da waren, um den Mann mit dem schwarzen Bart, dem blauen Rock und dem Hut mit breiten Rändern zu verhaften.

Villefort blieb keuchend stehen, bis sein Vater auf dem Scheidewege Bussy unsichtbar wurde. Dann stürzte er sich über die von jenem zurückgelassenen Gegenstände her, legte die schwarze Halsbinde und den blauen Überrock auf den Boden des Koffers, bog den Hut zusammen und warf ihn in die unterste Schublade des Schrankes, zerbrach den Spazierstock und warf die Stücke ins Feuer, setzte eine Reisemütze auf und rief den Kammerdiener. Hiernach brachte er seine Rechnung mit dem Wirte in Ordnung, sprang in seinen Wagen, der ihn erwartete, und erfuhr zu Lyon, daß Bonaparte in Grenoble seinen Einzug gehalten habe. Mitten unter der Aufregung, welche auf seiner ganzen Reisetour herrschte, gelangte er endlich in Marseille an, allen Ängsten preisgegeben, welche das Herz eines Ehrgeizigen beschleichen.

VI.

Herr Noirtier war ein guter Prophet, und die Ereignisse folgten schnell aufeinander, wie er es gesagt hatte. Jeder kennt die Rückkehr von der Insel Elba, jene seltsame, wunderbare Rückkehr, welche, wie sie in der Vergangenheit ohne Beispiel ist, auch in der Zukunft wahrscheinlich ohne Nachahmung bleiben wird. Ludwig XVIII. machte nur schwache Versuche, diesen harten Streich abzulenken, sein geringes Vertrauen zu

den Menschen raubte ihm auch alles Vertrauen auf die Ereignisse. Das Königtum, welches kaum durch ihn wieder hergestellt war, erzitterte auf seiner nur schwachen Grundlage, und eine einzige Bewegung des Kaisers bewirkte den Einsturz des ganzen Gebäudes, jenes ungestalteten Gemisches von veralteten Vorurteilen und neuen Ideen. Villefort hatte von seinem Könige also nur eine für den Moment nicht blos unnütze, sondern sogar gefährliche Anerkennung und das Kreuz eines Offiziers der Ehrenlegion, welches er schlauer Weise nicht sehen ließ, obgleich Herr von Blacas dafür gesorgt hatte, daß ihm das Patent überschickt ward. Napoleon hätte gewiß Villefort abgesetzt, hätte ihn nicht Herr Noirtier beschützt, der jetzt sowohl wegen der Gefahren, denen er getrotzt, als auch wegen der Dienste, welche er geleistet, am Hofe der hundert Tage allmächtig ward. So beschützte nun der Girondist von 1793 und der Senator von 1806 denjenigen, welcher ihn Tags zuvor geschützt. Villeforts ganzer Einfluß beschränkte sich während dieser kurzen Dauer des Kaiserreichs, dessen baldiger abermaliger Einsturz leicht vorauszusehen war, allein darauf, das Geheimnis zu vertuschen, welches durch Dantes beinahe bekannt worden wäre. Nur der königliche Prokurator wurde abgesetzt, weil man argwöhnte, er sei ein lauer Bonapartist.

Kaum war indes die kaiserliche Macht wieder hergestellt, das heißt, kaum bewohnte der Kaiser die Tuilerien, welche Ludwig XVIII. eben verlassen hatte, als Marseille, trotz der Haltung seiner Beamten, in seiner Mitte die

Fackeln des Krieges auflodern sah, die nie im Süden gehörig gelöscht werden können. Man war schon daran, die Royalisten, die in ihren Häusern sich versteckt hielten, mit Charivaris zu belagern, und diejenigen, welche auszugehen wagten, mit öffentlichen Beschimpfungen zu verfolgen. Natürlicherweise war jetzt der würdige Lieferant, wenn auch nicht allmächtig — denn Morrel war ein vorsichtiger und etwas furchtsamer Mann, wie alle diejenigen, welche allmählich durch Fleiß ihr Vermögen erworben haben — so doch im stande, seine Stimme zu erheben, um eine Reklamation zu Gunsten Dantes anzubringen.

Villefort war trotz des Falles seines Oberen standhaft geblieben; seine Heirat blieb eine ausgemachte Sache, wurde jedoch auf glücklichere Zeiten verschoben. Hätte der Kaiser den Thron behauptet, so wäre für Villefort eine andere Verbindung nötig gewesen, für die sein Vater gesorgt hätte. Wenn aber eine zweite Restauration Ludwig XVIII. wieder nach Frankreich zurückführte, so verdoppelte sich der Einfluß des Herrn von St. Meran sowohl, als auch der seinige, und die beabsichtigte Verbindung kam dann gelegener, als je. Der Substitut des königlichen Prokurators war also zur Zeit der erste Beamte der Stadt. Eines Tages öffnete sich seine Tür und man meldete Herrn Morrel.

Morrel hatte geglaubt, daß er Villefort niedergebeugt finden würde, er fand ihn jedoch so, wie er ihn sechs Wochen früher gefunden, das heißt ruhig, sicher und mit jener kalten Höflichkeit, welche die unüberschreitbarste

Schranke bildet, die den hochgestellten vom gemeinen Mann trennt. Villefort sah ihn an, als kostete es ihn Mühe, ihn wieder zu erkennen. Nach einigen Sekunden endlich sagte Villefort:

„Herr Morrel, nicht so?“

„Ja, mein Herr, ich bin es selbst.“

„Kommen Sie doch näher,“ sprach der Beamte, indem er mit Protektormiene dem Lieferanten zuwinkte, „und sagen Sie mir, welchem Umstande ich die Ehre Ihres Besuches zu verdanken habe.“

„Mein Herr,“ sprach der Lieferant, der im Verlaufe des Gesprächs wieder einige Sicherheit gewann, und der übrigens durch seine gerechte Sache und die Unbeflecktheit seines Verhaltens ermutigt wurde, „Sie erinnern sich, daß ich einige Tage, bevor man die Landung Sr. Majestät des Kaisers, erfahren, zu Ihnen gekommen war, um Ihre Nachsicht für einen unglücklichen jungen Seemann zu erbitten, der Sekondeleutnant am Bord meiner Brigg ist. Er wurde, wie Sie sich erinnern werden, wegen Verbindungen mit der Insel Elba angeklagt; diese Verbindungen, welche zu jener Zeit als Verbrechen galten, dienen heute zur Empfehlung. Damals dienten Sie Ludwig XVIII. und Sie haben den jungen Mann nicht geschont, das war Ihre Pflicht; heute dienen Sie Napoleon und Sie müssen ihn nun beschützen, das ist auch Ihre Pflicht. Ich frage Sie nun, was aus ihm geworden ist.“

Villefort strengte sich an, sich zu beherrschen.

„Dieser Mann heißt? Wollen Sie die Güte haben, mir seinen Namen zu nennen.“

„Edmond Dantes."

Villefort öffnete hierauf ein großes Register, welches in einem anstoßenden Aktenschranke stand, lief wieder zum Tische zurück, vom Tische zu den Aktenstößen, wandte sich dann gegen den Lieferanten, und fragte mit der unschuldigsten Miene von der Welt:

„Sind Sie auch gewiß, sich nicht zu täuschen?"

„Nein," sagte Morrel, „ich täusche mich nicht; übrigens kenne ich den jungen Mann schon seit zehn Jahren und bediene mich seiner seit vier Jahren."

„Warten Sie," begann Villefort wieder, „hier habe ich's; er ist Seemann, der eine Catalanerin heiraten wollte, nicht wahr? Ja, ja, ich erinnere mich jetzt; die Sache ist sehr ernst."

„Wie so?"

„Nun, ich habe meinen Bericht abgestattet, ich habe die Papiere, die man bei ihm gefunden, nach Paris gesandt — es war meine Schuldigkeit — und acht Tage nach der Verhaftung wurde der Gefangene fortgeführt."

„Fortgeführt?" rief Morrel. „Was hat man aber mit dem armen jungen Manne vornehmen können?"

„Beruhigen Sie sich, man wird ihn nach Fenestrelles, nach Pignerol oder nach den Inseln St. Marguerite transportiert haben, und an einem schönen Morgen werden Sie ihn wiederkommen sehen, um das Kommando seines Fahrzeugs wieder zu übernehmen."

„Mag er kommen, wann er will, seine Stelle bleibt ihm offen. Aber warum ist er noch nicht zurückgekehrt? Ich glaube doch, daß es die erste Sorge der

kaiserlichen Justiz sein müßte, diejenigen in Freiheit zu setzen, welche die königliche Justiz eingekerkert hat."

„Beschuldigen sie nicht so unüberlegt, mein lieber Herr Morrel; in allen Dingen muß man gesetzlich zu Werke gehen. Der Befehl zur Einkerkerung kam höhern Orts; es muß also auch der Befehl wegen Freilassung von dorther kommen. Nun aber ist Napoleon kaum vierzehn Tage wieder am Ruder; kaum können also auch die Freiheitsbriefe schon ausgefertigt sein."

„Welchen Rat könnten Sie mir nun geben, Herr von Villefort, um die Rückkehr des armen jungen Mannes zu beschleunigen?"

„Einen einzigen, richten Sie eine Bittschrift an den Justizminister."

„O, wir wissen, was Bittschriften zu bedeuten haben; der Minister empfängt ihrer zweihundert täglich und liest kaum vier davon."

„Allerdings," sagte Villefort, „doch wird er eine lesen, die von mir abgeschickt ist, von mir mit Anmerkungen begleitet, direkt durch mich adressiert wird. Setzen Sie sich, Herr Morrel," fuhr Villefort fort, indem er dem Lieferanten seinen Platz einräumte, „ich werde Ihnen diktieren, wir wollen keine Zeit mehr verlieren, wir haben schon zu viel verloren."

Villefort schauderte bei dem Gedanken an diesen Gefangenen, der ihn verfluchen mußte, doch war er schon zu weit gegangen, um zurückzuschrecken. Dantes sollte unter dem Räderwerk seines Ehrgeizes zermalmt werden.

Villefort diktierte nun ein Gesuch, in dem er den Patriotismus Dantes' und der von ihm der bonapartistischen Sache geleisteten Dienste hervorhob. In diesem Gesuche wurde aus Dantes einer der tätigsten Agenten für die Rückkehr Napoleons gemacht. Es war klar, daß der Minister, sobald er dieser Schrift ansichtig wurde, augenblicklich Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, wenn es nicht schon geschehen war. Villefort las sie noch einmal mit lauter Stimme vor.

„So," sagte er, „jetzt verlassen Sie sich auf mich."

„Und die Petition wird bald abgegeben?"

„Heute noch."

„Von Ihnen befürwortet?"

„Die beste Befürwortung, die ich hinzufügen kann, ist die, daß ich alles das als wahr bescheinige, was Sie in diesem Gesuche sagen."

Villefort setzte sich nieder und fügte am Rande der Bittschrift sein Zertifikat hinzu.

„Was habe ich nun zu tun?" fragte Morrel.

„Sie warten ruhig ab; ich stehe für alles."

Diese Versicherung gab Morrel wieder Hoffnung; er verließ den Substitut des königlichen Prokurators und war ganz entzückt für ihn. Hierauf kündigte er dem Vater Dantes' an, daß er seinen Sohn bald sehen werde. Was Villefort betrifft, so schickte er das Gesuch keineswegs ab, sondern bewahrte es sorgfältig, damit es, statt jetzt Dantes zu retten, ihn späterhin schrecklich kompromittieren sollte, indem Villefort etwas erwartete, was der Anblick Europas und die Wendung der Dinge er-

warten ließen — eine zweite Restauration. Dantes blieb also Gefangener; in die Tiefe seines Kerkers versenkt, hörte er weder das furchtbare Getöse des einstürzenden Thrones Ludwigs XVIII., noch das noch schrecklichere Krachen des zusammenbrechenden Kaisertums. Villefort aber hatte alles mit wachsamem Blicke angeschaut, alles mit Aufmerksamkeit angehört. Zweimal während dieser kurzen Erscheinung des Kaisertums, welche man „die hundert Tage" nennt, war Morrel nach dem Amte gegangen, um auf Befreiung Dantes' zu bestehen, und jedesmal hatte ihn Villefort durch Versprechungen und Hoffnungen hingehalten. Endlich erschien der Tag von Waterloo, und Morrel ließ sich nicht mehr bei Villefort sehen. Der Lieferant hatte für seinen jungen Freund alles getan, was nur irgend Menschen möglich war. Neue Versuche unter dieser zweiten Restauration anstellen, hieß, sich unnütz kompromittieren. Ludwig XVIII. stieg wieder auf den Thron; Villefort, für den Marseille ein Ort war, der ihm durch mannigfache Erinnerungen Gewissensbisse erregte, erbat sich und erhielt die Stelle eines königlichen Prokurators, welche zu Toulouse erledigt war. Vierzehn Tage nach der Einsetzung in seine neue Residenz heiratete er das Fräulein Renée von St. Meran, deren Vater nun besser als je bei Hofe stand. So blieb nun Dantes während der hundert Tage und nach der Schlacht bei Waterloo unter Schloß und Riegel, vergessen von den Menschen, wo nicht von Gott.

Als Danglars erfuhr, daß Napoleon nach Paris zurückgekommen war, da befiel ihn die Furcht. Jeden

Augenblick machte er sich gefaßt, Dantes wiedererscheinen zu sehen, Dantes, der dann mächtig genug war, an ihm Rache zu nehmen. Da äußerte er denn gegen Herrn Morrel den Wunsch, den Seedienst zu verlassen, und ließ sich durch ihn an einen spanischen Kaufmann empfehlen, bei welchem er gegen Ende März, das heißt, zehn bis zwölf Tage nach dem Einzuge Napoleons in die Tuilerien, die Stelle eines Kommis antrat. Er reiste nach Madrid, und man hat weiter nicht von ihm sprechen hören.

Ferdinand begriff nichts. Dantes war abwesend, das war alles, was er bedurfte. Was war aus ihm geworden? Er gab sich keine Mühe, dies zu erfahren.

Bald berief das Kaiserreich einen letzten Heerbann, und was nur irgend waffenfähig im Staate war, eilte auf die Stimme des Kaisers an die Grenzen Frankreichs. Ferdinand ging, wie die andern, verließ seine Hütte und Mercedes, von dem schrecklichen Gedanken gequält, daß hinter seinem Rücken sein Nebenbuhler nach Hause kommen und die heiraten könnte, die er liebte. Was das junge Mädchen betrifft, so hatte das Mitleid, das er ihrem Unglück weihte, die Sorgfalt, mit der er ihren geringsten Wünschen entgegenkam, die Wirkung hervorgebracht, welche stets der Anschein der Hingebung auf edle Herzen übt. Mercedes hatte Ferdinand stets mit der Liebe der Freundschaft geliebt; ihre Freundschaft für ihn paarte sich jetzt noch mit einem Gefühl der Erkenntlichkeit.

„Mein Bruder," sagte sie, indem sie dem Catalaner

den Soldatenmantel um die Schultern warf, „mein Bruder, mein einziger Freund. Lassen Sie sich nicht töten, lassen Sie mich nicht allein in dieser Welt!“

Diese Worte, im Moment seiner Abreise ausgesprochen, gaben Ferdinand wieder einige Hoffnung. Wenn Dantes nicht zurückkam, so konnte Mercedes ihm gehören. Mercedes blieb nun allein auf dieser weiten Erde, auf der sie sich noch nie so verwaist vorgekommen.

Der alte Dantes, der sich nur noch durch Hoffnung erhalten hatte, verlor diese beim Falle des Kaisers. Fünf Monate, nachdem er von seinem Sohne getrennt worden war, fast in derselben Stunde, als letzterer arretiert worden, atmete er zum letzten Male in den Armen Mercedes.

Morrel trug alle Kosten der Beerdigung und bezahlte die kleinen Schulden, welche der Greis während seiner Krankheit gemacht hatte. Es gehörte mehr als Wohltätigkeitssinn dazu, so zu handeln.

Der Süden stand in Flammen, und dem Vater eines, wie Dantes, gefährlichen Bonapartisten, selbst auf dem Totenbette, zu Hilfe zu kommen, galt für ein Verbrechen.

VII.

Wenden wir uns nun Dantes wieder zu, der im Schlosse If gefangen saß. Dieses schreckliche Gebäude bestand aus fünfzig Zimmern; die Bewohner

derselben wurden nur nach der Nummer des Zimmers benannt, welches sie inne hatten. So hörte nun der unglückliche junge Mann auf, bei seinem Vornamen Edmond oder bei seinem Namen Dantes gerufen zu werden; von jetzt ab hieß er: Numero 34.

Dantes machte alle Stufen des Unglücks durch, welchem die im Gefängnis Schmachtenden unterliegen. Mit Stolz hatte er begonnen, mit dem Stolze, der aus Hoffnung und dem Bewußtsein der Unschuld hervorgeht; dann kam er dahin, an seiner Unschuld zu zweifeln.

Nun, da alle menschlichen Hülfsquellen verstopft waren, wendete sich Dantes an Gott. Er rief sich alle Gebete ins Gedächtnis zurück, welche seine Mutter ihn gelehrt hatte, und fand in ihnen einen Sinn, den er früher nicht gekannt.

Der strengen Gottergebenheit folgte bald die Wut. Edmond stieß Lästerungen aus, die selbst den Kerkermeister zurückschrecken ließen; er rannte mit dem Kopf an die Mauer und wütete gegen alles, was ihn umgab, am meisten aber gegen sich selbst. Dann kam ihm der verläumderische Brief, den ihm Villefort gezeigt hatte, in den Sinn; er sagte sich, daß nicht die Strafe Gottes, sondern menschliche Bosheit ihn in diesen Abgrund gestürzt habe; er weihte diese unbekannten Menschen allen Martern, die seine glühende Einbildungskraft nur erdenken konnte, und fand die schrecklichsten noch zu milde und zu kurze Zeit dauernd, denn diesen Martern folgte der Tod, und mit dem Tode kommt, wenn auch nicht

Ruhe, so doch Unempfindlichkeit, welche der Ruhe ähnlich ist.

Unter so traurigen Verhältnissen für Dantes waren fast vier Jahre verflossen.

Eines Abends, um die neunte Stunde vernahm er plötzlich ein dumpfes Geräusch an der Mauer, an welcher er lag. Es war ein regelmäßiges Kratzen, wie von einer ungeheuren Klaue, einem mächtigen Zahn oder von einem Instrument, das an einem Stein arbeitete.

Mehrere Stunden darauf kam das Geräusch näher und stärker.

Freudig begann Edmond zu horchen. Das Getöse war ganz deutlich und er glaubte gewiß, daß es von einem Gefangenen herrühre, der an seiner Befreiung arbeitete. „Ha!" rief er, „wie wollte ich ihm helfen, wäre ich bei ihm!"

Er sprach zu sich selbst:

„Ich muß eine Probe machen, ohne Jemand zu kompromittieren. Ist dieser rätselhafte Arbeiter ein gewöhnlicher Arbeitsmann, so darf ich nur an meine Mauer klopfen, und er wird sogleich mit der Arbeit innehalten, um zu erraten, von wo und in welcher Absicht die Schläge kommen; dann aber wird er seine Arbeit sogleich wieder fortsetzen. Ist es aber ein Gefangener, so wird mein Klopfen ihn erschrecken; er wird entdeckt zu werden befürchten, sogleich aufhören und erst des Abends wieder beginnen."

Gesagt, getan. Edmond riß einen durch die Feuchtigkeit abgelösten Stein aus der Mauer und schlug

damit dreimal gegen die Stelle, wo das Getöse am hörbarsten war.

Wie auf einen Zauberschlag ließ das Geräusch sogleich nach. Edmond horchte mit aller Anstrengung, es vergingen viele Stunden, die Nacht kam heran, und kein Getöse ließ sich mehr vernehmen.

„Das ist ein Gefangener!“ sagte sich Edmond mit unaussprechlicher Freude.

Dantes brachte diese Nacht schlaflos zu; allein es ließ sich weder in dieser Nacht, noch in den folgenden drei Tagen etwas hören. Nachdem endlich der Kerkermeister eines Tages die letzte Runde gemacht hatte, lehnte Dantes zum hundertsten Mal sein Ohr an die Mauer; er vernahm ein fast unmerkliches Getöse von der anderen Seite her. Hier galt kein Zweifel mehr. Der Gefangene hatte offenbar die Gefahr seines früheren Manövers erkannt, unternahm nun ein anderes, und bediente sich jetzt, ohne Zweifel der größeren Sicherheit halber, des Hebels statt des Meißels. Diese Entdeckung ermuthigte Dantes und er beschloß, dem unermüdlichen Arbeiter zu Hilfe zu kommen. Doch woher wollte er ein nur einigermaßen taugliches Instrument dazu hernehmen?

Da kam ihm ein Gedanke in den Sinn, er blieb stehen und lächelte; seine schweißtriefende Stirn wurde bald von selbst trocken.

Der Kerkermeister brachte täglich die Suppe für Dantes in einer Blechkasserolle. Diese Kasserolle hatte einen eisernen Griff; nach diesem strebte Dantes, für diesen hätte er zehn Jahre seines Lebens hingegeben.

Der Kerkermeister schüttete den Inhalt der Kasserolle auf einen Teller für Dantes. Nachdem letzterer seine Suppe mit einem hölzernen Löffel verzehrt hatte, wusch er seinen Teller aus, dessen er sich jeden Tag zu bedienen pflegte. Am Abend setzte Dantes nun absichtlich den Teller zwischen Tür und Tisch hin; als der Kerkermeister eintrat, stieß er gegen denselben und zerbrach ihn in tausend Stücke.

„Lassen Sie die Kasserolle hier," sagte Dantes, „und nehmen Sie sie morgen wieder mit, wenn Sie mir Frühstück bringen."

Dieser Rat kam der Trägheit des Kerkermeisters ganz recht; er hatte nun nicht nötig, einigemal auf- und abzusteigen. Er ließ also die Kasserolle da.

Dantes zitterte vor Freude. Rasch verschlang er seine Suppe, wartete noch eine Stunde, um sich auch zu versichern, ob der Kerkermeister sich nicht etwa wieder besinne; dann rückte er sein Bett ab, stemmte den eisernen Stiel der Kasserolle zwischen einen von Mörtel entblößten Sandstein und die angrenzenden Bruchsteine und begann nun den Hebel zu gebrauchen. Eine leichte Erschütterung überzeugte Dantes, daß die Arbeit gut von statten ging. Sorgfältig raffte er allen Gips auf, trug ihn in einen Winkel des Gefängnisses, kratzte die graue Erde mit einem Krugscherben auf und bedeckte den Gips mit Erde. Da nun der Zufall oder vielmehr der sinnreiche Plan, den er erdacht, ein so kostbares Instrument ihm in die Hände gegeben hatte, so wollte er es auch benützen und setzte die ganze Nacht hindurch das Graben mit wahrer Wut

fort. Beim Anbruch des Tages legte er den herausgehobenen Stein wieder ins Loch zurück, rückte das Bett wieder an die Mauer und legte sich nieder.

Das Frühstück bestand aus einem Stück Brot. Der Kerkermeister trat ein und legte das Stück Brot auf den Tisch.

„Nun, bringen Sie mir keinen andern Teller?“ fragte Dantes.

„Nein,“ sagte der Türschließer; „man wird Ihnen die Kasserolle lassen und die Suppe für Sie immer hineintun; auf diese Weise werden Sie Ihren Hausrat vielleicht nicht mehr zerbrechen.

Dantes richtete seinen Blick zum Himmel empor und faltete die Hände unter seiner Decke. Dieses Stück Eisen, welches man ihm ließ, erregte lebhafteren Dank gegen den Himmel in ihm, als das größte ihm zuteil werdende Glück in früheren Jahren es vermocht hätte. Nur hatte er bemerkt, daß, seitdem er selbst zu arbeiten angefangen, der andere Gefangene nicht mehr arbeitete. Doch das war kein Grund, von der Arbeit abzustehen; kam sein Nachbar nicht zu ihm, so konnte er zu seinem Nachbar gehen.

Den ganzen Tag arbeitete er unablässig. Allein nach zwei bis drei Stunden größter Anstrengung stieß er auf ein Hindernis. Das Eisen packte nicht mehr und glitt über eine glatte Oberfläche hin. Dantes befühlte dieses Hindernis mit der Hand, und überzeugte sich, daß es ein Balken war. Dieser versperrte ganz die Öffnung, welche Dantes begonnen hatte. Jetzt mußte er entweder

darüber oder darunter graben. Der unglückliche junge Mann hatte an dieses Hindernis nicht gedacht.

„O, mein Gott! mein Gott!“ rief er; „ich habe dich so oft angefleht, daß ich hoffte, du hättest mich endlich erhört. Mein Gott! Nachdem du mir die Freiheit genommen, mein Gott! nachdem du mir die Ruhe des Todes entzogen, mein Gott! nachdem du mich wieder ins Leben zurückgerufen, o habe Mitleid mit mir, laß mich nicht in Verzweiflung sterben!“

„Wer spricht in einem Atem von Gott und Verzweiflung?“ — so ließ sich laut eine Stimme vernehmen, die aus der Tiefe hervorzudringen schien, und die, durch die Höhlung gedämpft, dem jungen Manne wie eine Stimme aus dem Grabe vorkam.

Dantes fühlte, daß seine Haare sich sträubten, er sank auf die Knie und murmelte:

„Ha! ich höre einen Menschen sprechen. Ums Himmels willen! sprechen Sie weiter, obgleich Ihre Stimme mich erschreckt hat. Wer sind Sie?“

„Wer sind Sie denn?“ fragte die Stimme.

„Ein unglücklicher Gefangener,“ entgegnete Dantes.

„Wie heißen Sie?“

„Edmond Dantes.“

„Ihr Stand?“

„Seemann.“

„Wie lange sind Sie schon hier?“

„Seit dem 28. Februar 1815.“

„Ihr Vergehen?“

„Ich bin unschuldig.“

„Doch wessen klagt man Sie an?"

„Für die Rückkehr des Kaisers konspiriert zu haben."

„Was, für die Rückkehr des Kaisers! Ist denn der Kaiser nicht mehr auf dem Throne?"

„Er hat im Jahre 1814 zu Fontainebleau abgedankt und ist nach der Insel Elba verwiesen worden. Doch seit wann sind Sie schon hier, daß Sie das nicht wissen?"

„Seit 1811."

Dantes schauderte; dieser Mann war schon vier Jahre länger im Kerker, als er.

„Graben Sie nun nicht mehr," sprach die Stimme lebhaft „Sagen Sie mir bloß, wie hoch die Höhlung geht, die Sie gemacht haben."

„Bis zur Oberfläche des Fußbodens.

„Auf welche Weise ist sie verborgen?"

„Sie ist hinter meinem Bette."

„Hat man, seitdem Sie im Gefängnisse sind, Ihr Bett einmal abgerückt?"

„Niemals."

„Wohin geht's von Ihrem Zimmer?"

„Auf einen Korridor."

„Und der Korridor?"

„Auf einen Hof hinaus."

„Leider!" murmelte die Stimme.

„Mein Gott! Was ist denn?" rief Dantes.

„Ach, ich habe mich getäuscht, die Unvollkommenheit meiner Zeichnung, ein Fehler meines Zirkels hat mich

verführt, sodaß ich diese Mauer, an der Sie graben, für die der Festung gehalten habe."

„Aber die Mauer der Festung läuft ja aufs Meer hinaus!"

„Das wollte ich eben."

„Und wenn es Ihnen nun gelungen wäre, sie zu durchgraben?"

„Ich hätte schwimmend eine von den Inseln, welche das Schloß If umgeben, vielleicht die Insel Daume oder Tiboulon, vielleicht auch die Küste erreicht, und dann war ich gerettet."

„Hätten Sie denn so weit schwimmen können?"

„Gott hätte mir Kraft dazu verliehen; allein jetzt ist alles verloren!"

„Alles?"

„Ja. Stopfen Sie vorsichtig die Aushöhlung wieder zu, arbeiten Sie nicht mehr, nehmen Sie nichts vor und warten Sie Mitteilungen von mir ab."

„Aber sagen Sie mir wenigstens, wer Sie sind?"

„Ich bin . . . Nr. 27."

„Sie trauen mir also nicht?" fragte Dantes.

Edmond hörte ein bitteres Lachen, das die Wölbung durchdrang und zu seinen Ohren gelangte.

„O!" rief er, instinktmäßig ahnend, daß dieser Mann ihn verlassen wollte, „o, ich schwöre Ihnen, daß ich ein guter Christ bin, daß ich mich lieber würde umbringen lassen, als Ihren und meinen Henkern auch nur den Schein von Wahrheit zu zeigen; aber, beim Himmel

berauben Sie mich nicht Ihrer Gesellschaft, Ihrer Stimme, oder ich schwöre es Ihnen, ich renne mit dem Kopfe gegen die Mauer und Sie werden sich über meinen Tod Vorwürfe zu machen haben."

„Wie alt sind Sie?" begann der Unbekannte wieder. „Ihre Stimme scheint die eines jungen Menschen zu sein."

„Ich kenne mein Alter nicht, denn ich habe die Zeit nicht berechnet, die ich hier schon zugebracht. Ich weiß nur so viel, daß ich grade neunzehn Jahre zählte, als man mich am 28. Februar 1815 arretierte."

„Noch nicht ganz sechsundzwanzig Jahre," murmelte die Stimme. „In diesem Alter ist man noch kein Verräter."

„Gewiß nicht, ich schwöre es Ihnen," sagte Dantes. „Ich habe es Ihnen bereits gesagt und ich wiederhole es Ihnen, ich würde mich lieber in Stücke hauen lassen, als Sie verraten."

„Sie haben wohl daran getan, mich zu bitten," begann die Stimme, „denn schon hatte ich den Entschluß gefaßt, mich von Ihnen zu entfernen. Doch Ihr Alter beruhigt mich, ich werde zu Ihnen kommen, erwarten Sie mich, morgen sprechen wir weiter."

Diese wenigen Worte gaben Dantes Mut. Er erhob sich, deckte alles mit Vorsicht wieder zu und schob sein Bett wieder an die Mauer. Er überließ sich nunmehr ganz seinem Glücke. Vielleicht schlug bald die Stunde der Befreiung, und schlimmsten Falles hatte er im Kerker einen Gefährten, und die Gefangenschaft war

dann um die gute Hälfte erleichtert. Den ganzen Tag ging Dantes in seinem Kerker auf und ab und das Herz schlug ihm vor Freude.

Die Nacht verging unter tiefem Schweigen. Als am Morgen der Besuch des Kerkermeisters vorüber war und Dantes eben sein Bett wieder abgerückt hatte, vernahm er drei Schläge, die in gleichen Zwischenräumen fielen; er beugte sich nieder und sprach:

„Sind Sie es? ich bin hier!"

„Ist der Kerkermeister schon fort?" fragte die Stimme.

„Ja," antwortete Dantes, „er kommt erst am Abend wieder. Wir haben also zwölf Stunden frei!"

Bald bemerkte Dantes, wie die Masse von Erde und Steinen unterhalb der Höhlung, die er selbst gemacht hatte, niedersank, und daß dadurch eine noch größere Öffnung sichtbar ward. Unterhalb dieser Höhle, deren Tiefe er nicht ermessen konnte, gewahrte er bald einen Kopf, Schultern und endlich den ganzen Menschen, der mit ziemlicher Beweglichkeit aus der gegrabenen Höhlung hervorkam.

VIII.

Dantes schloß den neuen Freund in seine Arme und zog ihn zum Fenster, damit er ihn bei dem wenigen Tageslicht, das in den Kerker drang, aufs beste betrachten könnte. Es war ein Mann von kleiner Statur, grauem Haar und durchdringendem Auge. Seine charakte-

ristischen Gesichtszüge ließen bald einen Mann in ihm erkennen, der mehr an Ausübung seiner geistigen Fähigkeiten, als seiner körperlichen Kräfte gewöhnt war.

Die Stirn des Ankömmlings war mit Schweiß bedeckt. Hinsichtlich seiner Bekleidung war es unmöglich, ihre ursprüngliche Form zu bezeichnen, denn sie zerfiel in Lumpen.

Er schien fünfundsechzig Jahre alt zu sein, obgleich die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen auf ein jüngeres Alter hätte schließen lassen. Mit einem gewissen Vergnügen nahm er die enthusiastischen Beteuerungen Dantes' auf, dankte mit Wärme für dessen Herzlichkeit, obgleich die Täuschung empfindlich war, da einen zweiten Kerker anzutreffen, wo er der Freiheit zu begegnen geglaubt hatte. Er sah den Stein, den Dantes ausgegraben hatte und meinte kopfschüttelnd:

„Dieser Stein ist nicht sorgfältig losgemacht. Sie haben wohl keine Instrumente?"

„Und Sie?" fragte Dantes erstaunt, „haben Sie denn welche?"

„Ich habe mir einige angefertigt. Mit Ausnahme einer Feile habe ich alles, was ich brauche: Meißel, Brecheisen und Hebel."

„Ich bin wirklich neugierig, die Erzeugnisse Ihrer Geduld und Ihres Fleißes zu sehen," sagte Dantes.

„Hier sehen Sie zuerst meinen Meißel."

Er zeigte ihm eine starke und spitze Klinge, die in einem hölzernen Griffe haftete.

„Womit haben Sie dieses angefertigt?" fragte Dantes.

„Mit einem Pflocke von meinem Bette; mit diesem Instrument habe ich fast den ganzen Weg durchgraben, der mich hierher führte, das heißt beinahe fünfzig Fuß."

„Fünfzig Fuß?" rief Dantes fast erschreckt.

„Ja, das ist die Entfernung zwischen meinem und Ihrem Zimmer; allein aus Mangel an geometrischen Werkzeugen war meine Zeichnung ungenau, ich glaubte, wie ich Ihnen bereits gesagt, zur äußersten Mauer zu gelangen und mich dann ins Meer zu stürzen, und nun ist meine ganze Arbeit umsonst, denn der Korridor, an den Ihr Zimmer stößt, ist mit Wachen angefüllt."

„Schon wahr," sagte Dantes, „allein der Korridor berührt bloß eine Wand meines Zimmers, und hier sind ja vier Wände."

„Allerdings, allein auf dieser Seite besteht die Mauer aus einem Felsen, an dem zehn Leute von Profession, mit allen Handwerkszeugen versehen, wohl zehn Jahre zu arbeiten hätten, um ihn durchzustechen. Die andere Seite stößt an die Täfelung der Wohnung des Gouverneurs; wir würden offenbar in einen verschlossenen Keller fallen und wären also gefangen. Und die andere Seite — warten Sie — woran grenzt die?"

Auf dieser Seite befand sich die so wohl mit einer dreifachen Reihe von Eisenstangen versehene Schießscharte, daß sie auch dem argwöhnischsten Kerkermeister die Furcht eines Ausbruchs des Gefangenen benehmen mußte. Durch sie drang das Tageslicht in den Kerker.

Als der Neuangekommene die Frage an Edmond gerichtet hatte, schleppte er den Tisch zur Schießscharte.

„Steigen Sie auf diesen Tisch!“ sagte er zu Dantes.

Dantes gehorchte, er stieg auf den Tisch, stemmte — die Gedanken seines Genossen erratend — den Rücken gegen die Mauer und reichte ihm beide Hände.

Nr. 27, deren wahren Namen Dantes noch nicht kannte, kletterte nun mit einer Leichtigkeit, welche man seinem Alter nicht mehr zugetraut hätte, und mit der Geschicklichkeit einer Katze zuerst auf den Tisch, dann vom Tisch auf Dantes' Hände, dann von den Händen auf seine Schultern. So befand er sich nun in gleicher Höhe mit der Schießscharte und konnte von der Höhe in die Tiefe hinabschauen. Nach einem Augenblick sprang er schnell zur Erde und sagte:

„O, ich hatte es wohl vermutet.“

„Was haben Sie vermutet?“ fragte der junge Mann.

„Daß Ihre vierte Wand an eine Gallerie stößt, die eine Art Ronde bildet, auf welcher die Schildwache auf- und abgeht.“

„Sind Sie dessen auch gewiß?“

„Ich habe den Czako und die Flintenspitze eines Soldaten gesehen und habe mich nur darum so schnell zurückgezogen, weil ich von ihm bemerkt zu werden befürchtete.“

„Also?“ sagte Dantes.

„Also sehen Sie, daß wir aus Ihrem Kerker nicht entkommen können; nun, der Wille Gottes geschehe."

Mit Bewunderung blickte Dantes diesen Greis an, dessen Züge so viel philosophische Ruhe und fromme Ergebung aussprachen.

„Wollen Sie mir jetzt nicht sagen, wer Sie sind?" fragte Dantes.

„Mein Gott, was kann Ihnen nun noch daran liegen, da ich Ihnen zu nichts mehr dienen kann."

„Sie können mich trösten, mich aufrecht halten, denn Sie scheinen mir ein Starker unter Starken zu sein."

Der Abbé lächelte und sagte mit trauriger Miene:

„Ich bin der Abbé Faria, seit 1811 ein Gefangener in diesem Schlosse If. Drei Jahre früher war ich bereits auf der Festung Fenestrelles, und 1811 hat man mich von Piemont nach Frankreich gebracht. Damals befand sich Napoleon in seiner Glanzperiode, und ich konnte damals nicht vermuten, daß dieser Koloß nach vier Jahren, wie Sie mir sagten, werde einstürzen können. Wer regiert denn jetzt in Frankreich? Napoleon II.?"

„Ludwig XVIII."

„Ludwig XVIII., der Bruder Ludwig XVI.? Die Beschlüsse der Vorsehung sind doch wunderbar und geheimnisvoll. Was kann der Himmel damit gewollt haben, daß er einen Mann stürzte, den er früher so sehr erhoben, und einen andern erhob, den er früher erniedrigt hatte?"

Dantes blickte mit Staunen einen Menschen an, der einen Augenblick sein eigenes Schicksal ganz vergessen und mit dem Schicksal der Welt sich beschäftigen konnte.

„Aber warum hat man Sie denn eingesperrt?“ fragte der junge Mann.

„Weil ich im Jahre 1807 ein Projekt ersann, welches Napoleon 1811 verwirklichen wollte, weil ich statt der kleinen Fürstentümer, die aus Italien ein Nest von kleinen Tyrannen machen, ein einiges Italien wollte, das einem großen Herrn gehorchen sollte. Allein ich vertraute meinen Plan einem Dummkopf, der sich stellte, als ob er mich verstände, um mich desto besser verraten zu können.“

Dantes begriff nicht, wie man für solche Interessen sein Leben aufs Spiel setzen könnte, und fing an, die Meinung zu teilen, die man im Schlosse If allgemein von dem Abbé hatte; er fragte also:

„Sind Sie nicht der Priester, von dem man glaubt daß er — krank sei?“

„Daß er verrückt sei, wollen Sie sagen, nicht wahr?“

„Ich wagte es nicht zu sagen,“ entgegnete Dantes lächelnd.

„Ja,“ fuhr Faria mit einem bittern Lächeln fort, „ich bin es, der hier für verrückt gilt und die Wirte dieses Gefängnisses seit langer Zeit belustigt, und der selbst die kleinen Kinder ergötzen würde, wenn es an diesem leidvollen, hoffnungslosen Orte Kinder gäbe.“

Dantes blieb einen Augenblick stumm und unbeweglich, dann fragte er:

„Sie verzichten also auf die Flucht?“

„Ich halte sie für unmöglich. Vier Jahre habe ich gebraucht, um die Werkzeuge zu verfertigen, welche ich besitze; seit zwei Jahren kratze und grabe ich eine Erde auf, die härter ist als Granit; ich habe Steine loshauen müssen, die ich mir sonst nicht einmal von der Stelle zu rühren getraut hätte; ich glaubte nun schon am Ziele meiner Arbeit zu sein, und wie weit hat mir Gott das Ziel entrückt? Nein, ich will nichts mehr versuchen, will mich nicht mehr gegen den Willen Gottes auflehnen.“

Edmond ließ sein Haupt sinken, um den ehrwürdigen Mann nicht sehen zu lassen, daß die Freude, einen Gefährten erhalten zu haben, ihn verhinderte, den Schmerz des Abbé, der sich nicht retten konnte, mitzufühlen.

Der junge Mann hatte bis jetzt nicht an Flucht gedacht. Für ihn war sie eine solche Unmöglichkeit, daß es ihm gar nicht in den Sinn kommen konnte, dieselbe zu versuchen. Nun aber hatte der alte, gelehrte, gottesfürchtige Abbé mit beispielloser Kraftanstrengung und Geduld die Mauern des Kerkers zu durchbrechen versucht, und er, Dantes, der junge Seemann, der dreiste Schwimmer, der oft auf dem Grunde des Meeres Korallen aufgesucht hatte, er sollte sich nicht zu einem Versuche entschließen?

Einen Augenblick sann der junge Mann nach, dann sagte er zum Greis:

„Ich habe gefunden, was Sie suchen.“

Faria zitterte.

„Sie? Was haben Sie gefunden?“

Diese Worte sprach er mit einer Miene, die deutlich merken ließ, daß er, wenn Dantes wahr spräche, nicht lange auf sich warten ließe.

„Der Korridor, den Sie durchdrungen haben, um von Ihnen zu mir zu kommen, läuft in derselben Richtung, wie die Galerie da draußen, und sie ist höchstens fünfzehn Schritte von derselben entfernt, nicht so?"

„Höchstens," sagte der Abbé.

„Nun denn! Gegen die Mitte des Korridors brechen wir uns einen Weg durch, ähnlich dem Arme eines Kreuzes! Wir kommen dann auf die Galerie hinaus, töten die Schildwache und fliehen. Damit dieser Plan gelingen soll, bedarf es nur des Mutes, und den haben Sie, und der Kraft, und die fehlt mir nicht; von Ihrer Geduld haben Sie hinlängliche Proben gegeben."

„Mein lieber Gefährte," sagte der Abbé, „Sie wissen nicht, welcher Art mein Mut ist, und welchen Gebrauch ich von meiner Kraft machen kann. Was meine Geduld betrifft, so glaube ich freilich, daß ich ziemlich geduldig gewesen sein muß, um früh und spät fortzuarbeiten, allein — merken Sie sich's wohl, junger Mann — es geschah dies nur, weil ich Gott zu dienen glaubte, wenn ich eine von seinen Kreaturen befreite, die unschuldig litt."

„Nun?" fragte Dantes, „steht denn Ihre Sache nicht noch auf demselben Punkte, oder haben Sie sich etwa für schuldig erkannt, seitdem Sie mir begegnet?"

„Nein, ich will es aber auch nicht werden. Ich konnte wohl eine Mauer durchbrechen, allein ich vermag

nicht, eines Menschen Brust zu durchbohren. Und dann," fuhr der Abbé fort, „wenn ich mich der berühmtesten Entweichungen erinnere, so finde ich, daß die gewaltsam unternommenen nie einen glücklichen Erfolg hatten, wohl aber die, welche sorgfältig überlegt und langsam vorbereitet wurden. Auch gibt es Entweichungen, welche ein glücklicher Zufall veranlaßt, das sind die besten; warten wir also eine solche Gelegenheit ab, und wenn diese sich darbietet, so wollen wir sie schon benutzen, verlassen Sie sich auf mich."

„Sie haben mir Ihre Lebensgeschichte erzählt," sagte Dantes, „und kennen die meine noch nicht."

„Ihr Leben, junger Mann, ist noch zu kurz, um Begebenheiten von nur einiger Wichtigkeit in sich zu begreifen."

„Es begreift ein unermeßliches Unglück in sich," sagte Dantes, „ein Unglück, das ich nicht verdient habe, und ich wünschte wohl, mich an den Leuten rächen zu können, die an meinem Unglück schuld sind, um nicht ferner Gott zu lästern, wie ich schon manchmal getan."

„Sie behaupten also ganz unschuldig an der Tat zu sein, deren man Sie beschuldigt?"

„Ganz unschuldig, beim Leben meines Vaters und Mercedes' schwöre ich es."

„Nun," sagte der Abbé, „erzählen Sie mir ihre Geschichte."

IX.

Dantes begann nun seine Lebensgeschichte. Er kam bald zu der letzten Reise, die er gemacht, erzählte von dem Tode des Kapitäns Leclerc, von dem Pakete, das für den Großmarschall bestimmt war, von seiner Unterredung mit demselben und von dem an Herrn Noirtier adressierten Briefe; endlich von seiner Ankunft in Marseille, dem Besuche bei seinem Vater, vom Verlobungsmahl, von seiner Verhaftung, seinem Verhör, bis zu seiner Einkerkerung in Schloß If. Von da ab wußte Dantes nichts mehr anzugeben, nicht einmal die Zeit, welche er hier als Gefangener zugebracht.

Die Erzählung war hiermit beendet und der Abbé dachte gründlich nach. Nach Verlauf einiger Zeit sprach er:

„Es gibt einen Rechtsgrundsatz von hoher Bedeutung, er heißt: ‚Willst du den Schuldigen entdecken, so suche vor allen denjenigen, welchem das begangene Verbrechen nützen konnte.‘ Wem konnte ihr Verschwinden nützlich sein?“

„Mein Gott, wohl niemandem, ich war noch so unbedeutend!“

„Antworten Sie mir nicht so,“ sprach der Abbé; „alles, mein lieber Freund, läßt sich nur beziehungsweise beurteilen. Vom Könige herab bis zum untersten Angestellten steht jeder demjenigen im Wege, der nach ihm folgt, oder ihm beigeordnet ist. Kommen wir nun auf

unseren Fall zurück. Sie sollten eben zum Kapitän des Pharaon ernannt werden. Sie wollten ein junges, schönes Mädchen heiraten. Lag es in jemandes Interesse, daß Sie nicht Kapitän das Pharaon wurden? Lag es in jemandes Interesse, daß Sie Mercedes nicht heirateten? Antworten Sie zunächst auf die erste Frage. Ordnung ist der Schlüssel zu allen schwierigen Aufgaben. Ich wiederhole also die Frage: Lag es in jemandes Interesse, daß Sie nicht Kapitän des Pharaon wurden?"

„Nein. Ich war sehr beliebt auf dem Schiffe. Wenn die Matrosen einen Chef hätten wählen dürfen, so wäre die Wahl ohne Zweifel auf mich gefallen. Ein einziger hatte Grund, mir gram zu sein; ich hatte nämlich drei Monate früher einen Streit mit ihm."

„Halt — wie hieß dieser Mann?"

„Danglars."

„Was war er auf dem Schiffe?"

„Rechnungsführer."

„Hätten Sie ihn auf seinem Posten gelassen, wenn Sie Kapitän geworden wären?"

„Gewiß nicht, wenn die Sache von mir abgehangen hätte, denn ich glaubte einige Veruntreuungen bei ihm wahrzunehmen."

„Weiter! Hat jemand Ihrer letzten Unterhaltung mit dem Kapitän Leclerc beigewohnt?"

„Nein, wir waren allein."

„Konnte jemand Ihre Unterhaltung hören?"

„Ja, denn die Tür stand auf, und — warten Sie — ja, ja; Danglars ging grade in dem Augenblick

vorbei, wo Kapitän Leclerc mir das für den Marschall bestimmte Paket einhändigte."

„Gut," sprach der Abbé, „wir sind auf richtigem Wege. Haben Sie jemand mit ans Land genommen, als Sie auf der Insel Elba verweilten?"

„Niemand."

„Man hat Ihnen dort einen Brief übergeben?"

„Ja, der Großmarschall."

„Was haben Sie mit dem Brief gemacht, bis Sie an Bord kamen?"

„Ich hielt ihn in der Hand."

„Als Sie nun den Pharaon bestiegen, konnte demnach jeder den Brief sehen, also auch Danglars? Nun hören Sie, strengen Sie Ihr Gedächtnis einmal an: können Sie sich wohl noch der Ausdrücke erinnern, in welcher die Denunziation abgefaßt war?"

„O ja! Ich habe sie dreimal durchgelesen, jedes Wort haftet noch in meinem Gedächtnisse."

„So wiederholen Sie mir dieselbe."

Dantes sammelte sich einen Augenblick und sprach dann:

„So lautet sie wörtlich:

Der königliche Prokurator wird hiermit von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß ein gewisser Edmond Dantes, Sekond des Schiffes Pharaon, der heute früh angekommen ist, nachdem er Neapel und Porto Ferrajo berührt, von Murat einen Brief an den Usurpator und von diesem einen Brief an das bonapartistische Komitee zu Paris mitgenommen hat. Durch Arretierung wird man sich von

seinem Verbrechen überzeugen können, denn man wird den Brief entweder bei seinem Vater oder in der Kabine des Pharaon finden."

Der Abbé zuckte die Achseln und sprach:

„Es ist klar wie die Sonne und Sie müssen ein sehr naives und gutmütiges Herz haben, um das Sachverhältnis nicht von vornherein geahnt zu haben."

„Ist das Ihre Meinung?" rief Dantes, „ha, das wäre niederträchtig!"

„Wie war Danglars' gewöhnliche Handschrift?"

„Eine schöne Cursivschrift?"

„Und die Schrift des anonymen Briefes?"

„Verstellt."

„Das kam daher, daß die Denunziation mit der linken Hand geschrieben war. Nun weiter! Gehen wir zur zweiten Frage über. Lag es in jemandes Interesse, daß Sie Mercedes nicht heirateten?"

„Jawohl; es liebte sie ein junger Mann."

„Sein Name?"

„Ferdinand, ein Catalaner."

„Glauben Sie, daß dieser fähig gewesen wäre, diesen Brief zu schreiben?"

„Nein. Der hätte mir höchstens einen Messerstich beigebracht; auch kannte er die in der Denunziation angegebenen Einzelheiten nicht."

„Sie hatten sie auch niemand mitgeteilt?"

„Niemand."

„Auch nicht Ihrer Braut?"

„Auch nicht meiner Braut."

„Dann ist es Danglars. Warten Sie — kannte Danglars Ferdinand?“

„Nein — doch — ich erinnere mich —“

„Wessen?“

„Am Tage vor meiner Verlobung sah ich sie gemeinschaftlich an einem Tische in der Laube des Vater Pamphile sitzen. Danglars war freundlich und aufgeheitert, Ferdinand blaß und unruhig.“

„Waren sie allein?“

„Nein, es war noch ein dritter, ein Bekannter von mir, ein Schneider, namens Caderousse, bei ihnen. Doch der war schon betrunken. Aber — warten Sie, warten Sie!“

„Nun?“

„Ha, wie konnte ich mich nur daran nicht erinnern! Neben dem Tische, an dem sie tranken, befand sich Tinte, Papier und Federn.“

Dantes fuhr sich mit der Hand über die Stirn, dann fuhr er fort:

„Ja, so ist's, dort ist der Brief geschrieben worden. O, diese Niederträchtigen! diese Schurken!“

„Wollen Sie sonst noch etwas wissen?“ sagte der Abbé lächelnd.

„Ja doch, da Sie nun einmal alles ergründen und in allen Dingen fast allwissend sind. Ich möchte wissen, warum ich nur einmal verhört worden bin, warum man mir keinen Richter gegeben hat, und wie ich ohne Erkenntnis verurteilt werden konnte.“

„Das ist etwas schwieriger,“ sagte der Abbé. „Die

Justiz hat dunkle und geheimnisvolle Wege, hinter die man schwer kommen kann. Was wir in betreff Ihrer beiden Feinde getan haben, war ein Kinderspiel dagegen; Sie müssen mir nun die genauesten Angaben machen."

„Fragen Sie mich nur, denn Sie durchschauen in der Tat mein Leben klarer, als ich selbst."

„Wer hat Sie verhört, der Prokurator, der Substitut oder der Instruktionsrichter?"

„Der Substitut."

„Ist er jung oder alt?"

„Jung; ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt."

„Wie war sein Betragen gegen Sie?"

„Mehr milde als streng."

„Haben Sie ihm alles erzählt?"

„Alles."

„Hat sein Betragen sich im Laufe des Verhörs geändert?"

„Einen Augenblick änderte es sich, als er den Brief gelesen hatte, der mich kompromittierte. Er schien von meinem Unglück ganz niedergeschlagen zu sein."

„Sind Sie dessen sicher, daß es Ihr Unglück war, was er beklagte."

„Er hat mir wenigstens einen großen Beweis seiner Zuneigung gegeben."

„Was für einen?"

„Er hat das einzige Papier, das mich kompromittieren konnte, verbrannt."

„Was war das für ein Papier? Die Denunziation?"

„Nein, der Brief."

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Es ist vor meinen eigenen Augen geschehen."

„Das ist etwas anderes; dieser Mensch könnte wohl ein größerer Verbrecher sein, als ich anfangs glaubte."

„Auf Ehre!" sagte Dantes, „Sie machen mich schaudern."

„Er hat also den Brief verbrannt, sagen Sie?"

„Ja, mit den Worten: Sie sehen, es existiert nur der eine Beweis gegen Sie und ich vernichte ihn."

„Dieses Betragen ist zu zart, um natürlich zu sein."

„Meinen Sie?"

„Ich bin davon überzeugt. An wen war der Brief adressiert?"

„An Herrn Noirtier, Straße Coq-Heron Nr. 13, in Paris."

„Können Sie vielleicht vermuten, daß der Substitut ein Interesse dabei hatte, den Brief verschwinden zu lassen?"

„Vielleicht, denn ich mußte ihm zwei oder drei Mal versprechen, niemandem etwas von diesem Briefe zu sagen, er hat mich sogar schwören lassen, den Namen nie auszusprechen, der auf der Adresse stand."

„Noirtier!" sagte der Abbé; „Noirtier, ich habe einen Noirtier gekannt, der in der Revolution Girondist gewesen war. Wie nannte sich denn ihr Substitut?"

„Von Villefort!"

Der Abbé brach in ein Gelächter aus. Dantes sah ihn erstaunt an und fragte:

„Was ist denn?“

„Armer junger Mann! Dieser Beamte war also gütig gegen Sie? Er hat den Brief verbrannt, vernichtet? Er hat Sie schwören lassen, nie den Namen Noirtier auszusprechen?“

„So ist's.“

„O, Sie Blinder! Wissen Sie auch, wer dieser Noirtier war? Dieser Noirtier war sein Vater!“

Wäre ein Blitzstrahl zu den Füßen Dantes' niedergefahren und hätte dieser Strahl einen Abgrund geöffnet, in dessen Tiefen die Hölle sich auftat, es würde dies keinen überraschenderen, niederschmetternderen Eindruck, als diese ungeahnten Worte auf Dantes gemacht haben. Er richtete sich auf und hielt sich den Kopf mit beiden Händen, als hätte er ihn vor dem Zerspringen schützen wollen.

„Sein Vater — sein Vater!“ rief er.

„Ja, sein Vater, der Noirtier von Villefort heißt,“ entgegnete der Abbé.

Da durchzuckte ein brennender Strahl Dantes' Gehirn; alles, was ihm bis jetzt dunkel war, wurde ihm in diesem Augenblick sonnenklar. Jene Ausflüchte Villeforts während des Verhörs, der vernichtete Brief, der verlangte Eid, diese bittende Stimme des Beamten, der, statt zu drohen zu flehen schien, alles kam ihm nun wieder in Erinnerung. Der Abbé sah ihn starr an und sprach:

„Es tut mir leid, Sie in Ihrer Untersuchung unterstützt und Ihnen das gesagt zu haben, was ich gesagt.“

„Warum?“ fragte Dantes.

„Weil ich Ihrem Herzen ein Gefühl eingeflößt habe, das früher nicht darin war: die Rache.“

Der Abbé sah ihn noch eine Weile an und schüttelte betrübt sein Haupt, dann ging er auf Dantes' Bitten zu anderen Dingen über. Der greise Gefangene gehörte zu denjenigen Menschen, deren Unterhaltung umfassende Belehrung und Vergnügen zugleich gewährt.

Dantes horchte mit Bewunderung auf jedes seiner Worte. Jedes Gespräch war für Dantes eine Sonne, die ihm eine neue Welt entdeckte. Dantes fing jetzt zu begreifen an, wie glücklich derjenige wäre, der einem solchen Manne auf die Höhen der Wissenschaften folgen könnte.

„Sie sollten mich etwas von dem lehren, was Sie wissen,“ sprach Dantes, „wäre es auch nur, um sich nicht so schrecklich mit mir langweilen zu dürfen. Mir scheint es jetzt, daß Sie die Einsamkeit dem Umgange mit einem so ungebildeten Menschen vorziehen müßten. Wenn Sie meine Bitte erfüllen, so will ich nicht mehr von Flucht sprechen.“

Der Abbé lächelte.

Noch diesen Abend entwarfen die Gefangenen einen Unterrichtsplan, den sie am folgenden Tage schon auszuführen begannen. Dantes hatte ein sehr glückliches Gedächtnis und eine leichte Fassungskraft. Seine mathematischen Anlagen machten seinen Geist geschickt, alles durch Berechnung zu begreifen, während die Einbildungskraft des Seemanns das Trockene der Ziffern und die

Steifheit der Linien milderte. Übrigens verstand er schon von früher Italienisch und etwas Romanisch, das er auf seinen Reisen nach dem Orient erlernt hatte. Mit Hilfe dieser beiden Sprachen begriff er auch leicht den Bau der übrigen, und nach Verlauf eines halben Jahres fing er an, spanisch, englisch und deutsch zu sprechen. Sei es nun, daß das Studium ihm die Freiheit ersetzte, sei es, daß er, wie wir schon gesehen, ein strenger Wortsmann war, Edmond sprach nichts mehr von Entfliehen und die Tage vergingen ihm schnell und lehrreich. Am Endes des Jahres war er ein ganz anderer Mensch.

X.

Als Dantes eines Tages in das Zimmer seines Gefährten getreten war, saß Faria mit ruhigem Blicke da und hielt in der Hand ein Papier, welches zylinderförmig zusammengerollt war. Dieses Papier zeigte der Abbé Dantes, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was ist das?" fragte dieser.

„Sehen Sie es genau an," sagte der Abbé lächelnd.

„Ich sehe bei aller Anstrengung weiter nichts, als ein halbverbranntes Papier, auf welchem gothische Schriftzüge mit einer ganz besonderen Tinte geschrieben sind."

„Dieses Papier," sagte Faria, „ist — ich gestehe es Ihnen jetzt, da ich Sie erprobt habe — mein Schatz, von dem Ihnen die Hälfte von heute ab gehören soll."

Der Abbé begann nun folgendermaßen:

„Sie wissen, daß ich der Sekretär und der vertraute Freund des Grafen Spada, des letzten Prinzen aus diesem Geschlechte, war. Diesem würdigen Herrn verdanke ich alles Glück, das ich in diesem Leben genossen. Er war nicht reich, obgleich die Reichtümer seines Hauses sprichwörtlich waren, so daß ich oft sagen hörte, reich wie ein Spada. So lebte er nun unter dem Rufe eines sehr reichen Mannes, sein Palast war mein Paradies. Ich unterrichtete seine Neffen, die bald starben; da er nun allein in der Welt dastand, so suchte ich durch eine vollkommene Ergebenheit in seinen Willen das zu erwidern, was er seit zehn Jahren für mich getan hatte.

Im Hause des Grafen gab es bald kein Geheimnis mehr für mich. Oft hatte ich meinen Herrn mit allem Eifer in altertümlichen Büchern und fast vermoderten Familienmanuskripten blättern sehen. Eines Tages warf ich ihm sein unnützes Wachen und die Niedergeschlagenheit, die daraus entstand, vor. Er sah mich mit einem bittern Lächeln an, schlug ein Buch auf, welches die Geschichte der Stadt Rom enthielt, und zeigte es mir. Da fanden sich denn im zwanzigsten Kapitel aus dem Leben des Papstes Alexander VI. folgende Zeilen, die ich nie vergessen konnte:

Die großen Kriege der Romagna waren beendigt; Cäsar Borgia, der seine Eroberungen vollbracht hatte, brauchte Geld, um Italien ganz zu kaufen; ebenso brauchte sein Vater, der Papst Alexander VI., Geld, um mit Ludwig VII., dem damaligen Könige von Frankreich, fertig zu werden. Man mußte also eine gute Spekulation

machen, was in dem armen, erschöpften Italien nicht so leicht war.

Seine Heiligkeit beschloß, zwei Kardinäle zu erwählen. Durch die Wahl zweier großen und dazu sehr reichen Personen aus Rom kam dem Papste folgendes ein: Erstens konnte er nun die bedeutenden Chargen verkaufen, welche diese zukünftigen Kardinäle bekleidet hatten; zweitens konnte er auf einen glänzenden Preis rechnen, den diese beiden Männer für ihre Kardinalshüte zahlen würden. Es zeigte sich auch bald eine dritte vorteilhafte Seite in dieser Spekulation. Der Papst und Cäsar Borgia suchten sich zuerst die beiden zukünftigen Kardinäle aus; es waren die Männer: Johannes Rospigliosi, der allein schon vier hohe Würden des heiligen Stuhls inne hatte, und Cäsar Spada, einer der vornehmsten und reichsten Römer. Beide fühlten den hohen Wert einer solchen päpstlichen Gunst, denn sie waren beide ehrgeizig. Nachdem diese gefunden waren, fand Cäsar Borgia auch bald Bewerber für ihre erledigten Ämter.

Es kam nun so, daß Rospigliosi und Spada bezahlten, um Kardinäle zu werden, und daß acht andere zahlten, um das zu werden, was diese eben erwählten Kardinäle früher waren. Es wanderten dadurch acht Millionen Taler in die Kasten der Spekulanten.

Wir kommen nun zum letzten Teil der Spekulation. Nachdem Rospigliosi und Spada vom Papste mit Beteuerungen des Wohlwollens überhäuft und ihnen die Kardinalsinsignien übergeben worden waren, und nachdem der Papst sicher war, daß diese Männer ihr Ver-

mögen zusammengenommen hätten, um sich in Rom festzusetzen, luden er und sein Sohn, Cäsar Borgia, diese beiden Kardinäle zu einem Mittagsmahle ein.

Man deckte die Tafel auf einem Weinberge des Papstes. Es war dies ein reizender Ort, den die Kardinäle schon vom Hörensagen kannten. Rospigliosi, der von seiner neuen Würde ganz eingenommen war, pflegte seinen Leib und machte die beste Miene; Spada aber war ein kluger Mann, er liebte vorzüglich seinen Neffen, einen jungen Mann in der schönsten Blüte; er nahm Papier, Tinte und Feder machte sein Testament und ließ hierauf seinem Neffen sagen, daß er ihn in der Umgegend des Weinberges erwarten möchte.

Spada kannte die Art solcher Einladungen. Seitdem das Christentum sich in Rom festgesetzt hatte, kam nicht mehr, wie früher, ein vom Tyrannen abgesandter Centurio, der da sagte: „Cäsar will, daß du stirbst.“ Nein, jetzt kam ein päpstlicher Legat mit lächelndem Munde, der da sagte: „Seine Heiligkeit wünscht, daß du mit ihm speisest.“ Als Spada sich gegen zwei Uhr nach dem Weinberge des Papstes begeben hatte, war die erste Erscheinung, die sich seinen Augen hier darbot, sein anmutiger Neffe in vollem Schmucke. Spada wurde bleich. Man speiste. Spada konnte seinen Neffen nur noch fragen: „Hast du meine Botschaft empfangen?“ Der Neffe antwortete: „nein,“ und begriff vollkommen die Bedeutung der Frage. Allein es war zu spät, schon hatte er ein Glas von einem ausgezeichneten Weine getrunken, der durch den Kellermeister des Papstes für

ihn bei Seite gesetzt war. Spada sah in demselben Augenblicke eine andere Flasche herbeibringen, von der man ihm freigebig spendete. Eine Stunde darauf erklärte ein Arzt beide für vergiftet. Spada starb auf dem Weinberge, sein Neffe gab vor seiner Tür den Atem auf, indem er noch etwas andeutete, was seine Frau nicht verstand.

Unter dem Vorwande, die Papiere der Verstorbenen untersuchen zu wollen, beeilten sich Borgia und der Papst, die Erbschaft anzutreten. Allein die Erbschaft bestand in einem Stück Papier, worauf Spada folgendes geschrieben hatte:

„Ich vermache meinem innigst geliebten Neffen meine Kasten und Bücher, unter denen er ein Gebetbuch mit goldenen Rändern finden wird, und wünsche ich, daß er dieses Andenken von seinem ihm wohlgeneigten Onkel gut bewahren möge."

Die Erbschleicher suchten überall nach, wunderten sich über das Gebetbuch und waren erstaunt, daß Spada, dieser reiche Mann, ein so schlechter Onkel gewesen; sie fanden keine Schätze, außer den wissenschaftlichen, welche in der Bibliothek und den Laboratorien enthalten waren. Das war alles. Borgia und der Papst durchsuchten, durchwühlten, spionierten, allein sie fanden nichts, oder doch verhältnismäßig nur sehr wenig, etwa für tausend Taler Goldschmuck und eben so viel bares Geld. Der Neffe Spadas hatte jedoch seiner Frau noch sagen können: „Suchet nur unter den Papieren meines Onkels, es ist ein wirkliches Testament da."

Die Familie suchte nun noch eifriger, als es der Papst und sein Sohn getan hatten, aber ebenfalls vergeblich. Es blieben der Familie bloß zwei Paläste und ein Weinberg hinter dem Palatinus; allein zu jener Zeit hatten unbewegliche Güter nur mittelmäßigen Wert; darum hatte es auch Papst Alexander VI. und Borgia nicht der Mühe wert gehalten, diesen Besitz an sich zu reißen. Es verflossen hierauf Monate und Jahre. Alexander VI. starb durch Vergiftung und Cäsar Borgia, der kaum demselben Tode entronnen war, wurde gezwungen, Rom zu verlassen und kam in einem nächtlichen Scharmützel um.

Nach dem Tode des Papstes und der Verbannung seines Sohnes erwartete man allgemein, daß die Familie wieder die fürstliche Lebensweise annehmen würde, welche sie bei Lebenszeiten des Kardinals Spada geführt, allein dem war nicht so; die Spadas blieben in einem nur zweifelhaften Wohlstande, ein undurchdringliches Geheimnis schwebte über dieser dunklen Geschichte und das Gerücht ging, daß Cäsar Borgia, ein schlauerer Politiker als sein Vater, diesem die Schätze der beiden Kardinäle vorenthalten habe; ich sage, der beiden, weil der Kardinal Rospigliosi, der keine Vorsicht angewandt hatte, vollständig ausgeplündert ward.

„Nicht wahr," fragte der Abbé lächelnd, „bis jetzt scheint Ihnen die Sache gar nicht so unsinnig?"

„O, im Gegenteil, liebster Freund," sagte Dantes, „ich glaube vielmehr, eine recht interessante Chronik zu lesen, fahren Sie fort, wenn ich bitten darf."

„Ich fahre also in meiner Erzählung fort. Die Familie gewöhnte sich allmählich an diese drückende Lage. Die Jahre verflossen und von den Nachkommen Spadas wurden einige Soldaten, andere Diplomaten. Ich komme nun zum letzten Sprossen dieser Familie, zum Grafen Spada, dessen Sekretär ich war. Oft hatte ich ihn über das Mißverhältnis seines Vermögens zu seinem Range klagen hören; ich gab ihm den Rat, das wenige, was er besaß, in Lebensrenten anzulegen; er folgte diesem Rat und verdoppelte so sein Vermögen. Das berühmte Gebetbuch war in der Familie geblieben und jetzt besaß es der Graf Spada. Man hatte es von Vater auf Sohn übertragen, denn die seltsame Klausel in dem einzigen Testamente, welches man gefunden hatte, gab diesem Buche das Ansehen einer Reliquie und wurde mit einer gewissen abergläubischen Verehrung in der Familie bewahrt. Es war dieses Buch mit schönen gotischen Figuren illuminiert und so schwer an Gold, daß es an Feiertagen immer ein Diener vor dem Kardinal hertrug.

Der Anblick von so vielerlei Papieren, Kontrakten und Pergamenten, welche man in den Archiven der Familie aufbewahrte, die alle von dem vergifteten Kardinal herstammten, regte mich an, diese furchtbaren Aktenstöße zu durchstöbern. Allein trotz meiner Tätigkeit und der Gewissenhaftigkeit meiner Nachforschungen entdeckte ich nichts. Auch hatte ich mit dem größten Eifer die Geschichte der Familie Borgia studiert und zwar nur in der Absicht, mich zu überzeugen, ob beim Ableben des Kardinals Spada das Vermögen desselben an Borgia gekommen

wäre. Davon war jedoch nichts erwähnt und ich gewann die Überzeugung, daß die große hinterlassene Erbschaft weder den Borgias, noch der Familie Spadas zugefallen, sondern daß sie ganz herrenlos geblieben wäre.

Endlich starb mein Beschützer. Von seiner Lebensversicherung hatte er seine Familienpapiere, seine aus fünftausend Bänden bestehende Bibliothek und sein berühmtes Gebetbuch ausgenommen. Er vermachte mir dies alles mit tausend römischen Talern bar, unter der Bedingung, daß ich alljährlich Messen für ihn lesen ließe und daß ich einen genealogischen Stammbaum und eine Geschichte seines Hauses anfertigte, was ich denn auch treu erfüllte.

Beruhigen Sie sich, lieber Edmond, wir sind bald zu Ende.

Es war am 25. Dezember 1807, ein Jahr vor meiner Verhaftung und vierzehn Tage nach dem Tode des Grafen Spada, als ich jenen Stoß Papiere zum tausendsten Male durchlas und verglich; ermüdet ließ ich endlich mein Haupt auf die Hände sinken und schlief ein. Das konnte etwa um drei Uhr nachmittags gewesen sein, und als ich erwachte, schlug es sechs Uhr. Ich befand mich in der größten Dunkelheit und klingelte, daß man mir Licht brächte. Es kam niemand. Ich beschloß also, mich selbst zu bedienen. Ich nahm mit der einen Hand einen Wachsstock, mit der andern suchte ich, in Ermangelung von Schwefelhölzchen, ein Stück Papier, welches ich an dem nur noch schwachen Kaminfeuer anzuzünden gedachte. Aus Furcht, ich könnte in der Dunkelheit ein wertvolles, statt eines unnützen Papiers ergreifen, stand ich eine

Weile unschlüssig da; dann erinnerte ich mich, in dem berühmten Gebetbuche, welches neben mir lag, ein altes, ganz vergilbtes Papier bemerkt zu haben, welches als Zeichen gebraucht worden zu sein schien, und welches sich, durch die Pietät der Erben, Jahrhunderte hindurch erhalten hatte. Im Finstern umhertappend, fand ich endlich dieses unnütze Blatt, bog es zusammen, hielt es gegen die schon ersterbende Flamme und zündete es an. Allein wie die Flamme das Papier ergriff, sah ich, daß wie durch Zauberkraft gelbliche Schriftzüge auf weißem Papier sichtbar wurden. Da erschrack ich, drückte das Papier in meinen Händen zusammen, erstickte das Feuer und zündete den Wachsstock direkt am Herd an. In unbeschreiblicher Aufregung entfaltete ich das Papier und erkannte nun, daß diese Buchstaben mit einer geheimnisvollen Tinte geschrieben waren, so daß sie nur unter Einwirkung einer großen Hitze sichtbar wurden. Etwas mehr als ein Drittel des Papiers war von der Flamme schon verzehrt. Das ist das Papier, welches Sie heute morgen gelesen haben. Lesen Sie es jetzt noch einmal, dann werde ich Ihnen die abgebrochenen Sätze und den unvollständigen Sinn ergänzen."

Triumphierend reichte der Abbé das fast halb verbrannte Papier Dantes hin, der nun begierig folgende Worte, die mit einer rötlichen Tinte geschrieben waren, las:

„Da ich heute am 25. April 1498 einge
Alexander VI., und da ich fürchte, daß er, nicht
noch beerben wolle, und mir das Schick

und Bentivoglio, die durch Vergiftung umkamen,
meinem Universalerben, daß ich verg
da er ihn mit mir besucht hat, das heißt in
Insel Monte-Christo, alles, was ich be
steine, Diamanten, Juwelen, daß ich allein
sich belaufen auf beinahe zwei Mill
finden wird, wenn er den zwanzigsten Felsen
westlichen Hafen in grader Linie fortgeht. Zwei Off
in diesen Grotten: der Schatz liegt in dem ent
diesen Schatz vermache ich ihm und trete ihn ihm ab in
einzigen Erben.

Den 25. April 1498.

Caes

„Nun," sprach der Abbé, „lesen Sie einmal dies":

Dantes gehorchte und las nun folgende Zeilen:

„Da ich heute am 25. April 1498 einge—laden ward zu Seiner Heiligkeit Alexander VI., und da ich fürchte, daß er, nicht — zufrieden damit, daß ich meinen Kardinalshut bezahlte, er mich noch beerben wolle, und mir das Schick—sal der Kardinäle Caprara und Bentivoglio, die durch Vergiftung umkamen, — bereite, so erkläre ich meinem Neffen, Guido Spada, meinem Universalerben, daß ich verg—raben habe an einem Orte, den er kennt, da er ihn mit mir besucht hat, das heißt in — den Grotten der kleinen Insel Monte-Christo, alles, was ich be—saß: Stangen Gold, geprägtes Gold, Edelsteine, Diamanten, Juwelen, daß ich allein — um das Vorhandensein dieses Schatzes weiß, der sich belaufen kann auf beinahe zwei Mill—ionen römische Taler, und den

er finden wird, wenn er den zwanzigsten Felsen — erhoben hat und von dem westlichen Hafen in grader Linie fortgeht. Zwei Öffn—ungen befinden sich in diesen Grotten: der Schatz liegt in dem ent—fernteſten Winkel der zweiten, diesen Schatz vermache ich ihm und trete ihn ihm ab in — allen Stücken als meinem einzigen Erben.

Den 25. April 1498.

Caeſ—ar Spada."

„Begreifen Sie jetzt wohl?" fragte Faria.

„Das war die Erklärung des Kardinals Spada und das Teſtament, welches man seit so langer Zeit suchte."

„Ja, tausendmal ja."

„Wer hat es so wieder hergeſtellt?"

„Ich. Ich habe mit Hilfe des übrig gebliebenen Bruchstücks das Fehlende erraten, indem ich die Länge der Zeilen nach der des Papiers maß und durch die mir wohlbekannte Geſchichte mit einiger Mühe in den geheimen Sinn dieſer Schrift eindrang."

„Und was taten Sie, als Sie glaubten, diese Überzeugung gewonnen zu haben?"

„Ich reiſte augenblicklich ab und nahm den Anfang meines großen Werkes: „Über ein einiges Italien" mit. Allein längſt schon hatte ich wegen meiner politiſchen Anſichten die Augen der Polizei auf mich gelenkt. Meine plötzliche Abreiſe, deren Urſache ſie nicht im entfernteſten ahnte, erregte ihren Argwohn und in demſelben Augenblick, wo ich mich zu Piombino einſchiffte, wurde ich verhaftet. Jetzt, mein Freund," ſprach Faria, indem er

Dantes mit fast väterlichen Wohlwollen ansah, „jetzt wissen Sie so viel wie ich. Wenn wir uns jemals gemeinschaftlich retten, so soll die Hälfte meines Schatzes Ihnen gehören; sterbe ich aber hier und retten Sie sich allein, so gehört er Ihnen ganz."

„Dieser Schatz gehört Ihnen allein, mein Freund," erwiderte Dantes, „ich habe kein Recht daran, ich bin ja nicht ihr Verwandter."

„Sie sind mein Sohn, Dantes!" rief der Greis, „Sie sind das Kind meiner Gefangenschaft. Mein Stand verurteilte mich zur Ehelosigkeit; Gott hat Sie mir nun gesandt, um den Mann zu trösten, der nicht Vater sein durfte, und den Gefangenen, der die Freiheit nicht genießen konnte."

Faria streckte den Arm nach Edmond aus, und weinend fiel ihm dieser um den Hals.

XI.

Unter solchen Gesprächen verging die Zeit, wenn auch nicht rasch, so doch erträglich. Aus Furcht, daß jenes wichtige Papier einmal verloren gehen könnte, mußte es Dantes ganz auswendig lernen. Faria beschäftigte sich stundenlang damit, Dantes Verhaltungsregeln für die Zeit zu geben, wo er sich wieder frei sehen würde. War er einmal frei, so sollte er augenblicklich um jeden Preis nach Monte-Christo zu gelangen suchen und unter irgend einem Vorwande, ohne Verdacht zu erregen, allein dort bleiben, die wunderbaren Grotten

aufsuchen und den angezeigten Weg durchgraben. Dieser angezeigte Weg war, wie man sich erinnert, der entfernteste Winkel von der zweiten Öffnung.

So war wieder eine geraume Zeit verflossen, als Dantes in einer Nacht plötzlich aus dem Schlafe auffuhr; es schien ihm, als hätte er seinen Namen rufen hören. Er öffnete die Augen und versuchte das dichte Dunkel der Nacht zu durchdringen. Eine klagende Stimme, die seinen Namen auszusprechen sich abmühte, drang zu ihm. Er erhob sich in seinem Bette, Angstschweiß bedeckte seine Stirn und er horchte. Nun war kein Zweifel mehr, die Klage kam aus dem Kerker seines Gefährten.

„Großer Gott!" murmelte Dantes, „sollte etwa —"

Schnell rückte er sein Bett weg, erhob den Stein, stürzte nach dem Gange und gelangte an das Ende desselben. Die Diele war bereits weggenommen. Da sah Edmond den Greis, wie er, ganz blaß, noch dastand und sich an den Rahmen seines Bettes klammerte.

„Ich bin verloren!" sagte der Abbé. „Hören Sie! Ein schreckliches, vielleicht tödliches Übel hat mich ergriffen, ich bekomme wieder einen Anfall, wie ich deutlich merke. Ein Jahr vor meiner Einkerkerung ward ich ebenfalls davon heimgesucht. Es gibt nur ein Hülfsmittel dagegen, ich werde es Ihnen sagen: Heben Sie den Fuß meines Bettes in die Höhe, dieser Fuß ist hohl; Sie werden darin ein halbvolles Fläschchen roten Likörs finden, bringen Sie es her. Das Übel kommt, ich werde in einen Starrkrampf verfallen. Ich werde vielleicht schäumen und schreien, vielleicht aber auch ganz

starr da liegen und keine einzige Bewegung machen. Geben Sie nur acht, daß man mich nicht schreien hört, das ist wichtig, damit man mir nicht etwa ein anderes Zimmer einräumt, dann wären wir für immer getrennt. Wenn Sie aber sehen sollten, daß ich unbeweglich, kalt und so zu sagen tot daliege, dann, aber nur dann, verstehen Sie mich recht, brechen Sie mir den Mund auf und lassen Sie mir zwölf Tropfen von diesem Likör in den Mund fließen.

Wenn Sie mir die zwölf Tropfen eingeflößt haben und ich noch nicht zu mir gekommen bin, dann gießen Sie auch noch den Rest hinein. Jetzt bringen Sie mich auf mein Bett, denn ich kann mich nicht mehr aufrecht halten."

Edmond nahm den Greis in seine Arme und legte ihn aufs Bett.

„Jetzt, lieber Freund, einziger Trost meines unglücklichen Lebens, den mir der Himmel zwar etwas spät, aber doch endlich gegeben hat und für den ich ihm von ganzem Herzen danke; jetzt in dem Augenblick, wo ich mich vielleicht für immer von Ihnen trennen muß, wünsche ich Ihnen alles Wohlergehen, das Sie verdienen. Mein Sohn, ich segne dich!"

Der junge Mann fiel aufs Knie und stützte sein Haupt gegen das Bett des Alten.

„Besonders aber," fuhr Faria fort, „hören Sie wohl, was ich Ihnen in diesem wichtigen Augenblicke sage: der Schatz der Familie Spada existiert; in diesem Augenblicke gibt es für mich kein Hindernis, keine

Entfernung. Ich sehe ihn im Grunde der zweiten Grotte, meine Augen durchdringen die Tiefen der Erde und sind geblendet von so viel Reichtümern! Wenn es Ihnen gelingt, zu entfliehen, so erinnern sie sich, daß der arme Abbé, den alle Welt für verrückt gehalten hat, es keineswegs war. Eilen Sie nach Monte-Christo; bedienen Sie sich Ihres Glückes, Sie haben genug gelitten."

Ein heftiger Anfall unterbrach den Greis. Dantes sah auf und bemerkte, wie seine Augen mit Blut unterliefen.

„Adieu, adieu!" murmelte der Greis, konvulsivisch die Hand des jungen Mannes drückend, „adieu!"

Und mit einer letzten Anstrengung, zu welcher er alle Kraft zusammenraffte, sprach er:

„Monte-Christo! Vergessen Sie nicht — Monte-Christo!"

Dann sank er aufs Bett nieder.

Die Krisis war schrecklich. Mit starrem Blicke stand Dantes da und harrte auf den Augenblick, wo er das Rettungsmittel anwenden könnte. Als er diesen Augenblick gekommen glaubte, nahm er das Messer und brach damit die Zähne auseinander, zählte einen Tropfen nach dem andern und wartete. Die Phiole enthielt noch fast das Doppelte von dem, was er verbraucht hatte. Er wartete zehn Minuten, eine Viertelstunde, eine halbe Stunde — es rührte sich nichts.

Da dachte Dantes, daß es Zeit sei, die letzte Probe zu versuchen und goß dem Abbé den Rest aus der Phiole

hinunter. Dieses Mittel brachte noch einige heftige Erschütterungen hervor; der Greis öffnete die Augen, die schrecklich anzusehen waren, und stieß noch einen Schrei aus; dann versank sein Körper wieder in gänzliche Erstarrung, nur die Augen blieben offen.

Anderthalb Stunden waren bereits verflossen. Mit Angstschweiß auf der Stirn hatte Dantes über seinen Freund sich ausgestreckt und fühlte die Schläge seines Herzens immer leiser werden und erlöschen. Zuletzt schwand alles Leben, das Gesicht wurde bleich, die Augen blieben geöffnet, doch der Blick war erloschen.

So lange Tag und Nacht noch miteinander rangen, konnte Dantes noch zweifeln; doch als der Tag gesiegt hatte, da merkte er, daß er sich allein bei einem Leichnam befände. Ein mächtiger Schrecken ergriff ihn; nicht wagte er mehr die aus dem Bett heraushängende Hand zu drücken und seinen Blick auf die weit geöffneten Augen des Toten zu heften. Vergeblich versuchte er, diese Augen zuzudrücken; sie öffneten sich immer wieder. Er entfloh, indem er, so gut es gehen wollte, die Diele über seinem Haupte zurecht legte. Es war übrigens Zeit; denn schon nahte der Kerkermeister. Als dieser mit dem Besuch bei Dantes fertig war, ging er nach dem Kerker Farias, um demselben Frühstück und Wäsche zu bringen.

Da ergriff Dantes eine unsägliche Ungeduld, zu erfahren, was in dem Kerker seines unglücklichen Freundes vorging. Er trat daher in die unterirdische Galerie und kam noch zu rechter Zeit an, um die Stimme des Tür-

schließers zu hören, der um Hilfe rief. Bald traten auch die übrigen Türschließer ein, dann hörte man die schweren, regelmäßigen Tritte der Soldaten. Hinter diesen kam der Gouverneur.

Edmond vernahm das Geräusch, welches das Bett verursachte, indem man den Leichnam darauf hin- und herwarf; er vernahm auch die Stimme des Gouverneurs, der befahl, daß man ihm Wasser ins Gesicht spritze, und als er sah, daß dessenungeachtet der Gefangene nicht zu sich kam, nach einem Arzte schickte. Der Gouverneur ging weg und einige Worte des Mitleids gelangten zu den Ohren Dantes', während auch rohes Lachen und Gespött sich vernehmen ließ.

Edmond horchte; es entging ihm kein Wort, doch verstand er die Unterhaltung nicht recht. Bald wurde es still und es schien ihm, als ob die Leute das Zimmer verlassen hätten. Dennoch wagte er es noch nicht, einzutreten, denn man konnte ja einen Türschließer zurückgelassen haben, um den Toten zu bewachen. Er verblieb nun in seiner Stellung stumm und unbeweglich. Nach Verlauf einer Stunde wurde es wieder laut. Der Gouverneur kam wieder zurück und ihm folgten mehrere Beamten und der Arzt. Einen Augenblick war alles still; der Arzt näherte sich dem Bette und untersuchte den Leichnam. Bald begannen die Fragen. Der Arzt setzte das Uebel, dem der Abbé unterlegen war, auseinander und erklärte ihn für tot.

Man hörte von neuem gehen und wiederkommen; einen Augenblick darauf vernahm Dantes das Geknitter

von Leinwand; man hatte den Leichnam in einen Sack gehüllt.

„Heut Abend!“ sprach der Gouverneur.

„Um welche Stunde?“ fragte der Schließer.

„So gegen zehn Uhr.“

„Soll man bei dem Toten wachen?“

„Wozu das? Man wird den Kerker verschließen, wie wenn der Alte noch lebte, damit abgemacht.“

Hierauf verhallten die Tritte, der Schall der Stimmen wurde immer schwächer und man hörte zuletzt nur noch das Verschließen der Tür. Eine tiefe Todesstille herrschte in dem Kerker. Da erhob Dantes leise die Diele mit seinem Haupte und warf einen forschenden Blick durch das Zimmer. Er überzeugte sich, daß dasselbe leer war, und stieg nun aus dem unterirdischen Gange hervor.

Auf dem Bette ausgestreckt lag ein alter grauer Sack, unter dessen weiten Falten eine lange und steife Gestalt zu erkennen war.

Allein! So war er denn wieder ganz allein! Das einzige menschliche Wesen, das ihn noch an die Erde fesselte, konnte er nun nicht mehr sehen, nicht mehr hören! War es nicht besser für ihn, wie Faria aus dieser Welt zu scheiden und Gott um das Rätsel seines Lebens zu fragen, selbst auf die Gefahr hin, durch die traurige Pforte der Leiden gehen zu müssen. Der Gedanke an Selbstmord, der einst durch seinen Freund verbannt worden war, richtete sich noch einmal als ein Gespenst neben dem Leichnam Farias auf.

„Könnte ich sterben,“ sagte er zu sich selbst, „so würde

ich hingehen, wo er hingegangen ist, und gewiß würde ich ihn wiederfinden. Doch wie soll ich sterben? Das ist sehr leicht," gab er sich selbst zur Antwort. „Ich werde hier bleiben, mich auf den ersten, der da eintritt, stürzen, ihn erwürgen, und man wird mich dann aufs Schafott führen. Sterben!" rief er, „nein, das will ich nicht. Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, so lange gelebt und so viel erlitten zu haben, um jetzt zu sterben. Nein, ich will leben, ich will bis aufs äußerste kämpfen, ich will das Glück wieder erobern, das man mir geraubt hat. Weiß ich denn nicht, daß ich vor meinem Tode noch meine Henker zu bestrafen, und wer weiß, ob nicht auch Freunde zu belohnen habe? Aber jetzt wird man meiner hier vergessen und ich werde nur wie Faria aus diesem Gefängnisse kommen."

Bei diesen Worten blieb Edmond unbeweglich, seine Blicke waren starr, wie die eines Menschen, dem plötzlich ein Gedanke einkommt, und der von diesem Gedanken selbst erschreckt wird.

„Ha!" murmelte er, „wer sendet mir diesen Gedanken? Warst Du es, mein Gott? Da hier nur die Toten frei ausgehen, so wollen wir die Stelle der Toten einnehmen."

Sofort stürzte er über den häßlichen Sack her, öffnete ihn mit dem Messer, welches Faria verfertigt hatte, zog den Leichnam aus dem Sacke, trug ihn nach seiner Zelle, legte ihn auf sein Bett, bedeckte sein Haupt mit dem leinenen Lumpen, den er sich selbst gewöhnlich um den Kopf gebunden hatte, küßte zum letzten Male die eis-

kalte Stirn des Verstorbenen und versuchte mit vieler Anstrengung, ihm die Augen zuzudrücken. Dann wandte er sein Gesicht der Mauer zu, damit der Kerkermeister, wenn er das Abendbrot brächte, glaube, daß er selbst wie gewöhnlich daliege. Hierauf ging er wieder in den Kerker des Verstorbenen, nahm Nadel und Zwirn aus dem Schranke, warf seine Lumpen von sich, damit man das nackte Fleisch unter der Leinwand fühle, kroch in den aufgeschlitzten Sack, legte sich in die Stellung, in welcher der Leichnam dagelegen hatte, und nähte inwendig den Sack wieder zu. Wäre unglücklicherweise jetzt jemand hereingekommen, so hätte er sein Herzklopfen hören können.

Dantes hätte eigentlich bis nach dem Abendbesuch des Kerkermeisters warten können, allein er fürchtete, der Gouverneur könnte anderen Sinnes werden und den Leichnam wegschaffen lassen, dann war seine letzte Hoffnung verloren. Für alle Fälle war sein Plan nun fertig. Er dachte nämlich so:

Wenn die Totengräber auf dem Wege merkten, daß sie einen Lebendigen statt eines Toten tragen, so ließ er ihnen keine Zeit, sich zu besinnen, ein tüchtiger Schnitt mit dem Messer, welches er mitnahm, öffnete alsdann den Sack von oben bis unten, er benutzte ihren Schrecken und entfloh; wollten sie ihn festhalten, so brauchte er das Messer. Wenn sie ihn aber bis nach dem Kirchhofe brächten und ihn in eine Grube legten, so ließ er sich mit Erde bedecken, dann wollte er, da es Nacht war, sowie die Totengräber den Rücken wandten, sich durch die

weiche Erde durcharbeiten und entfliehen. Er hoffte, daß die Last des Erdreichs nicht so groß sein würde, als daß er sie nicht würde erheben können. Wenn er sich aber täuschte, wenn die Erde zu schwer auf ihm lastete, nun, so starb er durch Erstickung und damit war dann alles beendigt.

Dantes hatte seit dem vorigen Tage nichts gegessen; doch weder am Morgen noch jetzt dachte er an Hunger. Es stand jetzt zu viel auf dem Spiele, als daß er daran hätte denken können.

Er glaubte vor Angst zu vergehen. Es gingen jedoch Stunden vorüber, ohne daß sich etwas im Schlosse regte, und Dantes merkte, daß er der ersten Gefahr entronnen sei. Das war für ihn schon ein gutes Vorzeichen. Endlich ließen sich zu der vom Gouverneur festgesetzten Stunde Tritte vernehmen. Edmond fühlte, daß der Augenblick nun gekommen sei; er nahm all seinen Mut zusammen und hielt den Atem zurück.

An der Tür blieben zwei Leute stehen. Dantes vermutete, daß dies die beiden Totengräber wären, welche ihn holen sollten. Die Vermutung verwandelte sich in Gewißheit, als er das Geräusch hörte, welches sie beim Niedersetzen der Bahre verursachten. Die Tür ging auf, ein gedämpfter Lichtstrahl gelangte zu den Augen Dantes' und durch die Leinwand sah er zwei Schatten sich seinem Bette nähern. Eine dritte Gestalt blieb an der Tür, mit einer Stocklaterne in der Hand.

Von den beiden Männern, welche hereingekommen waren, faßte jeder ein Ende des Sackes an.

„Weißt du, daß er für einen so magern Alten noch schwer genug ist," sagte der eine, der ihn jetzt am Kopfe anfaßte.

„Man sagt, daß die Knochen mit jedem Jahre um ein halbes Pfund schwerer werden," sagte der Andere, der ihn an den Füßen faßte.

Man brachte den Totgeglaubten auf die Bahre. Edmond machte sich ganz steif, um seine Rolle eines Verstorbenen besser zu spielen. Man legte ihn auf die Bahre und stieg, indem der Mann mit der Laterne voranleuchtete, die Treppe hinunter. Plötzlich empfand Dantes die frische und rauhe Nachtluft und er merkte den Meerwind. Diese plötzliche Empfindung erregte teils Freude, teils Angst in ihm. Die Träger machten etwa zwanzig Schritte, dann standen sie still und stellten die Bahre auf die Erde. Einer von den Trägern entfernte sich und Dantes hörte noch seine Fußtritte widerhallen.

Bald kam er zurück, näherte sich Dantes und umband dessen Füße mit einem Seil, welche Operation ihm lebhaften Schmerz verursachte.

Dann gingen sie etwa fünfzig Schritte vorwärts, blieben dann stehen, um eine Tür zu öffnen und gingen dann wieder weiter. Das Brausen der Wellen, welche sich an dem Felsen brachen, auf dem das Schloß If erbaut ist, drang immer deutlicher zu den Ohren Dantes', je mehr man vorwärts kam.

„Schlechtes Wetter!" sagte einer von den Trägern. „Diese Nacht ist wohl nicht gut sein im Meere."

„Und der Abbé läuft sehr Gefahr, naß zu werden," versetzte der andere.

Sie brachen beide in ein Gelächter aus.

Dantes begriff den Spaß nicht recht, aber nichtsdestoweniger sträubte sich das Haar auf seinem Kopfe.

„Gut! jetzt sind wir da," sagte der erste.

„Weiter, weiter," entgegnete der zweite. „Du weißt, daß der letzte zerschmettert auf dem Felsen liegen blieb, und daß der Gouverneur uns tags darauf sagte, daß wir faul wären."

Sie machten also noch einige Schritte, indem sie immer aufwärts stiegen, dann fühlte Dantes, daß man ihn an Kopf und Füßen anpackte und ihn balancierte. Die Totengräber riefen:

„Eins — zwei — und drei —"

Sogleich fühlte sich Dantes in eine ungeheure Leere geschleudert; er durchschnitt die Lüfte wie ein verwundeter Vogel und fiel mit einem Schrecken, der sein Herz erstarren ließ. Obgleich er sich durch irgend eine um seine Füße gebundene schwere Masse, die seinen Flug beschleunigte, nach unten gezogen fühlte, schien ihm dieser Fall dennoch ein Jahrhundert lang zu dauern. Endlich fuhr er mit schrecklichem Geräusch in ein eiskaltes Wasser. Dies preßte ihm einen Schrei aus, der jedoch in demselben Augenblicke durch das Untertauchen erstickt wurde.

Dantes war ins Meer gestürzt worden und eine dreißigpfündige, an seine Füße gebundene Kugel zog ihn auf den Grund. Das Meer war der Kirchhof des Schlosses If.

XII.

Obgleich betäubt und fast erstickt, hatte Dantes doch die Geistesgegenwart, den Atem zurückzuhalten, und da er, wie schon gesagt, für alle Fälle vorbereitet, und mit einem offenen Messer in der Hand versehen war, so schlitzte er schnell den Sack auf und steckte zuerst den Arm, dann den Kopf heraus. Als er aber trotz seiner Anstrengungen sich gefesselt fühlte, bückte er sich nieder, suchte das Seil, welches seine Füße umschlang, und schnitt es mit der äußersten Anstrengung gerade in dem Augenblicke durch, wo er schon fast erstickte. Dann machte er einen gewaltigen Ansatz und gelangte frei an die Oberfläche des Meeres, während die Kugel den dichten Sack, der beinahe sein Leichentuch gewesen wäre, in die Tiefe hinabzog. Dantes nahm sich nur die Zeit, wieder aufzuatmen und tauchte sogleich wieder unter, denn seine erste Sorge mußte die sein, sich den Blicken der beiden Männer zu entziehen.

Als er zum zweiten Male wieder in die Höhe kam, war er bereits wenigstens fünfzig Schritte von dem Orte seines Falles entfernt. Über sich erblickte er einen grauen Himmel, vor ihm breitete sich die tobende Flut aus, deren Wogen wie beim Beginn eines Ungewitters zu sieden anfingen, und hinter ihm erhob sich, düsterer noch als Meer und Himmel, der Granitfelsen des Schlosses If wie ein drohendes Gespenst. Auf dem höchsten Gipfel des Felsens war eine Stocklaterne, welche zwei

Schatten beleuchtete. Es kam ihm vor, als ob diese beiden Schatten sich unruhig nach dem Meere hinabneigten. Die seltsamen Totengräber konnten in der Tat den Schrei gehört haben, den er bei seinem Falle ausgestoßen hatte. Dantes tauchte daher von neuem unter und schwamm wieder eine ziemlich weite Strecke unter dem Wasser fort. Mit diesem Manöver war er von früher her sehr vertraut und oft hatten ihn deshalb seine zahlreichen Bewunderer für den geschicktesten Schwimmer von Marseille erklärt.

Als er wieder an die Oberfläche des Meeres kam, war die Laterne verschwunden. Er mußte sich nun orientieren. Von allen Inseln, welche das Schloß If umgeben, waren Tiboulon und Lemaire die sichersten für ihn. Allein diese Inseln sind eine Meile weit vom Schloß If entfernt. Nichtsdestoweniger beschloß Dantes, eine derselben zu erreichen. Doch wie sollte er mitten in der Nacht, die ihn umhüllte, diese Inseln erkennen? Da erblickte er den strahlenden Leuchtturm von Planier. Indem er sich rechts diesem Turm zuwandte, ließ er die Insel Tiboulon ein wenig links. Wenn er sich daher etwas links hielt, so mußte er auf seinem Wege diese Insel antreffen. Doch, wie wir bereits gesagt, war die Insel Tiboulon wenigstens eine Meile vom Schlosse If entfernt.

Mit Freude bemerkte Dantes, daß die Untätigkeit, zu der er bis jetzt verdammt gewesen war, ihm seine Kraft und Geschicklichkeit nicht geraubt hatte; er fühlte sich auch jetzt noch Herr des Elements, in welchem er

von Kindheit an gespielt hatte. Übrigens verdoppelte auch die Furcht seine Kraft.

So schwamm er fortwährend und schon erkannte er das schreckliche Schloß nicht mehr. Eine Stunde war bereits verflossen, während welcher Dantes, aufgeregt durch das Gefühl der Freiheit, ohne Unterlaß in der angegebenen Richtung sich durch die Wellen fortarbeitete.

Plötzlich kam es ihm vor, als ob eine dichte, schwere Wolke sich vor ihm auftürmte und gleichzeitig fühlte er einen Schmerz am Knie. Er streckte die Hand aus und fühlte einen Widerstand. Er zog den andern Fuß an sich und berührte das Land. Da sah er denn, welcher Art der Gegenstand war, den er für eine dichte Wolke angesehen hatte. Etwa zwanzig Schritte von ihm entfernt erhob sich eine Masse von Felsen in seltsamer Gestalt. Es war die Insel Tiboulon.

Dantes tat nun noch einige Schritte vorwärts und Gott dankend, lagerte er sich auf diesen Felsenspitzen, die ihm jetzt sanfter erschienen, als sonst das sanfteste Lager. Trotz Sturm und Regen schlief er vor Ermüdung ein. Als er nach einer Stunde erwachte, ertönten gewaltige Donnerschläge und von Zeit zu Zeit fuhren Blitze, feurigen Schlangen gleich, vom Himmel zur Erde nieder.

Beim Schein der Blitze erschien Dantes ein Fischerfahrzeug, welches eine weite Strecke von ihm entfernt, von der Höhe einer Welle in den Abgrund hinunterglitt, indem der Sturm es fortriß. Beim Schein eines

anderen Blitzes sah Edmond an den Masten und Seilen fünf Männer sich festhalten, deren verzweiflungsvolles Geschrei zu seinen Ohren gelangte. Plötzlich zerschmetterte der Sturm auch noch den Rest des Schiffes. Es trat wieder völlige Nacht ein und das schreckliche Schauspiel entschwand den Blicken Dantes'.

Lange noch wütete der Sturm fort und peitschte das Meer, bis es allmählich gegen Morgen wieder ruhig ward und der Himmel heiter zu werden anfing.

Da erschien auf der Höhe der Insel Pomegue ein kleines lateinisches Fahrzeug, welches er sogleich für eine genuesische Tartane erkennen konnte. Dieses Fahrzeug kam aus dem Hafen von Marseille und gewann die hohe See, indem es vor seinem spitzen Vorderteil den funkelnden Schaum hertrieb.

Dantes wandte seine Augen nach der Richtung hin, in welcher das kleine Fahrzeug zerschmettert ward, und zitterte. Auf der Spitze eines Felsens war die phrygische Mütze eines schiffbrüchigen Matrosen hängen geblieben und in der Nähe davon trieben einige Balken von dem zerbrochenen Schiffe umher.

Dantes' Entschluß war sogleich gefaßt. Er stürzte sich ins Meer, schwamm nach der Mütze, bedeckte sein Haupt damit, erfaßte einen der Balken, schlug nun die Richtung ein, welche das Fahrzeug verfolgen mußte, und murmelte:

„Jetzt bin ich gerettet!"

Diese Überzeugung gab ihm wieder einige Kraft. Unmerklich näherte sich der Schwimmer dem Fahrzeuge

und bald waren sie nur noch etwa eine Viertelmeile von einander entfernt. Auf dem Gipfel einer Welle nahm Dantes seine letzte Kraft zusammen, erhob sich fast aufrecht, schwang die Mütze und stieß einen kläglichen Hilferuf aus.

Man sah und hörte ihn. Das Fahrzeug unterbrach sein Manöver und eine Schaluppe wurde ausgesetzt, welche zwei Matrosen bestiegen. Dantes ließ nun den Balken los, den er nicht mehr nötig zu haben glaubte, als eine Welle, durch die er sich nicht mehr durchzuarbeiten die Kraft hatte, ihn hoch mit Schaum bedeckte. In höchster Verzweiflung schrie er auf und begann zu sinken. Nochmals brachte ihn eine konvulsivische Bewegung an die Oberfläche, er fühlte sich plötzlich bei den Haaren ergriffen, und dann sah und hörte er nichts mehr, er war ohnmächtig. Als Dantes die Augen wieder aufschlug, befand er sich auf dem Verdeck der Tartane, welche ihren Weg weiter fortsetzte. Vor allem sah er sich nach der Richtung um, die sie verfolgten! man entfernte sich immer mehr vom Schlosse If.

Dantes lag, wie bemerkt, auf dem Verdecke; ein Matrose rieb ihm die Glieder mit einer wollenen Decke, ein anderer steckte ihm die Öffnung einer Flasche in den Mund. Einige Tropfen Rum regten die gesunkenen Lebensgeister des jungen Mannes wieder an.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Patron in schlechtem Französisch.

„Ich bin,“ antwortete Dantes in schlechtem Italienisch, „ein maltesischer Matrose; wir kamen von Syrakus und

hatten Wein geladen. Der Sturm dieser Nacht hat uns am Kap Morgiou überrascht, und wir litten Schiffbruch an den Felsen, welche Sie da unten sehen."

„Meiner Treue!" sagte der Patron, „fast hätte man Anstand genommen, Euch zu retten; mit Eurem sechs Zoll langen Bart und einen Fuß langen Haaren saht Ihr einem Räuber ähnlicher, als einem rechtschaffenen Manne."

„Ja!" sagte Dantes. „In einem gefahrvollen Momente habe ich einst das Gelübde getan, mir zehn Jahre lang weder das Haupthaar noch den Bart scheren zu lassen. Heute ist die Sühnung meines Gelübdes und fast wäre ich am Jahrestage ertrunken."

„Wißt Ihr Bescheid im mittelländischen Meere?"

„Ich schiffe seit meiner Kindheit darin."

„Kennt Ihr auch die guten Landungsplätze?"

„Es gibt wenig Häfen, in die ich nicht einlaufen, oder aus denen ich nicht mit geschlossenen Augen herauskommen könnte. Wohin geht die Reise?"

„Nach Livorno."

„So! Warum preßt ihr denn nicht den Wind und steuert ganz einfach darauf los, statt so viele Wendungen zu machen, durch die so viel Zeit verloren geht."

„Weil wir sonst auf den Weg nach der Insel Rion kämen."

„Ihr sollt mehr als zwanzig Klafter davon entfernt vorbeikommen."

„Nun, so ergreift das Steuerruder," sagte der Patron, „und zeigt uns, was Ihr könnt."

Der junge Mann ließ sich das nicht zweimal sagen, er begann das kleine Schiff gegen die Insel Rion loszusteuern, und fuhr an derselben vorüber, indem er sie einige zwanzig Klafter von der rechten Seite entfernt liegen ließ.

„Bravo!" rief der Patron.

„Bravo!" wiederholten die Matrosen.

Alle sahen verwundert diesen Mann an, dessen Blick wieder einen Ausdruck der Verständigkeit und dessen Körper wieder eine Kraft gewonnen hatte, welche man bei ihm nicht vermutete.

„Ihr seht," sprach Dantes, indem er das Steuer verließ, „daß ich Euch von einigem Nutzen sein könnte, und von dem Solde, den ich in den ersten Monaten gewinne, werde ich Euch die Kost bis dorthin bezahlen und auch die Kleidungsstücke, welche Ihr mir leihen werdet."

„Schon gut, schon gut!" sprach der Patron.

„Ein Mann gilt einen Mann," sagte Dantes. „Was Ihr den Kameraden gebt, werdet Ihr auch mir geben. Damit abgemacht!"

„Das ist nicht recht," sagte der Franzose, der Dantes aus dem Wasser gezogen hatte, „denn Ihr versteht mehr, als wir."

„Was Teufel geht das dich an, Jacopo!" sagte der Patron. „Jeder kann sich für so viel engagieren lassen, als er will. Du würdest besser daran tun, diesem braven Burschen, der ganz entblößt ist, einen Überwurf und eine Weste zu borgen, wenn du dergleichen zur Abwechselung hast."

„Das nicht," sagte Jacopo; „aber ich habe ein Hemd und einen Überwurf."

„Das ist alles, was ich brauche," sprach Dantes; „ich danke, mein Freund."

Jacopo ließ sich durch eine Öffnung im Verdecke des Schiffes herunter und kam nach kurzer Zeit mit den Kleidungsstücken wieder zurück, welche Dantes mit unbeschreiblichem Vergnügen anlegte.

„Braucht Ihr nun noch etwas?" fragte der Patron.

„Ein Stück Brot und noch einen Schluck von dem vortrefflichen Rum, den ich schon gekostet; ach, es ist schon sehr lange, daß ich nichts zu mir genommen habe!"

In der Tat waren es fast vierzig Stunden.

Man brachte Dantes ein Stück Brot und Jacopo reichte ihm den Schlauch hin.

„Die Stange an Backbord!" rief der Kapitän, sich zum Steuermann wendend.

Dantes warf einen Seitenblick nach derselben Richtung hin, während er die Mündung des Schlauchs seinem Munde näherte; allein der Schlauch blieb ihm auf dem Wege stecken.

„Nun," fragte der Patron, „was geht denn im Schlosse If vor?"

Eine kleine weiße Wolke, die die Aufmerksamkeit Dantes' auf sich gezogen hatte, erhob sich über die Schießscharten der Bastionen auf der Südseite des Schlosses If. Eine Sekunde darauf verhallte am Bord des Fahrzeuges der Schall eines in der Entfernung ab-

gefeuerten Geschützes. Die Matrosen erhoben sich und sahen einander an.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Patron.

„Es wird diese Nacht ein Gefangener entsprungen sein und man feuert deshalb eine Kanone ab, um Lärm zu schlagen.“

Der Patron warf einen Blick auf den jungen Mann, der, während er diese Worte sprach, den Schlauch wieder ansetzte. Er trank mit solcher Ruhe und Harmlosigkeit, daß der Verdacht, der dem Patron durch den Sinn gefahren, auch sogleich wieder verschwand.

„Ihr habt da einen verteufelt starken Rum,“ sagte Dantes, während er mit dem Hemdsärmel sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Wenn er es ist,“ murmelte der Patron für sich, „so habe ich jedenfalls einen tüchtigen Kerl angeworben.“

Unter dem Vorwande der Ermüdung wünschte Dantes, sich auf die Steuerbank setzen zu dürfen. Der Steuermann war entzückt, in seiner Arbeit abgelöst zu werden, und wendete sich mit fragendem Blicke an den Patron, der ihm durch ein Kopfnicken zu verstehen gab, daß er seinem neuen Gefährten das Steuerruder übergeben könnte. Von diesem Platze aus konnte Dantes mit unverwandten Blicken nach Marseille schauen.

Vierzehn Jahre hatte Dantes im Gefängnisse geschmachtet. Neunzehn Jahre alt war er ins Schloß If gebracht worden und mit dreiunddreißig Jahren verließ er es. Ein schmerzliches Lächeln zog jetzt über seine Lippen; er fragte sich, was aus Mercedes während der

Zeit, da sie ihn für tot halten mußte, geworden sein mochte. Brennende Funken des Hasses strahlten aus seinem Blicke, als er an die drei Menschen dachte, denen er eine so lange und so harte Gefangenschaft zu verdanken hatte, und er erneuerte gegen Danglars, Ferdinand und Villefort jenen Schwur unversöhnlicher Rache, den er im Gefängnisse getan hatte. Dieser Schwur war keine eitle Drohung mehr; denn jetzt hätte der geschickteste Segler im Mittelmeere nicht mehr das kleine Fahrzeug einholen können, das mit vollen Segeln Livorno zusteuerte.

XIII.

Edmond wollte nun die erste Probe machen, ob er sich wohl nach den vierzehn Jahren, in denen er sich nicht gesehen, selbst wiedererkennen würde. In Livorno kannte er einen Barbier in der St. Ferdinand-Straße, zu diesem ging er, um sich Bart und Haupthaar verschneiden zu lassen. Mit Staunen blickte der Barbier auf diesen langen Haarwuchs und den dichten Bart, doch machte er sich ohne weitere Bemerkung an sein Geschäft.

Nachdem diese Operation beendigt war, verlangte Edmond einen Spiegel und sah sich an. Wie wir bereits erwähnt, zählte er jetzt dreiunddreißig Jahre, und die vierzehn Jahre, die er im Gefängnisse zugebracht, hatten seinem Gesichte einen, sozusagen, veränderten sittlichen Ausdruck gegeben. Dantes war in das Schloß If ge-

treten mit jenem runden, lachenden Gesicht eines glücklichen jungen Mannes, der das Leben nur von der schönsten Seite kennt. Alles dies war ganz anders geworden. Sein Gesicht war jetzt länglich, sein Mund hatte nun jene festen Linien angenommen, welche Entschlossenheit verraten, tiefe Trauer lag in seinen Blicken, nur dann und wann schossen die finstern Blitze des Menschenhasses aus ihnen hervor. Sein Teint hatte durch die langjährige Abwesenheit des Sonnenlichtes jene matte Farbe angenommen, welche, wenn das Gesicht mit schwarzen Haaren umwachsen ist, die vornehme Schönheit des Nordens ausmacht. Außerdem hatte sich auch seine Stimme ganz verändert und seine Augen hatten durch die Dunkelheit, in der sie sich so lange befunden, die seltsame Fertigkeit erlangt, wie die Augen des Wolfes und der Hyäne, die Gegenstände auch während der Nacht zu erkennen. Edmond lächelte, als er sich ansah, es war unmöglich, daß sein bester Freund, wenn ihm überhaupt noch ein Freund geblieben war, ihn hätte wiedererkennen können; er erkannte sich selbst nicht wieder.

Der Patron der „jungen Amalie", so hieß das genuesische Schiff, der viel darauf hielt, Leute wie Edmond um sich zu haben, versprach ihm für die Zukunft eine Gehaltszulage, und Dantes nahm das Anerbieten gern an.

Die Operationen der „jungen Amalie" waren ein beständiger Kampf mit der „Steuer", da der Patron der Führer eines Schleichhändlerschiffes war.

Drittehalb Monate waren mit dergleichen Fahrten bereits vergangen und Dantes war im Schleichhandel schon so geschickt, wie er sonst ein dreister Seemann war. Wohl zwanzigmal kam er bei seiner Insel Monte-Christo vorüber, doch nicht ein einziges Mal hatte er Gelegenheit gefunden, daselbst zu landen. Dantes beschäftigte sich bereits mit allerlei Plänen, als ihn eines Tages der Patron, der große Lust hatte, ihn in seinem Dienste zu behalten, am Arm nahm und ihn in eine Weinschenke führte, in welcher die vorzüglichsten Schleichhändler Livornos zusammenzukommen pflegten. Es handelte sich in dieser eigentümlichen Seemannsbörse um ein mit türkischen Tapeten und andern Stoffen aus der Levante beladenes Schiff. Es mußte ein Gebiet ausfindig gemacht werden, auf welchem der Austausch vor sich gehen konnte, dann sollten die Waren auf französischen Boden eingebracht werden. Gelang der Plan, so war der Gewinn ungeheuer; es konnten fünfzig bis sechzig Piaster auf den Mann kommen.

Der Patron der „jungen Amalie" schlug als Landungsplatz die Insel Monte-Christo vor, da diese Insel durchaus wüst wäre und weder Soldaten noch Zollbeamten hätte. Bei dem Namen Monte-Christo zitterte Dantes vor Freude. Es wurde beschlossen, für den Abend des künftigen Tages sich segelfertig zu machen, und wenn der Wind günstig wäre, am Abend des dritten Tages zu landen.

Durch diesen unverhofften glücklichen Zufall sollte Dantes auf eine einfache, ganz natürliche Weise nach der

Insel seiner Hoffnung gelangen, ohne jemandem Verdacht einzuflößen.

In der fieberhaftesten Aufregung brachte Dantes den ganzen Tag zu, bis man endlich gegen fünf Uhr abends den vollkommensten Anblick von der Insel gewann.

Gierig verschlang Dantes' Blick die Felsenmasse, die in allen Schattierungen der Dämmerung, vom lebhaftesten Rot bis zum dunkelsten Blau, seinen Augen vorschwebte. Endlich kam die Nacht und um zehn Uhr landete man.

Als der folgende Tag anbrach, nahm Dantes Flinte, Blei und Pulver und äußerte den Wunsch, eine von den wilden Ziegen erlegen zu wollen, welche man von Felsen zu Felsen hüpfen sah.

Er ging an dem Ufer entlang und hier bemerkte sein forschendes Auge an einigen Felsen Einschnitte, welche von eines Menschen Hand eingegraben zu sein schienen.

Diese Zeichen gaben Edmond gute Hoffnung.

Währenddessen bereiteten seine Kameraden das Frühstücksmahl, holten Wasser aus der Quelle, brachten Brot und Früchte ans Land und brieten eine Ziege. Gerade als sie diese vom Bratspieße zogen, bemerkten sie Edmond, der hurtig und dreist wie eine Gemse von einem Felsen zum andern sprang. Der Jäger eilte ihnen entgegen. Aber als aller Blicke seinem schnellen Fluge folgten, als sie seine Gewandtheit für Tollkühnheit ansahen, strauchelte auch Edmonds Fuß und man sah ihn von dem Gipfel eines Felsen stürzen, hörte ihn einen Schrei ausstoßen und dann verschwinden.

In einem Zuge eilten alle auf Edmond zu, doch war Jacopo wieder zuerst bei ihm. Er fand Edmond ausgestreckt, blutend und fast ohne Besinnung daliegen. Man suchte ihm einige Tropfen Rum einzuflößen und dieses Mittel brachte dieselbe heilsame Wirkung hervor, wie das erste Mal. Edmond schlug die Augen auf und beklagte sich über einen gewaltigen Schmerz am Knie und ein unerträgliches Stechen in den Lenden.

Der alte Patron, der am Morgen abreisen mußte, um seine Ladung an die Grenzen von Piemont und Frankreich zu schaffen, drängte Dantes, daß er versuchen möchte, sich aufzurichten. Dantes machte übermenschliche Anstrengungen, um dieser Aufforderung Folge zu leisten; allein bei jedem Versuch fiel er klagend wieder zurück.

„Er hat sich Schaden getan," sagte leise der Patron. „Doch er ist ein guter Kamerad, und wir dürfen ihn nicht zurücklassen."

Dantes aber erklärte, er wolle lieber sterben, als die heftigen Schmerzen ertragen, welche die geringste Bewegung ihm verursache. Er sagte:

„Laßt mir nur eine kleine Portion Zwieback, eine Flinte, Pulver und Blei zurück, damit ich mir Ziegen jagen und mich nötigenfalls auch verteidigen kann, dann auch eine Hacke, womit ich mir eine Art Haus aufbauen will, falls ihr nicht bald zurückkommen könntet."

„Wir werden wenigstens acht Tage abwesend sein und es wird auch nötig sein, daß wir einen großen Umweg machen, um dich abzuholen."

„Sei es so," erwiderte Dantes.

Darauf entfernten sich die Schleichhändler.

Dann schlich er vorsichtig auf den Gipfel des Felsens hinauf, von dem aus er den Anblick des Meeres gewann. Munter segelte das Schiff von dannen und nach Verlauf einer Stunde war es den Blicken des Verwundeten bereits vollkommen unsichtbar.

Erfreut über die gelungene Verstellung, erhob sich Dantes, leichter und schneller als eine Gemse, nahm in eine Hand die Flinte, in die andere die Hacke und schritt nun hurtig auf den Felsen, nach welchem die an den verschiedenen Felsen bemerkten Einschnitte hinliefen.

Nun stieg er schleunigen Schrittes, aber immer noch vorsichtig um sich spähend, von der Höhe herab.

Dantes hatte von der entgegengesetzten Richtung aus die auf den Felsen zurückgelassenen Spuren verfolgt und bemerkt, daß diese Richtung zu einer kleinen Bucht führte, die ganz verborgen lag. Sie war gerade von der Breite, daß ein kleines Fahrzeug hineinfahren und darin verborgen bleiben konnte. Dies hatte Dantes zu einem kleinen und runden Felsen geführt, der nach allen Anzeichen auf der wunderbaren Grotte stehen mußte.

Nach genauerer Untersuchung fand sich, daß dieser Felsen auf einen darunter liegenden Stein gewälzt worden war, und daß man die beiden Steinmassen durch eingeschobene kleinere Steine so verbunden hatte, daß keine Trennung zwischen denselben sichtbar werden sollte, so daß der alte Felsen an den Boden angelötet zu sein schien. Vorsichtig schaffte nun Dantes die Erde nach und

nach hinweg und überzeugte sich von der sinnreichen List, alsdann griff er mit seiner Hacke die Mittelwand an, welche durch die Länge der Zeit schon verkittet war. Allein der obere Felsen war viel zu schwer und ruhte zu dicht auf dem unteren, als daß eine menschliche Kraft ihn hätte erschüttern können. Verlegen schaute Dantes um sich; da fiel sein Blick auf ein Horn, welches sein Freund Jacopo ihm mit Pulver angefüllt zurückgelassen hatte. Er lächelte und murmelte: die höllische Erfindung mag jetzt ihr Werk verrichten.

Vermittelst der Hacke machte er nun zwischen dem oberen Felsen und seiner Unterlage eine Art Mine, zog Fäden aus seinem Taschentuche, rollte sie in Salpeter und machte eine Lunte daraus. Hierauf legte er Feuer auf diese Lunte und entfernte sich. Die Explosion ließ nicht lange auf sich warten, der obere Felsen ward von der ungeheuren Kraft in die Höhe gehoben und der untere brach in Stücken. Durch eine letzte Kraftanstrengung gab endlich der schon wankende Felsen ganz nach und rollte ins Meer. Der Felsen hatte auf einem kreisförmigen Platze gestanden. Auf diesem Platz wurde nun eine Steinplatte sichtbar, in deren Mitte ein Ring befestigt war.

Dantes stieß ein Freudengeschrei aus. Nie hatte ein erster Versuch besseren Erfolg gehabt.

Rüstig ging er nun wieder an die Arbeit, benutzte einen Ölbaumstamm, den er vorfand, als Hebel, fuhr damit durch den Ring und hob ihn nun mit aller Kraft in die Höhe. Die Steinplatte wurde dadurch losgemacht

und ließ nun eine Art steiler Treppe sehen, welche sich in dem Schatten einer dunklen Grotte verlor.

Er stieg hinunter mit dem Lächeln eines Zweiflers und murmelte dieses letzte Wort menschlicher Weisheit: „Vielleicht!"

Statt der Dunkelheit, statt einer dicken, verderbten Luft, welches Dantes anzutreffen erwartete, sah er nun ein sanftes, bläuliches Licht, das durch mehrere Felsenritzen hereinbrach und bewegte sich in einer Luft, die eher lau als feucht, eher wohlriechend als widrig zu nennen war. Das Auge Dantes, das, wie wir wissen, auch im Dunkeln zu sehen gewohnt war, erspähte um so leichter die entferntesten Winkel der Höhle. Diese bestand aus Granit und ihre grüngelblichen Wände funkelten wie Diamanten.

Jetzt erinnerte sich Dantes der Worte des Testaments, das er auswendig kannte: „Im entferntesten Winkel der zweiten Öffnung."

Nun hatte er aber erst die erste Grotte betreten, er mußte also jetzt den Eingang zur zweiten suchen. Dantes überlegte nun reiflich. Diese zweite Grotte mußte sich natürlich noch weiter in das Innere der Insel hinein vertiefen. Er untersuchte die Steinlager und schlug gegen die Wände an, wo er glaubte, daß diese Öffnung sich befinden würde, wenn sie auch freilich mit der größten Vorsicht verdeckt sein mußte. Er fuhr mit der Spitze der Hacke in eine Spalte, drückte auf den Stiel und sah mit Freuden einen Stein zu seinen Füßen herunterrollen. Nun durfte Dantes nur mit der Eisenspitze der Hacke

jeden Stein zu sich heranziehen und es rollte nach und nach ein Stein nach dem andern herunter. Dantes konnte nun aus der ersten Grotte in die zweite treten.

Diese zweite Grotte war tiefer und dunkler, als die erste. Zur linken Seite der Öffnung war ein tiefer, dunkler Winkel. Doch gab es, wie gesagt, für Dantes keine Dunkelheit. Er spähte sorgfältig in der zweiten Grotte umher, doch sie war leer, wie die erste. Wenn der Schatz existieren sollte, so mußte er in jenem dunklen Winkel vergraben liegen.

Die Stunde der Angst war nun gekommen. Dantes hatte jetzt zwei Fuß tief zu graben; nur noch diese kurze Zeit trennte ihn von der höchsten Freude und der äußersten Verzweiflung. Als hätte er einen plötzlichen Entschluß gefaßt, griff er nun dreist den Erdboden an. Beim fünften oder sechsten Schlage mit der Hacke tönte es schon, wie beim Schlagen eines Eisens auf das andere. Nie hatte wohl selbst der Ton eines Totenglöckchens bei einem Menschen eine größere Wirkung hervorgebracht, als dieser Ton bei Dantes. Er versuchte nun dicht daneben und fand denselben Widerstand, wenn auch nicht denselben Schall.

„Das ist ein hölzerner, mit Eisen beschlagener Koffer," murmelte er.

Dantes ließ die Hacke fallen, nahm seine Flinte, ging zur Öffnung und trat ans helle Licht. Er dachte einen Augenblick nach, spaltete dann einen harzigen Baum, zündete diesen an dem noch glimmenden Feuer an, bei welchem die Schleichhändler ihr Frühstück bereitet hatten,

und kehrte mit dieser Fackel zurück. Er wünschte, daß ihm nichts entgehe von dem, was er nun sehen sollte.

Dantes trat mit der Fackel an seine noch unvollendete Arbeit und überzeugte sich, daß er sich nicht getäuscht hatte, seine Schläge waren abwechselnd bald auf Eisen, bald auf Holz gefallen. Er steckte nun seine Fackel in die Erde und machte sich wieder ans Werk. Bald war auch der Schutt von einem Raume von drei Fuß Länge und zwei Fuß Breite weggeräumt und Dantes konnte einen Koffer von Eichenholz, der mit eisernen Reifen umgeben war, deutlich erkennen. In der Mitte des Deckels erglänzte auf einer silbernen Platte, welche die Erde nicht hatte trüben können, das Wappen der Familie Spada, nämlich ein Degen mit einem länglichen Wappenschilde und darauf ein Kardinalshut. Dantes erkannte beide Sachen sehr leicht, der Abbé Faria hatte sie ihm oft genug beschrieben. Von jetzt ab war an dem Dasein des Schatzes nicht mehr zu zweifeln; man würde nicht soviel Vorsichtsmaßregeln ergriffen haben, um einen leeren Kasten wieder an seine Stelle zu setzen.

Nach kurzer Zeit stand der Koffer ganz frei und Dantes erblickte nach und nach das Mittelschloß, welches zwischen zwei Vorlegeschlössern sich befand, und die Henkel an den Seitenwänden. Dantes ergriff nun die beiden Handhaben und versuchte den Kasten hochzuheben, doch es war unmöglich. Er versuchte nun den Kasten zu öffnen, doch die drei Schlösser waren treue Wächter und wollten nicht nachgeben. Dantes fuhr nun mit dem Eisen

seiner Hacke zwischen Kasten und Deckel, drückte fest auf den Stiel und der Deckel brach entzwei. Eine zweite Öffnung der Bretter machte die Schlösser bald unnütz, endlich fielen sie mit großem Geräusch ganz herunter und der schwere Koffer stand nun offen.

Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich Dantes'; er ergriff seine Flinte, lud sie und stellte sie neben sich. Alsdann wagte er es, einen Blick auf den Inhalt des Koffers zu werfen und blieb ganz geblendet davor stehen.

Drei Abteilungen waren in dem Koffer. In der ersten befanden sich Goldtaler mit gelblichem Schimmer, in der zweiten unpolierte Stangen Goldes, die nur den Goldwert hatten; in der dritten Abteilung wühlten Dantes' Hände in Diamanten, Perlen und Rubinen.

Nachdem Edmond so in Gold und Edelsteinen seine zitternden Hände versenkt hatte, erhob er sich plötzlich und lief durch die Höhle mit der fieberhaften Aufregung eines Menschen, der dem Wahnsinne nahe ist. Er erklomm einen Felsen, von dessen Spitze er einen freien Anblick des Meeres hatte, und bemerkte nichts; er war allein, ganz allein mit seinen unberechenbaren, unerhörten, fabelhaften Schätzen; er wußte nicht, ob er wachte oder träumte.

Er begann nun, sein Vermögen zu zählen; er hatte tausend Goldbarren, je etwa drei Pfund schwer; dann zählte er fünfundzwanzigtausend goldene Talerstücke auf, von denen jeder etwa vier Taler in unserem Gelde wert war, und überzeugte sich, daß diese Abteilung nicht zur Hälfte geleert war; dann maß er zehnmal soviel Perlen

und Edelsteine, als seine beiden Hände fassen konnten. Viele von den Edelsteinen, welche von den besten Goldschmieden ihrer Zeit eingefaßt worden waren, hatten neben ihrem reinen Wert auch noch einen beträchtlichen Kunstwert.

Dantes sah den Tag nach und nach sich neigen. Er fürchtete überrascht zu werden, wenn er in der Höhle blieb, und ging daher mit der Flinte in der Hand hinaus Ein Stück Zwieback und einige Schluck Wein bildeten sein Abendbrot. Sodann rückte er den Stein wieder zurecht, legte sich darauf und schlief kaum einige Stunden, indem er mit seinem Körper den Eintritt zur Grotte deckte. Diese Nacht war eine der köstlichsten und schrecklichsten zugleich, wie Edmond deren schon einige in seinem Leben zugebracht hatte.

XIV.

Der Tag brach an; Dantes erwartete ihn schon lange mit offenen Augen. Bei seinen ersten Strahlen stand er auf und stieg wie tags zuvor auf den höchsten Felsen der Insel, um die Umgebung auszuspähen. Alles war öde.

Edmond stieg hinab, erhob den Stein, füllte seine Taschen mit Edelsteinen, brachte die Bretter und Schlösser des Koffers, so gut es gehen wollte, wieder in Ordnung, bedeckte ihn mit Erde, stampfte diese fest, ging aus der Grotte hinaus, legte die Steinplatte wieder zurecht und richtete es so ein, daß keine Spur von seiner Arbeit oder

von seinen Tritten bemerkt werden konnte. Ungeduldig erwartete er nun seine Kameraden. Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, seine Zeit mit dem Anschauen des Goldes und der Diamanten hinzubringen und auf Monte-Christo zu bleiben, er mußte ins Leben zurückkehren, unter die Menschen treten und unter ihnen den Einfluß gewinnen, welchen der Reichtum verschafft.

Die Schleichhändler kamen am sechsten Tage zurück. Dantes erkannte schon von fern die Ladung und den Gang der „jungen Amalie". Als seine Kameraden landeten, versicherte er ihnen, obgleich er sich noch immer beklagte, daß er sich merklich wohler fühle.

Dann hörte Edmond die Erzählung der Reise an. Sie hatten viel Glück gehabt und alle, besonders Jacopo, bedauerten, daß Dantes sie nicht auch mitgemacht, um an dem Gewinne teilnehmen zu können. Dieser Gewinn belief sich auf fünfzig Piaster für jeden.

Edmond blieb verschlossen; er lächelte nicht einmal bei der Aufzählung des Gewinnes, an dem er hätte teilhaben können, wenn er die Insel verlassen hätte, und da die „junge Amalie" nur um ihn abzuholen nach Monte-Christo gekommen war, schiffte er sich noch denselben Abend ein und folgte dem Patron nach Livorno. In Livorno ging er zu einem Juden, verkaufte vier von den kleinsten Diamanten und bekam für jeden fünfundzwanzigtausend Franks. Am folgenden Tage kaufte er eine ganz neue Barke, die er Jacopo übergab; außerdem fügte er noch hundert Piaster hinzu, damit er eine Schiffsmannschaft dazu anwerben sollte, und das alles unter der

Bedingung, daß Jacopo sich nach Marseille begäbe und dort Erkundigungen über einen Greis, namens Louis Dantes, der in der Meillanallee, dann aber auch über ein Mädchen, das im Dorfe der Catalaner wohnte und Mercedes hieß, einzöge.

Jacopo kam dies alles nicht anders als ein Traum vor. Edmond erzählte ihm darauf, daß er nur darum Seemann geworden wäre, weil er sich's einmal in den Kopf gesetzt und weil ihm seine Familie nicht so viel Geld, als zu seinem Unterhalte nötig war, geben wollte; als er jedoch in Livorno angekommen sei, habe er das Vermögen eines Onkels, der ihn zum alleinigen Erben eingesetzt, in Empfang genommen. Die feine Bildung Dantes' gab der Erzählung eine solche Wahrscheinlichkeit, daß Jacopo nicht einen Augenblick an der Wahrheit derselben zweifelte.

Am folgenden Tage segelte Jacopo nach Marseille. Er sollte Edmond auf Monte-Christo wiederfinden. An demselben Tage noch verabschiedete sich Dantes auch von der Schiffsmannschaft der „jungen Amalie", ohne zu bestimmen, wohin er sich begeben wollte. Dann ging er nach Genua.

Als er dort ankam, versuchte man eben eine kleine Jacht, die von einem vornehmen Engländer bestellt worden war. Der Engländer hatte sie für vierzigtausend Franks bedungen. Dantes bot sechzigtausend Franks unter der Bedingung, daß ihm das Fahrzeug noch am selbigen Tage überliefert würde. Der Schiffsbaumeister ging darauf ein und sogleich ließ Dantes ihm die sechzig-

tausend Franks auszahlen. Hierauf erbot sich der Schiffsbaumeister, ihm eine Schiffsmannschaft zu verschaffen; allein Dantes dankte ihm, indem er erklärte, daß er die Gewohnheit habe, allein zu steuern, und daß er bloß das eine wünsche, daß man in der Kabine, am Kopfende des Bettes einen Schrank mit geheimem Verschluß anbringe, in welchem sich drei ebenfalls verschließbare Fächer befinden sollten. Er bestimmte das Maß für diese Fächer und schon am nächsten Tage war der Schrank fertig.

Zwei Stunden darauf ging Dantes aus dem Hafen von Genua und ihm folgten die Blicke einer Menge Neugieriger, die den spanischen Herrn sehen wollten, der die Gewohnheit hatte, allein zu steuern.

Dantes ging nach Monte-Christo und langte gegen Ende des zweiten Tages dort an. Das Fahrzeug war ein ausgezeichneter Segler und hatte die Strecke in fünfundzwanzig Stunden durchlaufen. Dantes hatte die Lage der Küste vollkommen erkannt und fuhr, statt in den Hafen, in die kleine Bucht ein. Die Insel war öde; niemand schien dort gelandet zu sein, seitdem Dantes abgereist war. Er ging zu seinem Schatze und fand alles in demselben Zustande, in welchem er es verlassen hatte.

Am Abend des folgenden Tages war das ungeheure Vermögen bereits an Bord der Jacht gebracht und in den drei Fächern des Schrankes verschlossen. Dantes wartete noch acht Tage; während dieser Zeit manövrierte er mit seinem Fahrzeuge im Umkreis der Insel und

studierte es, wie ein Stallmeister sein Pferd studiert. Nach Verlauf dieser Zeit kannte er alle Vorzüge und Fehler desselben und versprach sich, die ersteren noch zu vermehren, den letzteren abzuhelfen. Am achten Tage bemerkte Dantes ein kleines Fahrzeug, das mit vollen Segeln auf ihn zusteuerte und erkannte, daß es die Barke Jacopos war. Er gab ein Signal, das Jacopo erwiderte, und nach zwei Stunden befand sich die Barke neben der Jacht. Für jede der beiden von Dantes gestellten Fragen lief eine traurige Antwort ein: der alte Dantes war gestorben; Mercedes verschwunden.

Edmond hörte diese beiden Nachrichten scheinbar ruhig an. Zwei Leute von der Barke Jacopos gingen auf seine Jacht über, um ihm beizustehen, und er ließ auf Marseille zusteuern. Den Tod seines Vaters hatte er vorausgesehen; doch was sollte aus Mercedes geworden sein?

Nicht lange danach lief an einem Morgen die Jacht in Begleitung der kleinen Barke in den Hafen von Marseille ein und warf gerade da Anker, wo Dantes an jenem verhängnisvollen Abende nach dem Schlosse If eingeschifft worden war. Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit sah Dantes einen Gendarmen der Gesundheitsbehörde in einem Nachen auf sich zukommen. Allein Dantes zeigte ihm mit jener vollkommenen Ruhe, die er sich angeeignet, einen englischen Paß vor, den er in Livorno gekauft hatte, und stieg vermittelst dieses Passes ohne weitere Umstände ans Land. Das erste, was Dantes erblickte, als er den Fuß in die Straße Canne-

biere setzte, war einer der alten Matrosen des Pharaon. Dieser Mann hatte unter ihm gedient und durch diesen konnte sich Dantes am besten überzeugen, wie sehr er sich verändert hatte. Er schritt auf diesen Mann gerade zu, richtete mehrere Fragen an ihn, welche der Matrose beantwortete, ohne weder durch Wort noch durch Miene zu zeigen, daß er sich erinnerte, denjenigen schon einmal gesehen zu haben, der ihn angesprochen hatte.

Dann setzte Dantes seinen Weg fort. Als er die Straße Noailles zu Ende gegangen war und die Meillan-allee erblickte, da wankten seine Knie und fast wäre er unter die Räder eines Wagens gekommen. Endlich gelangte er in das Haus, worin sein Vater gewohnt hatte. Dantes lehnte sich an einen Baum, blieb einige Zeit in Nachdenken versunken und schaute auf die letzten Stockwerke dieses armseligen Hauses. Endlich ging er auf die Tür zu, überschritt die Schwelle, fragte, ob nicht ein Logis im Hause leer wäre und bat so dringend, das in der fünften Etage sehen zu dürfen, daß der Vermieter des Hauses, obgleich jenes Logis bewohnt war, hinaufging und die Bewohner desselben im Namen des Fremden um die Erlaubnis bat, die beiden Piecen, aus denen die Wohnung bestand, sehen zu dürfen.

Dantes ging dann nach einer untern Etage, blieb vor einer Tür stehen und fragte, ob der Schneider Caderousse noch immer da wohne. Allein der Vermieter sagte ihm, daß der Mann, von dem er spräche, schlechte Geschäfte gemacht hätte und jetzt auf der Straße von Bellegarde das Gasthaus zur „Gardbrücke" hielt.

Dantes stieg nun hinab, fragte nach der Adresse des Eigentümers des Hauses in der Meillanallee, begab sich zu ihm, ließ sich unter dem Namen eines Lord Wilmore — diesen Namen und Titel führte er auch im Passe — anmelden und kaufte ihm das kleine Haus für die Summe von fünfundzwanzigtausend Franks ab, so daß er zehntausend Franks mehr zahlte, als das Haus eigentlich wert war.

Noch an demselben Tage wurden die jungen Leute in der fünften Etage durch den Notar, welcher den Kontrakt angefertigt hatte, benachrichtigt, daß der neue Eigentümer ihnen die Freiheit gebe, sich im Hause eine Wohnung nach Belieben auszusuchen, ohne mehr Mietzins zahlen zu dürfen, unter der Bedingung, daß sie ihm die beiden Zimmer, welche sie bewohnten, abträten. Dieses seltsame Ereignis beschäftigte länger als acht Tage die Leute in der Meillanallee und verursachte tausend Vermutungen, von denen auch nicht eine genau war. Was aber noch mehr allen den Kopf heiß machte und den Sinn verwirrte, war dies, daß man denselben Mann, den man hatte in das Haus in der Meillanallee gehen sehen, abends nach dem kleinen Dorfe der Catalaner spazieren und in ein kleines Fischerhäuschen treten sah, worin er länger als eine Stunde blieb und um Nachrichten über mehrere Personen fragte, die seit fünfzehn bis sechzehn Jahren gestorben oder verschwunden waren.

Einige Tage darauf sah Caderousse, der vor der Tür seines kleinen Gasthauses, das zwischen Bellegarde

und Beaucaire lag, saß, von ferne einen Reiter auf sich zutraben. Der Reiter war ein schwarz gekleideter Priester mit einem dreieckigen Hut. Caderousse empfing ihn mit großer Ehrfurcht und fragte nach seinem Begehr. Der Priester stieg vom Pferd und ging mit Caderousse in die Gaststube, nachdem er vorher noch sein Pferd an den Wirbel eines Fensterladens angebunden hatte.

Nachdem ihn der Priester gefragt hatte, ob er Gaspard Caderousse sei und eine bejahende Antwort erhalten, erzählte er, daß er im Auftrage eines gewissen Edmond Dantes käme, der im Gefängnisse gestorben sei. Dieser habe ihm auf seinem Sterbebette einen Diamanten übergeben, mit der Bitte, diesen zu verkaufen und das Geld unter seine Freunde zu verteilen. Da er nun bereits erfahren habe, daß der Vater Dantes' gestorben sei, so blieben nur vier übrig und diese wären Caderousse, Danglars, Ferdinand und Mercedes. Er zeigte dann den Diamanten und bemerkte, daß er fünfzigtausend Franks wert wäre. Caderousse war wie geblendet von dem Diamanten und hätte ihn am liebsten allein besessen. Er fragte daher den Priester, warum der Diamant gerade unter diese vier verteilt werden sollte und erhielt zur Antwort, weil diese vier Edmonds einzige Freunde waren. Nun konnte Caderousse nicht mehr an sich halten und erzählte, wie Ferdinand und Danglars den Freund verraten hätten. Er selbst sei damals so betrunken gewesen, daß er die Tat nicht hätte hindern können. Dann erzählte er, wie Dantes' Vater langsam am Hungertode gestorben wäre und wie Morrel ihn unterstützt hätte.

Der Priester wollte nun wissen, was dieser Morrel für ein Mann sei.

„Es war der Eigentümer des Pharaon, der Patron Dantes'. Wohl zwanzigmal tat er Schritte zugunsten Dantes'. Oft kam er zum Vater Dantes, um ihn zu sich zu nehmen und kurz vor seinem Tode ließ er eine Börse auf dem Kamine zurück, vermittelst welcher man die Schulden des guten Mannes und die Beerdigungskosten bezahlte. Ich habe noch die Börse, eine große Börse von roter Seide."

„Lebt dieser Herr Morrel noch?" fragte der Abbé.

„Ja," antwortete Caderousse.

„Was ist aus Danglars, dem am meisten Schuldigen, dem Anstifter, geworden?" fragte der Priester.

„Er hat Marseille verlassen und trat auf Empfehlung des Herrn Morrel bei einem spanischen Bankier als erster Kommis ein. Zur Zeit des spanischen Krieges übernahm er einen Teil der Lieferungen und hat sein Glück gemacht. Mit seinem ersten Gelde spielte er dann in Fonds, verdoppelte und verdreifachte seine Gelder und ehelichte die Tochter seines Prinzipals. Als er Witwer wurde, heiratete er eine Witwe, die Frau von Norgonne, Tochter des Herrn von Servieux, Kammerherrn des jetzigen Königs, der in der größten Gunst steht. Er ward Millionär, man machte ihn zum Baron, so daß er jetzt Baron Danglars ist, in der Mont Blancstraße ein Hotel, zehn Pferde in seinem Stall, sechs Lakaien in seinem Vorzimmer, und ich weiß nicht, wie viel Millionen in seinen Kisten hat."

„Und Ferdinand?"

„Ferdinand? Bei dem ist's noch ganz anders, als wie bei Danglars."

„Wie konnte aber ein armer Catalaner Fischer, ohne Hilfsquellen, ohne Erziehung sein Glück machen? Ich muß gestehen, das begreife ich nicht."

„Das begreift kein Mensch; es muß in seinem Leben ein seltsames Geheimnis geben, welches Niemand kennt. Er hat Vermögen und eine hohe Stellung."

„Sie erzählen mir wohl eine Fabel?"

„Es sieht in der Tat so aus, aber hören Sie, was ich davon weiß. Ferdinand war einige Tage vor der Rückkehr Dantes' konskribiert worden. Als Napoleon wiederkam, trat eine außerordentliche Aushebung ins Leben und Ferdinand mußte abmarschieren. Er wurde zu den aktiven Truppen genommen, kam mit seinem Regimente bis zur Grenze und wohnte der Schlacht bei Ligny bei. In der Nacht, welche der Schlacht folgte, stand er als Schildwache vor der Tür eines Generals, welcher mit dem Feinde geheime Verbindungen angeknüpft hatte. In dieser Nacht sollte sich der General mit den Engländern vereinigen; er schlug Ferdinand vor, ihn zu begleiten; Ferdinand ging darauf ein, verließ seinen Posten und folgte dem General. Derselbe Umstand also, der Ferdinand vor ein Kriegsgericht gebracht hätte, wenn Napoleon auf dem Throne geblieben wäre, diente ihm nun bei den Bourbons zur Empfehlung. Ferdinand kam mit den Epauletten eines Unterleutnants nach

Frankreich zurück, und da ihn die Begünstigung seines Generals, der in hohen Ehren steht, nicht verließ, ward er Kapitän im Jahre 1823, zur Zeit des spanischen Krieges, als Danglars seine ersten Spekulationen unternahm. Ferdinand war von spanischer Abkunft; er wurde nun nach Madrid geschickt, um den Geist seiner Landsleute zu erforschen. Dort fand er Danglars, verband sich mit ihm, versprach seinem General eine Stütze unter den Königlichgesinnten in der Hauptstadt und in den Provinzen und leistete durch seine örtliche Bekanntschaft in dem kurzen Feldzuge solche Dienste, daß er nach der Einnahme von Trocadéro zum Obersten ernannt wurde, das Kreuz eines Offiziers der Ehrenlegion und den Titel eines Barons erhielt."

„Schicksal! Schicksal!" murmelte der Abbé.

„Hören Sie weiter, das ist noch nicht alles. Nach Beendigung des spanischen Krieges hielt Ferdinand seine Karrière durch den langen Frieden, der, wie es schien, in Europa zu herrschen versprach, gefährdet. Nur Griechenland hatte sich gegen die Türkei aufgelehnt und begann eben seinen Freiheitskampf. Ferdinand erhielt die erbetene Erlaubnis, in die Dienste Griechenlands treten zu dürfen und blieb nichtsdestoweniger auf der Armeeliste. Nach kurzer Zeit erfuhr man, daß der Baron von Morcerf — so hieß er nämlich jetzt — als General-Instrukteur in die Dienste des Ali-Pascha getreten war. Ali-Pascha kam um; vor seinem Tode aber belohnte er die Dienstleistungen Ferdinands, indem er ihm eine beträchtliche Summe hinterließ, mit welcher Ferdinand nach

Frankreich zurückkam, wo ihm seine Generalleutnantswürde bestätigt wurde."

„So daß er heute?" — fragte der Abbé.

„So daß er heute Graf und Deputierter ist und ein prächtiges Hotel in Paris in der Helderstraße Nr. 27 besitzt."

Der Abbé öffnete den Mund, blieb einen Augenblick unschlüssig, wußte sich aber zu bezwingen und sagte:

„Und Mercedes? Man hat mich versichert, daß sie verschwunden sei."

„Mercedes ist jetzt eine der vornehmsten Damen von Paris," erwiderte Caderousse. „Anfangs war sie in Verzweiflung wegen des Schlages, der ihr den Edmond geraubt hatte. Zu ihrer Verzweiflung kam noch ein anderer Schmerz, die Abreise Ferdinands, dessen Verbrechen sie nicht kannte, und den sie als ihren Bruder betrachtete.

Drei jammervolle Monate verstrichen, weder von Edmond, noch von Ferdinand gingen Nachrichten ein, und sie hatte weiter nichts vor Augen, als einen Greis, der dem Verzweiflungstode nahe war. Eines Abends, als sie, wie gewöhnlich, an dem Vereinigungspunkt der beiden Wege, die von Marseille zu den Catalanern führten, lange gestanden hatte, ging sie niedergeschlagener, als jemals, nach Hause. Plötzlich glaubte sie einen bekannten Tritt zu vernehmen; sie wandte sich ängstlich um, die Tür ging auf und Ferdinand erschien in der Uniform eines Unterleutnants. War es auch nicht derjenige, welchen sie beweinte, so kam ihr doch ein Teil

ihres vergangenen Lebens wieder zurück. Mercedes ergriff Ferdinands Hände mit einem Entzücken, das jener für einen Ausdruck der Liebe hielt, während es nur die Freude war, nicht mehr allein in der Welt zu sein und nach vielen traurigen Stunden der Einsamkeit einen Freund wiederzusehen. Übrigens war Ferdinand nie gehaßt worden, sie hatte ihn nur nicht geliebt; ein anderer besaß das ganze Herz Mercedes'; allein dieser andere war nicht da — war verschwunden — war vielleicht tot. Auch hatte der alte Dantes ihr fortwährend gesagt: „Unser Edmond ist tot, denn wenn er nicht tot wäre, würde er zu uns kommen." Der Greis starb, wie ich Ihnen gesagt habe; hätte er gelebt, so wäre Mercedes vielleicht nie die Gattin eines anderen geworden, denn er hätte ihr ihre Untreue vorwerfen können. Das merkte Ferdinand wohl und als er den Tod des Greises erfuhr, kam er zurück. Diesmal war er Leutnant. Bei seiner ersten Reise hatte er zu Mercedes kein Wort von Liebe gesprochen; bei der zweiten erinnerte er sie an seine Liebe. Mercedes verlangte noch ein halbes Jahr Frist, um Edmond zu erwarten und zu beweinen. Ein halbes Jahr darauf fand die Trauung in der Accoulerkirche statt."

„Das war dieselbe Kirche, in welcher sie mit Edmond getraut werden sollte," murmelte der Priester; „man durfte also bloß den Bräutigam wechseln."

„Mercedes verheiratete sich also; allein, obgleich sie allen ganz beruhigt schien, war sie es doch nicht in der Tat. Ferdinand war glücklicher, aber nicht ruhiger geworden, er fürchtete fortwährend die Rückkehr Dantes'.

Er suchte daher seine Frau aus der Nähe ihres Geburtsortes zu bringen und sich auf diese Weise selbst zu verbannen. Er hatte zu viel zu befürchten, zu viel Erinnerungen niederzuschlagen, wenn er bei den Catalanern blieb. Acht Tage nach der Hochzeit reisten sie daher ab."

„Und sahen Sie Mercedes einmal wieder?" fragte der Priester.

„Ja, zur Zeit des spanischen Krieges sah ich sie in Perpignan, wo Ferdinand sie zurückgelassen hatte, sie beschäftigte sich damals mit der Erziehung ihres Sohnes."

Der Abbé zitterte. „Ihres Sohnes?" fragte er dann.

„Ja," antwortete Caderousse, „des kleinen Albert."

„Aber um ihren Sohn zu unterrichten, hatte sie wohl selbst Erziehung genossen? Ich glaube von Edmond gehört zu haben, daß sie die Tochter eines einfachen Fischers war, schön aber ungebildet."

„O!" sagte Caderousse, „kannte Dantes seine eigene Braut so schlecht? Mercedes hätte Königin werden können, wenn die Krone nur immer auf die schönsten und verständigsten Häupter kommen müßte. Ihr Vermögen ward groß und sie selbst ward groß mit ihrem Vermögen. Sie lernte zeichnen, sie lernte Musik, sie lernte alles. Aber unter uns gesagt, glaube ich, daß sie dies alles nur trieb, um sich zu zerstreuen, um zu vergessen, und daß sie nur darum so vielerlei in ihren Kopf brachte, um das zu unterdrücken, was in ihrem Herzen vorging."

„Und Herr von Villefort?“ fragte der Abbé.

„O! der war nicht mein Freund, ich kenne ihn nicht, mit ihm hatte ich nichts zu tun.“

„Wissen Sie denn gar nicht, was aus ihm geworden ist und wie weit er an dem Unglück Dantes' beteiligt ist?“

„Nein; ich weiß bloß, daß er kurze Zeit nach der Verhaftung Edmonds Fräulein von St. Meran geheiratet und bald darauf Marseille verlassen hat. Gewiß wird auch ihm das Glück gelächelt haben, gewiß ist auch er reich wie Danglars, angesehen wie Ferdinand. Nur ich allein, ich bin, wie Sie sehen, arm, elend und von Gott vergessen geblieben.“

„Sie täuschen sich, mein Freund,“ sagte der Abbé. „Es kann manchmal scheinen, daß Gott vergißt, wenn seine Gerechtigkeit ruht, aber es kommt immer ein Augenblick, in dem er sich erinnert; hier haben Sie einen Beweis davon.“

Bei diesen Worten zog der Abbé den Diamant aus seiner Tasche und reichte ihn Caderousse mit den Worten:

„Hier, nehmen Sie diesen Diamant, denn er gehört Ihnen.“

„Wie, mir allein?“ rief Caderousse. „Ha! scherzen Sie auch nicht, mein Herr?“

„Dieser Diamant sollte unter die Freunde Edmonds verteilt werden. Edmond hatte nur einen einzigen Freund, die Teilung ist also unnütz. Nehmen Sie diesen Diamant und verkaufen Sie ihn; ich wiederhole, daß

er fünfzigtausend Franks wert ist, und diese Summe wird hoffentlich hinreichen, Sie aus dem Elend zu reißen. Dagegen geben Sie mir die Börse von roter Seide, welche Herr Morrel auf dem Kamine des alten Dantes hatte liegen lassen, und die, wie Sie mir sagten, sich noch in Ihren Händen befindet."

Caderousse erstaunte immer mehr, ging an einen eichenen Schrank, öffnete ihn und gab dem Abbé eine lange Börse von roter, erblaßter Seide, um welche zwei kupferne, einst vergoldete Ringe waren. Der Abbé nahm sie und gab Caderousse dafür den Diamant.

Dann stand der Abbé auf, nahm seinen Hut und seine Handschuhe und sagte:

„Mögen Sie das Geld gut anwenden. Leben Sie wohl, ich entferne mich weit von den Menschen, die einander soviel Böses zufügen."

Der Abbé befreite sich von den enthusiastischen Herzensergießungen Caderousses, schob selbst den Türriegel weg, bestieg sein Roß, grüßte noch einmal den Gastwirt und brach auf, indem er wieder dieselbe Richtung verfolgte, welche er auf dem Herwege eingeschlagen hatte.

XV.

Einen Tag später ging ein Mann von ungefähr zweiunddreißig bis vierunddreißig Jahren, der ganz nach englischer Weise gekleidet war und im englischen Akzente sprach, nach der Rouaillas Straße 15, wo der

Gefängnisinspektor Herr von Boville wohnte. Er stellte sich diesem vor, indem er sagte:

„Mein Herr, ich bin der erste Kommis des Hauses Thomson und French in Rom; wir stehen seit zehn Jahren mit dem Hause Morrel und Sohn in Verbindung, haben mehrere tausend Franks bei diesem Hause angelegt und sind nicht ganz ohne Unruhe, da man sagt, daß das Haus zu fallen droht. Ich komme deshalb hierher, um von Ihnen Erkundigungen über dieses Haus einzuziehen, da mich der Maire dieser Stadt an Sie gewiesen hat."

„O, mein Herr!" rief Herr von Boville, „unglücklicherweise sind Ihre Befürchtungen allzu begründet und Sie sehen mich eben deshalb in Verzweiflung. Ich hatte ungefähr zweimalhunderttausend Franks im Hause Morrel untergebracht. Von dieser Summe ist die eine Hälfte am 15. dieses, die andere am 15. künftigen Monats fällig. Ich hatte Herrn Morrel in Kenntnis gesetzt, daß ich wünschte, die Zahlungen möchten pünktlich erfolgen; da kam er vor ungefähr einer halben Stunde zu mir und kündigte mir an, daß, wenn sein Schiff, der Pharaon, nicht bis zum 15. ankäme, er außer stande sein würde, mir die Zahlung zu leisten."

„Diese Gläubigerschaft flößt Ihnen also große Befürchtungen ein?" sagte der Engländer.

„Ich halte sie für verloren."

„Gut! Ich kaufe sie Ihnen ab."

Der Engländer zog nun ein Paket Banknoten aus der Tasche und sagte:

„Ich bin bereit, Ihnen diese Summe auszuzahlen

gegen die Abtretung der Schuldforderung, die Sie mir ausstellen mögen, nur verlange ich für mich eine Courtage."

„Freilich! das ist nicht mehr als billig," sagte Herr von Boville.

„Wohlan denn! Ich bin zu Rom von einem armen Teufel von Abbé erzogen worden, der plötzlich verschwand. Ich erfuhr inzwischen, daß er im Schlosse If gefangen saß, und ich wünschte wohl, einiges Nähere über seinen Tod zu erfahren."

„Wie hieß er?"

„Der Abbé Faria."

„O! ich erinnere mich dessen vollkommen," rief Herr von Boville, „er war wahnwitzig. Seit einem halben Jahre ungefähr ist er tot; er starb im Monat Februar."

„Sie haben ein glückliches Gedächtnis, da Sie sich der Data so genau erinnern."

„Ich erinnere mich an dieses Datum, weil der Tod des armen Teufels von einem seltsamen Umstande begleitet war."

„Darf man diesen Umstand erfahren?" fragte der Engländer mit einem Ausdruck der Neugierde.

„Warum nicht. Der Kerker des Abbé war fünfundvierzig bis fünfzig Schritte von dem eines ehemaligen bonapartistischen Agenten entfernt, eines von denjenigen, welche am meisten zur Rückkehr des Usurpators im Jahre 1815 beigetragen haben, eines sehr entschlossenen und gefährlichen Menschen."

„Wie hieß dieser gefährliche Mensch?"

„Edmond Dantes. Es scheint, daß dieser Edmond Dantes sich Handwerkszeuge verschafft hatte, denn man fand einen Gang, durch welchen die Gefangenen in Verbindung standen."

„Dieser Gang ist wohl wahrscheinlich in der Absicht gemacht worden, eine Entweichung zu versuchen?"

„Ganz gewiß; allein zum Unglück für die Gefangenen traf den Abbé Faria ein Anfall von Katalepsie und er starb."

„Ich verstehe; das mußte die Entweichungspläne kurz abschneiden."

„Für den Gestorbenen allerdings, nicht aber für den Lebenden. Dieser Dantes sah vielmehr in dem Tode des Abbé ein Mittel, seine Flucht zu beschleunigen; ohne Zweifel glaubte er, daß die Gefangenen, welche im Schlosse If sterben, auf einem gewöhnlichen Kirchhofe beerdigt werden; er brachte den Leichnam nach seinem Zimmer, nahm dessen Platz in dem Sacke ein, worin man ihn gesteckt hatte, und wartete den Zeitpunkt der Beerdigung ab. Doch das Schloß If hat keinen Kirchhof; man wirft die Toten ganz einfach ins Meer, nachdem man ihnen eine sechsunddreißigpfündige Kugel an die Füße gebunden hat."

„Also," begann der Engländer wieder, „ist der Flüchtling ertrunken?"

„In aller Form."

„Aber es mußte wohl irgend eine Akte über dieses Ereignis aufgenommen werden?"

„Ja; eine Sterbeakte. Sie verstehen mich; den Eltern Dantes', wenn er noch welche hat, konnte vielleicht daran liegen, sich Gewißheit zu verschaffen, ob er lebt, oder ob er tot sei."

„Mag's so sein," meinte der Engländer.

„Sie wünschen also, mein Herr, alles zu erfahren, was sich auf unseren Abbé bezieht, der die Sanftmut selbst war? So kommen Sie in mein Kabinett und ich werde es Ihnen zeigen."

Und beide gingen nun nach dem Kabinett des Herrn von Boville.

Hier befand sich alles in bester Ordnung. Der Inspektor nötigte den Engländer auf seinen Sessel, legte ihm das Register und den Aktenstoß, der zu dem Schlosse If gehörte, vor, und ließ ihm Muße, denselben nach Belieben durchzublättern, während er selbst, in einer entfernten Ecke sitzend, sein Journal las.

Der Engländer fand bald die auf den Abbé Faria bezüglichen Akten; doch scheint es, daß die Geschichte, welche ihm Herr von Boville erzählt hatte, ihn lebhaft interessierte, denn nachdem er jene ersten Stücke durchgesehen hatte, fuhr er solange zu blättern fort, bis er zu den Akten Edmond Dantes' kam. Da fand er nun alles an seinem Platze, die Denunziation, das Verhör, die Bittschrift Morrels und die Beglaubigung Villeforts. Sorgfältig legte er die Denunziation zusammen, steckte sie in die Tasche, las das Verhör und sah, daß der Name Noirtier nicht darin vorkam, durchlief die Eingabe

Morrels, datiert vom 10. April 1815, in welcher Morrel in der besten Absicht, auf den Rat des Substituts, und da Napoleon damals regierte, auf übertriebene Weise die Verdienste hervorhob, welche Dantes um die Sache des Kaisers sich erworben, Verdienste, welche die Beglaubigung Villeforts unbestreitbar machte. Nun durchschaute er die ganze Schurkerei. Diese Eingabe an Napoleon, die bei Villefort liegen blieb, war unter der zweiten Restauration eine fürchterliche Waffe in den Händen des königlichen Prokurators geworden. Er wunderte sich daher nicht mehr, als er das Register durchblätterte, über die Note, die als Seitenbemerkung neben seinem Namen stand, nämlich:

„Edmond Dantes.

Ein wütender Bonapartist, hat tätigen Anteil an der Rückkehr von der Insel Elba genommen.

Er ist in größter Absonderung und strengster Überwachung zu halten."

Als er nun die Handschrift der Seitenbemerkung mit der Beglaubigung verglich, welche unter der Eingabe Morrels sich befand, erlangte er die Gewißheit, daß beides von einer Hand, das heißt, von der Hand Villeforts geschrieben war.

Der Inspektor hatte sich, wie gesagt, um den Zögling des Abbé Faria in seinen Nachforschungen nicht zu stören, entfernt, und las in einer Ecke des Zimmers sein Journal. Er sah also nicht, wie der Engländer die von Danglars in der Laube der „Reserve" geschriebene De-

nunziation mit dem Poststempel Marseille, den 27. Februar, zusammenfaltete und in die Tasche steckte; oder er hätte es vielleicht gesehen, wenn nicht dieses Papier zu wenig, die zweimalhunderttausend Franks zu viel Wichtigkeit für ihn gehabt hätten.

„Ich danke Ihnen," sagte der Engländer, indem er das Register zuschlug. „Ich habe jetzt, was ich brauche, jetzt ist es an mir, mein Versprechen zu halten. Stellen Sie mir eine einfache Zession Ihrer Forderung aus, bemerken Sie darin, daß Sie den Wert dafür erhalten haben, und ich werde Ihnen den Betrag auszahlen."

Herr von Boville setzte sich ohne Umstände an sein Bureau und beeilte sich, die verlangte Zession auszustellen, während der Engländer die Bankbilletts aufzählte.

Einige Tage später ließ sich der Bevollmächtigte des Hauses Thomson & French aus Rom, nachdem er das wichtige Geschäft mit Herrn von Boville abgemacht hatte, bei Herrn Morrel anmelden.

Als Morrel den Fremden erblickte, erhob er sich, bot seinem Besuch einen Stuhl an, und nachdem der Fremde Platz genommen hatte, setzte auch er sich wieder hin.

In vierzehn Jahren hatte der würdige Geschäftsmann sich sehr verändert; sechsunddreißig Jahre war er beim Beginn dieser Geschichte alt, jetzt war er gegen fünfzig. Seine Haare waren weiß geworden, seine Stirn war durchkreuzt von Furchen, die der Kummer gegraben; sein Blick endlich, einst so fest und entschlossen, war flüchtig

und unstät geworden. Der Engländer betrachtete ihn mit einem Gefühle, das offenbar nicht ohne Interesse für ihn war.

„Mein Herr," sagte Morrel, den dieses Beschauen noch mißgestimmter zu machen schien, „Sie wünschten mich zu sprechen?"

„Ja, mein Herr. Ich komme von dem Hause Thomson & French. Das Haus Thomson & French hatte im Laufe dieses und des nächsten Monats drei- bis viermal hunderttausend Franks in Frankreich zu zahlen, und da es Ihre strenge Pünktlichkeit kannte, so hat es alle Papiere gesammelt, die es mit Ihrer Unterschrift versehen vorfand, und mir den Auftrag gegeben, je nachdem diese Papiere fällig würden, sie von Ihnen einzuziehen."

Morrel stieß einen tiefen Seufzer aus und fuhr mit der Hand über seine mit Schweiß bedeckte Stirn.

„Wie hoch ist die Summe?" fragte Morrel, der sich bemühte, seine Stimme so sicher als möglich zu machen.

Der Engländer zog ein Paket aus seiner Tasche und sagte:

„Hier sind zuerst zweimalhunderttausend Franks, die unserem Hause von seiten des Gefängnisinspektors, des Herrn von Boville, verkauft sind. Dann habe ich hier noch zweiunddreißigtausendfünfhundert Franks fein Kurant, es sind dies Wechsel mit Ihrer Unterschrift, welche durch dritte Hand an unsere Order gekommen sind. Ferner habe ich noch für Ende künftigen Monats die Valuten hier, welche uns das Haus Pascal und das Haus Wild & Turner von Marseille haben zukommen lassen, es sind

ungefähr fünfundzwanzigtausend Franks, im ganzen also zweihundert siebenundachtzigtausend fünfhundert Franks."

Es ist unbeschreiblich, was der arme Morrel während dieser Aufzählung litt.

„Nun, Herr Morrel," fuhr der Engländer nach einem kurzen Stillschweigen fort, „ich kann es Ihnen nicht verbergen, daß, trotz der vorwurfsfreien Rechtschaffenheit, die Sie bis jetzt bewiesen, das öffentliche Gerücht in Marseille sagt, daß Sie nicht mehr im stande wären, Ihre Geschäfte fortzusetzen."

Bei dieser so unzarten Eröffnung wurde Morrel erschrecklich blaß und sagte:

„Vor länger als vierundzwanzig Jahren habe ich das Geschäft aus den Händen meines Vaters übernommen, der demselben fünfunddreißig Jahre vorgestanden hat, und bis jetzt ist noch kein Papier mit der Unterschrift Morrel und Sohn bei der Kasse präsentiert worden, ohne bezahlt zu werden."

„Das weiß ich auch," entgegnete der Engländer, „aber sprechen Sie ganz offen, wie ein Ehrenmann zum anderen mit mir; werden Sie diese Papiere mit derselben Pünktlichkeit bezahlen?"

Morrel zitterte am ganzen Körper und betrachtete den Mann, der mit so großer Bestimmtheit mit ihm sprach, und sagte:

„Auf Fragen, die mit solcher Offenheit gestellt sind, muß man auch offen antworten. Ja, ich werde zahlen, mein Herr, wenn, wie ich hoffe, mein Schiff glücklich an-

kommt, denn seine Ankunft wird mir wieder den Kredit verschaffen, den die auf einander folgenden Unglücksfälle mir geraubt haben; wenn aber unglücklicherweise der Pharaon, die letzte Hülfe, auf die ich rechne, mir ausbleiben sollte, es ist hart, es zu sagen; doch, einmal an Unglück schon gewöhnt, muß ich mich auch an die Schande gewöhnen. Nun! ich glaube, daß ich — daß ich dann meine Zahlungen einstellen müßte."

„Sie haben also nur noch eine einzige Hoffnung?" sagte der Engländer.

„Eine einzige."

In diesem Augenblick ging die zweite Tür auf und ein junges Mädchen erschien mit blassen, in Tränen gebadeten Wangen. Zitternd erhob sich Morrel, er wollte fragen, aber seine Stimme versagte ihm.

„O mein Vater!" sagte das junge Mädchen, ihm die Hand drückend, „verzeihen Sie Ihrem Kinde, daß es Ihnen eine schlechte Nachricht überbringt."

„Der Pharaon ist also untergegangen?" fragte Morrel mit gebrochener Stimme.

Das junge Mädchen antwortete nicht, sie gab ein bejahendes Zeichen mit ihrem Haupte, das an die Brust ihres Vaters gelehnt war.

„Und die Mannschaft?" fragte Morrel.

„Ist gerettet durch ein Schiff aus Bordeaux, welches eben in den Hafen eingelaufen ist."

Morrel hob beide Hände gen Himmel mit dem Ausdruck der Ergebung und einer erhabenen Erkenntlichkeit und sagte:

„Mein Gott, ich danke dir! Wenigstens schlägst du mich nur allein."

„Jetzt," sagte der Lieferant zu seiner Tochter, „liebe Julie, laß mich einen Augenblick allein, ich habe mit dem Herrn dort zu sprechen. Nun, mein Herr!" sagte Morrel, in seinen Lehnstuhl sinkend, „Sie haben alles gehört, ich habe Ihnen weiter keine Aufklärung zu geben."

„Ich habe gehört," sagte der Engländer, „daß ein neues und wie die früheren, unverdientes Unglück Sie betroffen hat, und das hat mich in dem Wunsche bestärkt, Ihnen nützlich zu sein. Wünschen Sie vielleicht einen Aufschub für Ihre Zahlungen?"

„Ein Aufschub könnte meine Ehre, also auch mein Leben retten."

„Auf wie lange verlangen Sie Aufschub?"

„Auf zwei Monate."

„Gut," sagte der Engländer, „ich gebe Ihnen drei."

„Aber," bemerkte Morrel, „glauben Sie, daß das Haus Thomson & French —"

„Seien Sie unbesorgt, Herr Morrel, ich nehme alles auf mich. Wir haben heute den 5. Juni?"

„Ja."

„Wohlan! prolongieren Sie diese Wechsel bis zum 5. September, und an demselben Tage um elf Uhr morgens," der Zeiger der Uhr auf Morrels Bureau stand gerade auf elf, „werde ich bei Ihnen sein."

„Ich werde Sie erwarten und Sie entweder bezahlen, oder tot sein."

Nach diesen Worten entfernte sich der Engländer.

Es war am Morgen des 5. September, als ein fremder Bote ein Paket an Herrn Morrel abgab. Erstaunt nahm es dieser in Empfang, doch noch ehe er an den Boten einige Worte über den Absender richten konnte, war dieser verschwunden. Morrel öffnete das Paket und fand eine Börse von roter Seide.

Zitternd nahm er die Börse, denn eine unbestimmte Erinnerung sagte ihm, daß er diesen Gegenstand einst besessen. An einem Ende derselben befand sich der quittierte Wechsel über die zweihundert siebenundachtzigtausend Franks, am anderen Ende war ein Diamant von der Größe einer Haselnuß, mit den auf ein Pergamentstückchen geschriebenen Worten: „Mitgift für Julie."

Morrel fuhr mit der Hand über die Stirn; er glaubte zu träumen. In diesem Augenblicke schlug die Uhr elf. Es war ihm, als träfe jeder Schlag des stählernen Hammers sein eigenes Herz.

„Herr Morrel! Herr Morrel!" rief eine Stimme auf der Treppe.

„Der Pharaon! Herr, man signalisiert den Pharaon! der Pharaon läuft in den Hafen ein!"

Morrel sank in den Lehnsessel zurück; die Kräfte verließen ihn; sein Verstand wollte diese Folge von Ereignissen nicht fassen; sie waren unglaublich, unerhört, fabelhaft.

„Meine Freunde" sagte Morrel, „wenn das wahr ist, so ist's ein Wunder Gottes! Unmöglich! Unmöglich!"

Was aber wirklich, und doch nicht minder unglaublich war, das war die Börse, die Morrel in der Hand

hielt, der quittierte Wechsel und der prächtige Diamant.

„Kommt, Kinder," sagte Morrel aufstehend, „laßt uns sehen, und Gott möge Erbarmen mit uns haben, wenn wir uns getäuscht haben."

Sie stiegen hinab; mitten auf der Treppe stand Madame Morrel; die arme Frau hatte nicht hinaufzugehen gewagt. Bald waren sie auf der Cannabiere. Eine große Menschenmenge befand sich am Hafen. Diese Menge teilte sich, um Morrel Platz zu machen.

„Der Pharaon! der Pharaon!" riefen alle Stimmen.

Wirklich sah man — wunderbares und unerhörtes Ereignis — dem Turme St. Jean gegenüber ein Schiff, an dessen Vorderteile mit weißen Buchstaben stand: „Der Pharaon, Morrel & Sohn in Marseille." Es hatte die Form des alten Pharaon und war wie jener mit Cochenille und Indigo beladen. Das Schiff warf die Anker aus und zog die Segel ein; auf dem Verdecke gab der Kapitän Gaumard seine Befehle, und Meister Penelon gab Herrn Morrel die üblichen Zeichen. Nun durfte man nicht mehr zweifeln, die Augen überzeugten sich selbst von dem Vorgange und zehntausend Menschen unterstützten diese Überzeugung. Als Morrel und sein Sohn unter dem lauten Jubelruf der Menge, die Zeugen dieses Wunders waren, sich umarmten, murmelte ein Mann, dessen Gesicht zur Hälfte mit einem schwarzen Barte bedeckt war, und der, hinter einem Schilderhause verborgen, die Szene ruhig mit ansah, folgende Worte:

„Sei glücklich, edles Herz, sei gesegnet für alles

das Gute, das du getan hast, und das du noch tun wirst, und möge meine Dankbarkeit verborgen bleiben, wie deine Wohltaten!"

Und mit einem freudigen Lächeln verließ er sein Versteck, und ohne daß jemand auf ihn achtete, so sehr war jedermann mit dem Ereignisse des Tages beschäftigt, stieg er auf einer jener kleinen Treppen hinab, die zur Ausschiffung benutzt werden, und rief dreimal:

„Jacopo!"

Darauf kam eine Schaluppe zu ihm heran, nahm ihn an Bord und führte ihn zu einer reichverzierten Jacht, auf deren Verdeck er sich mit der Gewandtheit eines Seemannes schwang; von hier aus schaute er noch einmal auf Morrel, der, vor Freude weinend, der ganzen Menge um ihn her herzliche Händedrücke austeilte, und mit unstätem Blicke dem unbekannten Wohltäter dankte, den er im Himmel zu suchen schien.

„Und jetzt," sagte der Unbekannte, „lebe wohl, Güte, Menschlichkeit, Dankbarkeit; lebt wohl, Gefühle, die ihr das Herz erweitert! Ich habe die Vorsehung gespielt, um die Guten zu belohnen. Jetzt trete mir der Gott der Rache seinen Platz ab, um die Bösen zu bestrafen!"

Bei diesen Worten gab er ein Signal, und als hätte die Jacht nur dieses Signal erwartet, um abzusegeln, ging dieselbe sogleich in See.

XVI.

Zu Anfang des Jahres 1838 befanden sich bei Florenz zwei junge Leute, die zur feinsten Gesellschaft von Paris gehörten. Der eine war der Graf Albert von Morcerf, der andere der Baron Franz von Epinay. Sie hatten beschlossen, zusammen den Karneval desselben Jahres in Rom zuzubringen, wo Franz, der seit beinahe vier Jahren in Italien lebte, Albert als Cicerone dienen sollte.

Zu dieser Zeit erregte in Rom ein Mann, der sich Graf von Monte-Christo nannte, ungeheures Aufsehen durch seine luxuriöse Lebensweise. Es war dies ein Mann von achtunddreißig bis vierzig Jahren. Leichenblässe bedeckte ein merkwürdig schönes Gesicht; sein Blick war lebhaft und durchdringend; seine Nase, grade und fast mit der Stirn in einem Niveau, hatte die reinste griechische Form, und seine perlenweißen Zähne stachen wunderbar gegen den schwarzen Schnurrbart ab, der sie einfaßte. Nur die Bläße war befremdend. Man hätte ihn für einen Menschen halten können, der lange Zeit in einer Gruft eingeschlossen war und dadurch die Farbe der Lebenden auf immer verloren habe. Ohne gerade von großer Statur zu sein, war er doch wohl gebaut und hatte, wie alle Südländer, kleine Hände und Füße. Franz von Epinay und Albert von Morcerf machten bald die Bekanntschaft dieses Grafen von Monte-Christo, da er mit ihnen in einem Hotel wohnte.

Das war für Albert von besonderer Bedeutung, da

er durch den Grafen aus den Händen des berüchtigten Banditen Luigi Vampa, der ihn gefangen hatte, um ein großes Lösegeld von ihm zu erpressen, befreit wurde. Als Gegendienst machte sich Albert anheischig, den Grafen von Monte-Christo während seines Aufenthaltes in Paris in die vornehme Welt einzuführen. Der Graf nahm das Anerbieten dankend an und wir finden ihn am 21. Mai im Palaste des Grafen von Morcerf, wo ihn Albert, im Kreise seiner Freunde, mit Herzlichkeit empfing. Diese Freunde waren: Der Herr von Chateau-Renaud, Lucian Debray, Geheimsekretär des Ministers des Innern; Herr Beauchamp, ein bedeutender Journalist, und Maximilian Morrel, Kapitän der Spahis.

„Meine Herren," sagte Albert, „Germain meldet mir eben, daß angerichtet ist. Erlauben Sie mir, mein teurer Graf, Ihnen den Weg zu zeigen."

Schweigend ging man in den Speisesaal, wo jeder seinen Platz einnahm.

Während des Frühstücks entwickelte sich eine sehr lebhafte Unterhaltung, die von Albert bald darauf gelenkt wurde, für den Grafen eine passende Wohnung auszuwählen.

„Bemühen Sie sich nicht, meine Herren," sagte Monte-Christo lächelnd, „es steht schon eine Wohnung für mich bereit."

„Wie!" rief Morcerf, „Sie wollen also in einem Gasthof logieren? Das finde ich wirklich nicht passend für Sie."

„Das sollte mich nicht abhalten," antwortete Monte-

Christo, „allein ich war entschlossen, in Paris ein Haus ganz für mich allein zu besitzen. Ich schickte daher meinen Kammerdiener voraus und er hat mir ein Haus gekauft und es möbelieren lassen."

„Sie haben also einen Kammerdiener, der Paris kennt?" rief Beauchamp.

„Er kommt, wie ich, zum erstenmal nach Frankreich. Es ist Ali, mein stummer Nubier."

„Aber wie konnten Sie einem Nubier und dazu einem Stummen, den Auftrag geben, Ihnen in Paris ein Haus zu kaufen und es ausmöblieren zu lassen; der arme Kerl wird alles verkehrt gemacht haben."

„Glauben Sie das nicht, mein Herr; ich bin überzeugt, daß er alles nach meinem Geschmack ausgesucht haben wird, denn mein Geschmack ist nicht der aller Welt. Er wird vor acht Tagen hier angekommen sein und die Stadt nach allen Richtungen mit dem Instinkte eines guten Hundes durchstreift haben; er kennt meine Launen, meine Phantasien, meine Bedürfnisse, und wird alles aufs bequemste eingerichtet haben. Er wußte auch, daß ich heute nach zehn Uhr ankommen werde und erwartete mich seit neun Uhr an der Barrière von Fontainebleau. Er übergab mir dieses Papier, worauf Sie meine neue Adresse lesen können."

Und Monte-Christo reichte Albert ein Papier.

„Champs-Elysees Nr. 30," las Morcerf.

„Das ist wahrhaft originell!" rief Beauchamp unwillkürlich.

„Und sehr fürstlich," fügte Chateau-Renaud hinzu.

„Wie, Sie kennen ihr Haus nicht einmal?“ fragte Debray.

„Nein,“ sagte Monte-Christo, „ich wollte, wie gesagt, nicht zu spät kommen, machte im Wagen Toilette und stieg vor der Tür des Herrn Vicomte ab.“

Bald darauf entfernten sich die Freunde Alberts und er war mit Monte-Christo allein.

„Jetzt, Herr Graf,“ sagte Albert, „damit Sie sich etwas einheimischer bei uns fühlen, haben Sie die Güte, mich zu Herrn und Frau Morcerf zu begleiten, welchen ich von Rom aus den mir von Ihnen geleisteten Dienst geschrieben und Ihren gütigen Besuch angekündigt habe, und ich kann es mit gutem Gewissen sagen, daß der Graf und die Gräfin mit Ungeduld des Augenblickes harren, wo es ihnen vergönnt sein wird, Ihnen ihren innigsten Dank auszusprechen.“

Monte-Christo verneigte sich, ohne zu antworten. Albert rief seinen Kammerdiener und trug ihm auf, Herrn und Madame von Morcerf von dem bevorstehenden Besuch des Grafen von Monte-Christo zu benachrichtigen.

Albert und der Graf folgten dem Diener.

Morcerf ging vor ihm her, um ihn zu führen und stieß die nach dem Salon führende Tür auf.

Monte-Christo war eben mit der aufmerksamen Betrachtung eines Bildes beschäftigt, als eine Seitentür aufging und der Graf von Morcerf in Person ihm gegenüber stand.

Es war ein Mann von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der aber viel älter zu sein schien; er war in

Zivilkleidern und trug das Band mit den Farben seiner verschiedenen Orden im Knopfloche. Er kam mit eiligem Schritte auf Monte-Christo zu; dieser ließ ihn nahe kommen, ohne ein Wort zu sprechen.

„Mein Vater," sagte Albert, „ich habe die Ehre, Ihnen den Grafen von Monte-Christo vorzustellen, jenen großmütigen Freund, dem ich unter jenen unglücklichen Umständen, die Sie kennen, zu begegnen das Glück hatte."

„Der Herr Graf ist uns herzlich willkommen," sagte der Graf von Morcerf, indem er sich mit einem Lächeln gegen Monte-Christo verneigte. „Sie haben, indem Sie unserm Hause den einzigen Erben gerettet haben, uns einen Dienst geleistet, für den wir Ihnen stets verpflichtet sein werden."

Bei diesen Worten lud der Graf von Morcerf Monte-Christo durch ein Zeichen mit der Hand zum Sitzen ein, während er selbst dem Fenster gegenüber Platz nahm.

„Die Gräfin," sagte Morcerf, „war eben mit der Toilette beschäftigt, als der Vicomte sie von der Ehre Ihres Besuches in Kenntnis setzen ließ; in zehn Minuten wird sie jedoch im Salon sein."

„Es ist eine große Ehre für mich," begann Monte-Christo, „gleich am ersten Tage meines Aufenthaltes in Paris mit einem Manne in Verbindung zu treten, dessen Verdienst seinem Rufe gleichkommt."

„Müßte ich nicht befürchten, den Herrn Grafen zu ermüden," sagte der General, „so hätte ich Sie ersucht, mich in die Kammer zu begleiten, die heute eine merk-

würdige Sitzung für jemand, der unsere modernen Senatoren nicht kennt, hält."

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, Herr Graf wenn Sie mir ein andermal dieses Anerbieten wiederholen wollen, doch heute hat man mir mit der Hoffnung geschmeichelt, mich der Frau Gräfin vorzustellen, und ich werde dieses vorziehen."

„Da ist meine Mutter," rief der Vicomte.

Wirklich bemerkte Monte-Christo, als er sich lebhaft umdrehte, Frau von Morcerf im Eingange des Salons, auf der Schwelle der Tür stehen, welche der gegenüber war, durch welche ihr Gemahl eingetreten; bleich und unbeweglich ließ sie, als Monte-Christo sich umdrehte, ihren Arm sinken, den sie, man weiß nicht warum, auf das vergoldete Gesims gestützt hatte; sie hatte bereits einige Sekunden da gestanden und die letzten Worte ihres italienischen Gastes mit angehört.

Monte-Christo stand auf und begrüßte die Gräfin mit einer tiefen Verbeugung, die sie mit einer stummen, zeremoniellen Verneigung erwiderte.

„Sind Sie unwohl, liebe Mutter?" rief der Vicomte und eilte Mercedes entgegen.

Sie dankte mit einem Lächeln.

„Nein," sagte sie, „allein ich ward erschüttert, als ich den zum ersten Male sah, ohne dessen Dazwischenkunft wir jetzt in Tränen und Trauer wären. Mein Herr!" fuhr die Gräfin fort, indem sie mit der Majestät einer Königin dem Grafen näher trat. „Ich verdanke Ihnen das Leben meines Sohnes und ich segne Sie für diese Wohltat."

Der Graf verneigte sich wiederholt, doch noch tiefer, als das erste Mal; er war noch bleicher als Mercedes.

„Madame," sagte er, „der Herr Graf und Sie, Frau Gräfin, belohnen mich zu großmütig für eine sehr einfache Handlung. Das Leben eines Menschen retten, einem Vater einen Schmerz ersparen, die Empfindung einer Frau schonen, ist keine Wohltat, sondern nur ein Akt der Menschlichkeit."

Herr von Morcerf näherte sich Mercedes und sagte: „Madame, ich habe mich beim Herrn Grafen bereits entschuldigt, daß ich ihn jetzt verlassen muß, und ich bitte Sie, meine Entschuldigung zu unterstützen. Die Sitzung beginnt um zwei Uhr, jetzt ist es drei, und ich muß heute das Wort nehmen."

„Nun, so gehen Sie, ich werde mich bemühen, unseren Gast zu unterhalten," sagte die Gräfin. „Herr Graf," fuhr sie, gegen Monte-Christo gewandt, fort, „werden Sie uns die Güte erzeigen, den übrigen Teil des Tages bei uns zuzubringen?"

„Ich bin Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten sehr dankbar, Madame; aber ich bin heute morgen vor Ihrer Tür aus meinem Wagen gestiegen; ich weiß noch nicht, wie ich in Paris wohne, ja kaum wo. Das ist zwar nur eine leichte, aber doch nicht ganz abzuweisende Besorgnis."

„Wenigstens werden wir doch ein anderes Mal das Vergnügen haben?" fragte die Gräfin.

Monte-Christo verneigte sich, ohne zu antworten, aber mit einer Gebärde, die für eine Bejahung gelten konnte.

„So will ich Sie nicht länger zurückhalten, mein

Herr," sagte die Gräfin, „denn ich möchte nicht, daß meine Dankbarkeit Ihnen lästig werde."

„Mein lieber Herr Graf," sagte Albert, „wenn es Ihnen beliebt, würde ich es versuchen, Ihnen in Paris die Freundlichkeit teilweise zu erwidern, die Sie mir in Rom in so hohem Maße zuteil werden ließen; ich stelle, wenn Sie es erlauben, Ihnen meine Equipage so lange zur Disposition, bis Sie Zeit gehabt haben werden, für die Ihrige zu sorgen."

„Tausend Dank für Ihre Freundlichkeit, Vicomte," sagte Monte-Christo, „doch vermute ich, daß mein Haushofmeister Bertuccio die fünftehalb Stunden, die ich ihm gelassen habe, schicklicherweise angewendet haben wird, und daß ich einen vollkommen bespannten Wagen vor der Tür finden werde."

Monte-Christo hatte sich nicht getäuscht; kaum war er in dem Vorzimmer des Grafen von Morcerf erschienen, als ein Diener nach dem Säulengange eilte, so daß der berühmte Reisende, an der Haupttreppe angekommen, den erwarteten Wagen wirklich vorfand.

Monte-Christo setzte seinen Fuß auf die mit Sammet beschlagenen Stufen seines Wagens, den noch am Abend vorher einer der renommiertesten Lions von Paris nicht hatte für achtzehntausend Franks hingeben wollen.

Dann schwang er sich in den Wagen, der sich hinter ihm schloß, und fuhr im Galopp davon, doch nicht so schnell, als daß er nicht gesehen hätte, wie die Vorhänge des Salons, wo er Frau von Morcerf verlassen hatte, unmerklich sich bewegten.

XVII.

Der Graf war nach Hause gekommen; er hatte den Weg in sechs Minuten zurückgelegt. Das Haus, welches Ali gewählt hatte, lag auf der rechten Seite der elysäischen Felder, zwischen Hof und Garten. Eine dichte Baumgruppe mitten auf dem Hofe verdeckte einen Teil der Fassade; von beiden Seiten dieser Baumgruppe aus gingen nach rechts und links zwei breite Wege, welche die Wagen von dem Gitter aus bis zu einer doppelten Freitreppe führten, auf deren Stufen Porzellanvasen mit Blumen standen. Dieses Haus, welches in einem weiten Raume allein stand, hatte außer dem Haupteingange noch einen von der Straße Ponthieu.

Bevor noch der Kutscher den Portier angerufen hatte, drehte die schwere Gittertür sich in ihren Angeln. Man hatte den Grafen kommen sehen, der überall mit Blitzesschnelle bedient wurde. Der Kutscher fuhr also ein und beschrieb den Halbkreis, ohne anhalten zu müssen, und das Gitter war schon geschlossen, als die Räder noch auf dem Sande des Weges knirschten.

Der Wagen hielt an der linken Seite der Freitreppe, zwei Männer traten an den Schlag; der eine war Ali, der mit unglaublicher, ungeheuchelter Freude seinem Herrn zulächelte und sich durch einen Blick Monte-Christos dafür belohnt fand. Der andere grüßte ehrerbietig und bot dem Grafen seinen Arm, um ihm aus dem Wagen steigen zu helfen.

„Danke, Herr Bertuccio!“ sagte der Graf, indem er

leicht die drei Stufen des Wagentritts übersprang. „Und der Notar?“

„Er ist in dem kleinen Salon, Exzellenz!“ antwortete Bertuccio.

„Und die Visitenkarten, die Ihr stechen lassen solltet, sobald Ihr die Nummer des Hauses wußtet?“

„Sind besorgt, Herr Graf! Ich war bei dem besten Kupferstecher des Palais Royal; die erste Karte, welche abgezogen wurde, habe ich sogleich, Ihrem Befehle gemäß, dem Herrn Baron Danglars, in der Straße Chaussee d'Antin Nr. 7, geschickt; die anderen befinden sich auf dem Kamin im Schlafzimmer des gnädigen Herrn.“

„Gut.“

Monte-Christo gab Handschuhe, Hut und Stock seinem französischen Kammerdiener; dann ging er, von Bertuccio, der ihm den Weg zeigte, geführt, nach dem kleinen Salon.

Hier wartete der Notar.

„Sind Sie der Herr Notar, welcher mit dem Verkauf des Landhauses, das ich zu kaufen wünsche, beauftragt ist?“ fragte Monte-Christo.

„Ja, Herr Graf,“ erwiderte der Notar.

„Ist der Kaufkontrakt bereit?“

„Ja, Herr Graf. Hier ist er.“

„Sehr gut! Und wo ist das Haus, daß ich kaufen soll?“ fragte Monte-Christo leichthin.

„Das Haus, daß Sie kaufen, Herr Graf, liegt in Auteuil,“ sagte der Notar.

Bei den Worten des Notars wurde Bertuccio auffallend bleich.

Der Graf unterzeichnete den Kontrakt, nachdem er einen Blick auf die Stelle des Kontraktes geworfen hatte, wo die Lage des Hauses und die Namen seiner Besitzer angegeben waren.

„Bertuccio," sagte er dann, „geben Sie diesem Herrn fünfundfünfzigtausend Franks."

Der Haushofmeister entfernte sich mit einem keineswegs sicheren Schritte und kam mit einigen Paketchen Banknoten zurück, welche der Notar zählte, wie ein Mann, der gewohnt ist, Geld nur nach genauer Untersuchung anzunehmen.

„Haben Sie die Schlüssel?" fragte der Graf.

„Sie befinden sich in den Händen des Hausmeisters, der das Haus bewacht. Hier ist die Order, in der ich ihm aufgebe, den Herrn Grafen in Besitz Ihres neuen Eigentums zu setzen."

„Sehr schön."

Der Notar entfernte sich mit vielen Bücklingen.

„Meister Bertuccio," sagte der Graf, „kennt Ihr die Umgebung von Paris?"

„Nein!" erwiderte der Haushofmeister mit einem Zittern in allen Gliedern.

„Es ist ärgerlich," sagte er, „daß Ihr nie die Umgebung von Paris besucht habt, denn ich wollte heute Abend noch meine neue Besitzung in Augenschein nehmen, und da hättet Ihr mir ohne Zweifel nützliche Aufschlüsse geben können."

„Nach Auteuil!“ rief Bertuccio, dessen kupferfarbiges Gesicht fast leichenblaß wurde. „Ich soll nach Auteuil gehen?“

„Aber was ist Euch denn? Laßt den Wagen vorfahren,“ sagte Monte-Christo mit gebieterischem Tone.

Bertuccio sprang in das Vorzimmer und rief mit heiserer Stimme:

„Die Pferde Seiner Exzellenz!“

Monte-Christo schrieb zwei oder drei Briefe; als er den dritten zusiegelte, erschien der Haushofmeister wieder.

„Der Wagen Ew. Exzellenz wartet vor der Tür.“

„Nun, so nehmt Hut und Handschuhe,“ sagte Monte-Christo.

„Soll ich dem Herrn Grafen folgen?“ rief Bertuccio.

„Unbedingt, Ihr müßt ja Eure Anordnungen treffen, da ich die Absicht habe, jenes Haus zu bewohnen.“

Der Haushofmeister folgte, ohne Einwendungen zu machen, seinem Herrn, der in den Wagen stieg und ihm durch ein Zeichen andeutete, daß er ihm folgen solle.

In zwanzig Minuten waren sie in Auteuil. Die Aufregung des Haushofmeisters hatte immer mehr zugenommen.

„Straße de la Fontaine Nr. 30 werdet Ihr anhalten lassen,“ sagte der Graf und heftete bei diesen Worten seinen Blick mitleidslos auf den Haushofmeister.

Angstschweiß bedeckte das Gesicht Bertuccios, dennoch gehorchte er, neigte sich aus dem Wagen und rief dem Kutscher zu:

„Straße de la Fontaine Nr. 30.“

Das Haus Nr. 30 lag am Ende des Dorfes. Der Wagen hielt an, ein Diener öffnete eiligst den Wagenschlag.

Bertuccio stieg schnell aus und überreichte dem Portier das Beglaubigungsschreiben des Notars.

„Das Haus ist also verkauft?“ fragte der Portier. „Und Sie, mein Herr, werden es bewohnen?“

„Ja, mein Freund,“ sagte der Graf. „Wie hieß Euer früherer Herr?“

„Marquis von St. Meran. — Ein alter Edelmann!“ fuhr der Portier fort. „Ein treuer Diener der Bourbons; er hatte eine einzige Tochter, die er an Herrn von Villefort verheiratete, welcher Prokurator des Königs, zuerst in Nimes und dann in Versailles war.“

Monte-Christo warf auf Bertuccio einen Blick und fand ihn weißer aussehend, als die Wand, an die er sich, um nicht niederzusinken, lehnte.

„Gebt mir ein Licht, guter Mann,“ sagte Monte-Christo.

„Ach, mein Herr,“ sagte der Portier, nachdem er vergebens auf dem Kaminsims gesucht hatte, „ich habe kein Wachslicht hier.“

„Nehmt eine von den Wagenlaternen, Bertuccio, und zeigt mir die Zimmer,“ sagte der Graf.

Der Haushofmeister gehorchte ohne Einwand, aber an dem Zittern seiner Hand konnte man leicht sehen, wieviel Überwindung ihn dieser Gehorsam kostete.

Zuerst gingen sie durch das ziemlich umfangreiche Erdgeschoß; die erste Etage bestand aus einem Salon,

einem Badegemache und zwei Schlafzimmern. Von einem dieser Schlafzimmer kam man nach einer Wendeltreppe, die nach dem Garten führte.

„Ei, eine geheime Treppe," sagte der Graf, „das ist sehr schön. Leuchtet mir, Meister Bertuccio, geht voran, wir wollen sehen, wo diese Treppe uns hinführt."

„Sie führt in den Garten, Herr Graf."

„Aber ich bitte Euch, woher wißt Ihr das?"

„Ich meinte, sie muß dahin führen."

„Nun, wir wollen uns davon überzeugen."

Bertuccio stieß einen Seufzer aus und ging voran. Die Treppe führte wirklich in den Garten.

An der äußeren Tür blieb der Haushofmeister stehen.

„Nun?" sagte der Graf drängend.

„Nein, nein!" rief Bertuccio und setzte die Laterne in die Ecke. „Nein, weiter gehe ich nicht, es ist unmöglich!"

„Was soll das heißen?" fragte Monte-Christo mit fester Stimme. „Warum, zum Teufel, seid Ihr so aufgeregt? Das ist ein schlechtes Zeichen. Ein reines Gewissen treibt nicht so viel Bläße ins Gesicht und so fieberhaftes Zittern in die Hände."

„Mein Herr," sagte der Haushofmeister, „ich bin überzeugt, daß das Schicksal alles so lenkt; gerade kaufen Sie ein Haus in Auteuil; das Haus muß dasselbe sein, in welchem ich ein Verbrechen begangen habe; Sie gehen dieselbe Treppe hinunter, die er hinabgestiegen; Sie bleiben gerade auf derselben Stelle stehen, wo er den Streich empfing; ungefähr zwei Schritte von dieser

Platane entfernt war der Graben, worin er das Kind beerdigt hat; das alles ist nicht Zufall, nein, in diesem Falle sieht der Zufall zu sehr der Vorsehung ähnlich."

„Nun, wir wollen einmal annehmen, daß es ein Werk der Vorsehung ist. Nun nehmt Euch ein wenig zusammen, Meister Bertuccio, sammelt Eure Erinnerung und erzählt mir die Geschichte."

„Ja, mein Herr, ich werde Ihnen alles sagen!

Die Geschichte beginnt mit dem Jahre 1815. Ich hatte einen älteren Bruder, der im Dienste des Kaisers stand. In einem Regimente, das ganz aus Korsen bestand, war er Leutnant geworden. Dieser Bruder war mein einziger Freund. Wir wurden Waisen, als er zehn, ich fünf Jahre alt war; er hatte mich erzogen, als wäre ich sein Sohn gewesen. Im Jahre 1814, unter der Herrschaft der Bourbons, verheiratete er sich. Als der Kaiser von der Insel Elba zurückkam, trat mein Bruder sogleich wieder in seinen Dienst und zog sich, da er bei Waterloo leicht verwundet worden war, mit der Armee bis jenseits der Loire zurück.

Eines Tages erhielten wir einen Brief; dieser Brief kam von meinem Bruder, er sagte uns darin, daß die Armee verabschiedet wäre, und daß er über Nimes nach Hause käme; er bat mich, wenn ich etwas Geld hätte, es ihm nach Nimes zu einem bekannten Gastwirte zu schicken, mit dem ich in einiger Verbindung stand. Ich beschloß, ihm nicht das Geld zu schicken, sondern es ihm selbst zu bringen. Es war damals die Zeit, wo im Süden die berüchtigten Gemetzel stattfanden. Es gab

in dieser Gegend drei Räuber, die auf den Straßen jeden niedermetzelten, den man für einen Bonapartisten hielt.

Als ich in Nimes eintrat, watete man buchstäblich in Blut. Ich eilte sogleich zu unserem Gastwirte; mein Bruder war den Abend zuvor nach Nimes gekommen und an der Schwelle desselben Hauses, dessen Gastlichkeit er in Anspruch nehmen wollte, ermordet worden. Ich tat alles mögliche, um die Totschläger auszumitteln, allein niemand wagte, sie mir zu nennen, so sehr waren sie gefürchtet. Da dachte ich an die französische Justiz und ich ging zum königlichen Prokurator."

„Und hieß dieser königliche Prokurator, Villefort?" fragte Monte-Christo leichthin.

„Ja, Exzellenz!

Mein Herr, sagte ich zu ihm, mein Bruder ist gestern, ich weiß nicht durch wen, auf den Straßen von Nimes ermordet worden. Ihre Pflicht ist es, den Mörder auszumitteln."

„Was war Ihr Bruder?" fragte der königliche Prokurator.

„Leutnant im korsischen Bataillon."

„Was soll ich denn dazu tun?" fragte der Beamte.

„Was ich Ihnen bereits gesagt habe: Sie sollen ihn rächen an seinen Mördern."

„Warum sollte ich das? Ihr Bruder wird irgend einen Streit gehabt haben und im Duell gefallen sein. Alle diese alten Soldaten begehen Exzesse, welche ihnen unter dem Kaiserreiche ungestraft hingingen, die aber jetzt

schlecht für sie ablaufen; wir Südländer haben weder Soldaten noch Exzesse gern."

„Wie?" rief ich. „Ist es möglich mein Herr, daß Sie so zu mir sprechen, Sie, ein Beamter?

„Auf Ehre," erwiderte Herr von Villefort, „alle diese Korsen sind toll. Sie glauben in der Tat jetzt noch, daß ihr Landsmann Kaiser ist. Sie irren sich in der Zeitrechnung, mein Werter; das konnten Sie mir vor zwei Monaten sagen, heut ist es zu spät. Gehen Sie also, und wenn Sie nicht von selbst gehen, so werde ich Sie wegführen lassen."

Ich sah ihn eine Weile an, um zu erforschen, ob er durch eine erneuerte Bitte zu bewegen sein würde. Dieser Mann war von Stein. Ich trat näher zu ihm heran und sagte mit halblauter Stimme:

„Wohlan denn! da Sie die Korsen so gut kennen, sollen Sie auch erfahren, wie sie Wort halten. Sie finden, daß man wohl daran getan hat, meinen Bruder zu töten, weil er Bonapartist war, während Sie Royalist sind; nun, ich, der ich ebenfalls Bonapartist bin, erkläre Ihnen hiermit, daß ich Sie töten werde. Von diesem Augenblicke an verkünde ich Ihnen die Blutrache; nehmen Sie sich also sehr in acht, denn das erste Mal, wo wir uns wieder gegenüberstehen, hat Ihre letzte Stunde geschlagen."

Bevor Herr von Villefort sich noch von seinem Erstaunen erholen konnte, öffnete ich die Tür und entfloh.

Da ergriff ihn die Furcht; er hatte Angst, noch länger in Nimes zu bleiben, hielt um seine Versetzung an, und

da er wirklich ein einflußreicher Mann war, wurde er nach Versailles berufen. Allein, Sie wissen, für einen Korsen, der sich an einem Feinde zu rächen geschworen hat, gibt es keine Entfernung, und wie gut bespannt sein Wagen auch war, so war er mir doch immer nur um einen halben Tag voraus, obgleich ich ihm zu Fuße folgte.

Drei Monate hindurch schlich ich um Herrn von Villefort herum; drei Monate lang machte er keinen Gang, keine Spazierfahrt, ohne daß mein Blick ihm gefolgt wäre. Endlich entdeckte ich, daß er heimlicherweise nach Auteuil ging; allein, statt wie alle Welt durch das große Tor der Straße hinzukommen, ließ er immer, mochte er nun zu Wagen oder zu Pferd diesen Weg machen, Wagen und Pferd im Gasthause und trat durch diese kleine Tür ein, welche Sie hier sehen.

Das Haus gehörte, wie der Portier Ew. Exzellenz gesagt hat, dem Schwiegervater des Herrn von Villefort, dem Herrn von St. Meran. Herr von St. Meran wohnte in Marseille, das Landhaus war ihm also unnötig; auch sagte man, daß er es einer jungen Witwe, die man nur unter dem Namen Baronin kannte, vermietet habe. Wirklich erblickte ich eines Abends, als ich über die Mauer sah, eine junge und schöne Dame, welche einsam in dem Garten spazierte, zu dem kein fremdes Fenster führte. Sie sah fortwährend nach der kleinen Tür hin und ich merkte, daß sie diesen Abend Herrn von Villefort erwartete. Als sie mir so nahe war, daß ich trotz der Dunkelheit ihre Züge unterscheiden konnte, erkannte ich in ihr eine große

und blonde junge Dame von achtzehn bis neunzehn Jahren. Da sie nur leicht und ohne Zwang gekleidet war, konnte ich bemerken, daß sie hochschwanger war.

Einige Augenblicke darauf öffnete sich die kleine Tür; ein Mann trat ein, dem die junge Dame, so schnell sie nur konnte, entgegenlief; sie umarmten sich zärtlich und gingen zusammen ins Haus.

Dieser Mann war Herr von Villefort. Ich gewann die Überzeugung, daß, wenn er fortging, und zumal, wenn er nachts fortging, er den Garten seiner ganzen Länge nach durchschreiten mußte.

Ich durchschritt die Straße und fand einen Stein an der Ecke der Gartenmauer, von welchem aus ich in den Garten blicken konnte.

Ich zog mein Messer aus der Tasche, überzeugte mich, daß es scharf genug war, und sprang über die Mauer. Vor allem lief ich nach der Tür; er hatte den Schlüssel inwendig stecken lassen und weiter keine Vorsicht gebraucht, als daß er den Schlüssel zweimal umgedreht hatte. Von dieser Seite her konnte also meiner Flucht nichts entgegentreten.

Ich verbarg mich in einer dichten Baumgruppe, an welcher Herr von Villefort vorbeipassieren mußte. Es schlug zwölf Uhr. Noch zitterte der letzte Schlag in der Luft, als ich die Fenster der geheimen Treppe, welche wir eben herabgestiegen sind, schwach erhellt sah.

Die Tür öffnete sich und ein Mann im Mantel wurde sichtbar.

Der Mann im Mantel kam gerade auf mich zu. Als

er nur noch einige Schritte von mir entfernt war, sah ich, daß er ein Grabscheit in der Hand hatte.

Er blieb am Rande der Baumgruppe stehen, blickte sich um und schickte sich an, eine Grube zu graben.

Dann nahm er ein zwei Fuß langes und sechs bis acht Zoll breites Kästchen unter dem Mantel hervor.

Ich ließ ihn das Kästchen in die Grube legen, in welche er Erde schüttete; dann trat er mit den Füßen auf die frische Erde, um jede Spur der nächtlichen Tat verschwinden zu machen. Da stürzte ich mich auf ihn und stieß ihm mein Messer in die Brust mit den Worten:

„Ich bin Giovanni Bertuccio! Dein Tod für den meines Bruders, dein Schatz für seine Witwe; du siehst, daß meine Rache vollständiger ist als ich hoffte."

Ich weiß nicht, ob er diese Worte hörte; ich glaube es nicht, denn er sank nieder, ohne einen Schrei auszustoßen. Ich fühlte die Wellen seines Blutes heiß über meine Hände und mein Gesicht rieseln; aber ich war berauscht, ich war wahnsinnig; dieses Blut erfrischte mich, statt mich zu verbrennen. In einem Augenblicke hatte ich mit Hilfe des Grabscheits das Kästchen von der Erde wieder befreit, und damit man nicht sehen sollte, daß ich es weggenommen, füllte ich die Grube wieder mit Erde an, warf das Grabscheit über die Mauer, stürzte durch die Tür, welche ich zweimal von außen verschloß, und zu der ich den Schlüssel mitnahm.

Ich lief bis an den Fluß, setzte mich an das Ufer

und sprengte, voll Verlangen zu wissen, was das Kästchen enthalte, den Verschluß mit einem Messer.

In einer Windel von feinem Batist lag ein neugeborenes Kind; sein purpurrotes Gesicht, seine blauen Händchen zeigten, daß es einer durch eine um den Hals gewundene Schnur bewerkstelligten Erdrosselung erlegen war; da es jedoch noch nicht kalt war, nahm ich Anstand, es in den Fluß zu werfen; wirklich glaubte ich nach einigen Augenblicken ein leises Schlagen in der Gegend des Herzens an dem Kinde zu bemerken; ich befreite seinen Hals von der Schnur, die denselben umgab, und da ich Krankenwärter im Hospital von Bastia war, so tat ich das, was nur irgend ein Arzt unter ähnlichen Verhältnissen hätte tun können, das heißt, ich blies dem Kinde mutig Luft in die Lunge, und nach einer viertelstündigen unerhörten Anstrengung bemerkte ich zu meiner Freude, daß es atmete, und hörte den ersten Schrei seiner Brust entsteigen. Ich wußte, daß es in Paris eine Anstalt gibt, wo man dergleichen arme Geschöpfe aufnimmt. Als ich an die Barriere kam, erklärte ich, dieses Kind auf der Straße gefunden zu haben, und erkundigte mich weiter. Das Kästchen sprach für mich; die Windel von feinem Batist bewies, daß das Kind reichen Eltern angehörte; das Blut, mit dem ich bedeckt war, konnte von dem Kinde gekommen sein. Man wies mich nach dem Hospitale, welches ganz am Ende der Straße d'Enfer lag, und nachdem ich die Vorsicht gebraucht, die Windel so zu teilen, daß auf jeder Hälfte einer der beiden Buchstaben des Zeichens blieb, so daß ich mit der einen

Hälfte den Körper des Kindes umhüllte, die andere, etwaiger Nachfrage wegen, draußen behielt, legte ich meine Last vor dem Findelhause nieder und entfloh, so schnell ich konnte, nachdem ich zuvor geklingelt hatte.

Nach einiger Zeit jedoch holte meine Schwägerin dies Kind aus dem Hospitale ab, wobei sie als Legitimation die Hälfte der Windel vorzeigte. Wir hatten beschlossen, das Kind zu erziehen und nannten es Benedetto.

Teils um die Erinnerungen zu verbannen, die mich quälten, teils um für die Bedürfnisse meiner Schwägerin zu sorgen, warf ich mich mit Eifer auf den Schleichhandel, der durch die Schlaffheit der Gesetze, die immer auf Revolutionen folgt, sehr erleichtert worden war. Das Schmugglergeschäft ist ein sehr einträgliches, wenn man es mit einer gewissen Klugheit und mit Energie betreibt.

Meine Unternehmungen wurden immer ausgebreiteter, immer einträglicher. Assunta war eine gute Wirtin und unser Vermögen vergrößerte sich.

Der Knabe hatte ein reizendes Gesicht, mit den schönsten blauen Augen, die mit dem weißen Teint sehr gut harmonierten; nur seine hochblonden Haare gaben dem Ausdruck seines Gesichtes etwas Fremdartiges welches die Lebhaftigkeit seines Blickes und das Boshafte seines Lächelns verdoppelte. Jedoch nie zeigte sich so frühzeitig eine verderbtere Natur.

Als er kaum elf Jahre alt war, hatte er alle seine Kameraden unter jungen Leuten von achtzehn bis zwanzig Jahren, welche die verworfensten Subjekte von Bastia

und Corte waren, und schon hatte uns die Justiz wegen einiger Schelmenstreiche, die einen noch härteren Namen verdienten, Warnung zugehen lassen.

Ich gab meiner Schwägerin gute Ratschläge, sie ergriff bei unseren Besprechungen immer die Partei des kleinen Unglücklichen, und da sie mir gestand, daß ihr zu wiederholten Malen bedeutende Summen weggekommen waren, so bezeichnete ich ihr einen Ort, wo sie unseren kleinen Schatz verbergen konnte.

Unsere Operationen sollten diesmal im Golfe von Lyon vor sich gehen; allein sie wurden immer schwieriger, denn wir waren schon im Jahre 1829. Die Ruhe war vollkommen wieder hergestellt und der Küstendienst folglich viel regelmäßiger und strenger als früher.

Diese Überwachung wurde jetzt noch vermehrt wegen der eben eröffneten Messe in Beaucaire. Der Anfang unserer Expedition ging jedoch ohne Hindernis von statten. Sei es, daß das Gelingen uns unvorsichtig gemacht hatte, oder sei es, daß wir verraten worden waren, kurz, gegen fünf Uhr abends sahen wir einige Gendarmen und Zollbeamte auf uns zukommen.

Ich kroch durch eine Falltür in den Fluß und schwamm dann fort, sodaß ich, ohne gesehen zu werden, einen erst vor kurzem angelegten Graben erreichte, welcher die Rhone mit dem Kanal verbindet, der von Beaucaire nach Aiguesmortes führt. Sowie ich einmal da war, befand ich mich auch in Sicherheit, indem ich, ohne bemerkt zu werden, den Graben entlang gehen konnte, so daß ich unversehrt den Kanal erreichte. Es war nicht

etwa bloß aus Zufall und ohne Vorbedacht, daß ich gerade diesen Weg verfolgte; ich habe Euer Exzellenz schon von einem Gastwirte in Nimes erzählt, der auf der Straße zwischen Bellegarde und Beaucaire ein kleines Gasthaus angelegt hatte. Ich rechnete nun darauf, bei diesem Manne eine Zuflucht zu finden.

Er hieß Gaspard Caderousse und war vermählt mit einer Frau aus dem Dorfe Carconte; auch kannten wir sie immer nur unter dem Namen Carconterin; es war dies eine bejammernswerte Frau, die schon lange von einem Sumpffieber ergriffen war und langsam dahin schmachtete; der Mann war ein robuster Kerl von vierzig bis fünfundvierzig Jahren, der uns mehr als einmal in schwierigen Fällen Proben von Geistesgegenwart, Mut und Entschlossenheit gegeben hatte.

Ich rechnete also darauf, bei Caderousse eine Zuflucht zu finden; allein da wir gewöhnlich bei ihm nicht durch die Tür eintraten, welche nach der Straße ging, so beschloß ich, auch diesmal nicht von der Regel abzuweichen, ich ging durch die Hecken des Gartens, kroch zwischen verkrüppelten Oliven und verdorrten Feigenbäumen hindurch und begab mich, aus Furcht, Caderousse könnte in seiner Gaststube irgend einen Fremden haben, auf eine Art Hängeboden, auf welchem ich schon mehr als einmal die Nacht ebensogut wie in dem besten Bett zugebracht hatte. Dieser Hängeboden war vom Saale des Erdgeschosses nur durch einen Bretterverschlag geschieden, der für uns eingerichtet war, damit wir uns daselbst verborgen halten und den günstigen Augenblick abwarten

können, ihm bemerklich zu machen, daß wir in der Nachbarschaft seien. In demselben Augenblicke trat Caderousse mit einem Fremden in die Gaststube. Ich verhielt mich ganz still und wartete.

Caderousse trat zuerst und zwar sehr hastig ein.

„He! Carconterin, der Diamant ist gut; dieser Herr, einer der ersten Kleinodienhändler von Paris, will uns fünfzigtausend Franks dafür geben. Um jedoch sicher zu sein, daß der Diamant wirklich uns gehört, verlangt er, daß du ihm erzählst, auf welche wunderbare Weise dieser Diamant in unsere Hände gekommen ist."

„Nun, so erzählen Sie, Madame," sprach der Kleinodienhändler, um zu sehen, ob beide Erzählungen wirklich mit einander übereinstimmen würden.

„Ja doch, mein Gott," sagte die Frau willig und erzählte nun dem Händler, was der Abbé Busoni gesagt hatte.

„Das ist ganz ebenso," murmelte der Juwelenhändler. „Am Ende kann die Geschichte wirklich wahr sein, so unwahrscheinlich sie auch im ersten Augenblick klingt; wir haben uns also nur noch über den Preis zu einigen. Ich werde bis fünfundvierzigtausend Franks gehen, aber ich gebe keinen Sou darüber; übrigens habe ich, da der Diamant nur diese Summe wert ist, auch nur gerade so viel bei mir."

Caderousse und seine Frau sahen einander fragend an.

„Nun, so sei es," sagte Caderousse, „nehmen Sie also den Diamant für fünfundvierzigtausend Franks, aber meine Frau verlangt noch eine goldene Kette und ich ein paar silberne Schnallen."

Der Juwelenhändler zog aus seiner Tasche ein langes und plattes Kästchen, welches mehrere von den begehrten Gegenständen enthielt.

„Hier," sprach er, „wählen Sie, ich bin nicht hart in Geschäften."

Die Frau wählte eine goldene Kette, die fünf Louisdor wert sein mochte, und der Mann ein Paar Schnallen von etwa fünfzehn Franks Wert.

„Und die fünfundvierzigtausend Franks? Wo haben Sie dieselben?" fragte Caderousse mit rauher Stimme, „lassen Sie einmal sehen!"

„Hier sind sie!" sagte der Juwelier und zählte fünfzehntausend Franks in Gold und dreißigtausend in Banknoten auf.

Während dieser Unterredung war die Nacht bereits hereingebrochen und mit ihr ein Ungewitter, welches schon seit einer halben Stunde loszubrechen gedroht hatte. Schon hörte man den Donner von fern rollen.

Caderousse zählte das Gold und die Bankbilletts immer wieder, übergab sie dann seiner Frau, die sie ebenfalls oft überzählte. Während dessen ließ der Juwelier den Diamant unter dem Schein der Lampe schimmern, und er warf Blitze, welche ihn ganz die vergessen ließen, die als Vorboten des Gewitters die Fenster in Flammen zu setzen anfingen.

Eben erdröhnte ein Donnerschlag; zugleich kam ein so heftiger Blitz, daß das Licht der Lampe fast vor demselben verschwand.

„Bleiben Sie hier," sagte Caderousse, „Sie können hier übernachten."

„Ja, bleiben Sie hier," sagte die Carconterin mit zitternder Stimme, „wir werden schon für Sie sorgen."

„Wo werden Sie mich denn unterbringen?"

„Da, in dem obern Zimmer."

„Aber das ist ja wohl Ihr Zimmer?"

„Das schadet nichts; wir haben in der angrenzenden Stube noch ein Bett."

Caderousse sah seine Frau ganz erstaunt an.

Der Juwelier summte ein Lied her, während er seinen Rücken an einem Reisigbündel wärmte, welches die Carconterin auf dem Herde angezündet hatte.

Unterdes brachte sie die spärlichen Überreste von einem Mittagbrot, zu denen sie noch einige frische Eier hinzufügte, auf den Tisch.

Als das Abendessen beendet war, zündete die Frau ein Licht an.

„Hier," sagte sie zum Juwelier, „Sie müssen müde sein, ich habe das Bett rein überzogen, gehen Sie in Ihr Schlafzimmer und schlafen Sie wohl."

Der Händler ging gerade über meinem Haupte und ich konnte jeden seiner Schritte vernehmen.

Ich lag im tiefsten Schlummer, als ich durch einen Pistolenschuß, dem ein schrecklicher Schrei folgte, geweckt wurde.

Ich hörte Stöhnen, dann erstickes Geschrei, wie es in einem Kampfe vorkommt.

Ein letzter Schrei, der länger als die anderen

dauerte und in ein Röcheln überging, riß mich nun vollends aus meiner Lethargie.

Auf diesen schrecklichen Lärm folgte ein tiefes Stillschweigen. Ich vernahm die Tritte eines Mannes, der über meinem Haupte ging; die Treppe knarrte unter seinen Tritten; der Mann stieg in den unteren Saal, trat an den Herd und zündete ein Licht an.

Dieser Mann war Caderousse, sein Gesicht war bleich und sein Hemd ganz blutig.

Nachdem er das Licht angesteckt hatte, ging er rasch die Treppe wieder hinauf und ich vernahm seine schnellen und unruhigen Tritte von neuem. Bald darauf kam er wieder herunter; er hielt das Etui in der Hand; dann lief er an den Schrank, nahm das Geld und die Banknoten heraus, tat das eine in seine Westen- und das andere in seine Hosentasche, nahm zwei oder drei Hemden, stürzte zur Tür hinaus und verschwand in der Dunkelheit.

Ich eilte sogleich nach dem Lichte und bestieg die Treppe; ein Leichnam versperrte mir den Weg, es war der der Carconterin.

Der Pistolenschuß, den ich gehört hatte, war auf sie abgefeuert worden; ihre Gurgel war ganz durchschossen.

Ich schritt über ihren Leichnam und ging die Treppe hinauf.

Das Zimmer bot einen grauenvollen Anblick. Der unglückliche Juwelier lag, den Kopf gegen die Wand gestützt und in einem Meere von Blut schwimmend auf der Erde.

Ich stürzte die Treppe hinunter, fuhr mit den Händen in die Haare und stieß ein schreckliches Gebrüll aus.

In dem Saale befanden sich sechs Zollbeamte und drei Gendarmen, eine ganze bewaffnete Macht.

Man bemächtigte sich meiner; ich versuchte keinen Widerstand, denn ich war meiner Sinne nicht mehr mächtig; ich versuchte zu sprechen, brachte aber nur einige unartikulierte Laute hervor.

Endlich merkte ich, daß man mich für den Mörder hielt. Ich fand meine Sprache wieder und auch meine Kräfte, ich machte mich von den Händen der beiden Leute, die mich hielten, los und rief:

„Ich bin es nicht!"

Zwei Gendarmen legten ihre Karabiner auf mich an und sagten:

„Sowie du eine Bewegung machst, bist du des Todes! Du kannst den Richtern in Nimes dein Geschichtchen erzählen," erwiderten sie. „Einstweilen folge uns, und wenn wir dir einen Rat geben sollen, so ist es der, daß du keinen Widerstand leistest."

Darauf war ich nicht gefaßt gewesen, Staunen und Entsetzen hatten mich ganz zerschmettert. Man legte mir Handschellen an, band mich an den Schweif eines Pferdes und führte mich nach Nimes.

Ein Zollbeamter hatte mich nämlich verfolgt; in der Gegend des Wirtshauses hatte er mich aus den Augen verloren, vermutete aber, daß ich hier übernachten werde; er hatte seine Kameraden davon in Kenntnis gesetzt, die gerade zu rechter Zeit kamen, um den Pistolenschuß zu

hören. Auf diese Weise geriet ich denn unter Umständen in ihre Hände, die so sehr für meine Schuld sprachen, daß ich sogleich begriff, ich werde große Mühe haben, um meine Unschuld zu beweisen.

Auch hielt mich nur eine Hoffnung aufrecht, und meine erste Bitte an den Instruktionsrichter war die, daß er allenthalben einen gewissen Abbé Busoni aufsuchen lassen möchte, der sich an dem Tage in dem Gasthof zur Gardbrücke aufgehalten hatte. Wenn Caderousse nur ein Märchen ersonnen hatte, und wenn dieser Abbé nicht existierte, war ich offenbar verloren; wofern nicht Caderousse eingefangen wurde und alles gestand.

Zwei Monate verflossen, während welcher — ich muß es zum Lobe meines Richters sagen — alle möglichen Nachforschungen nach dem angestellt wurden, auf den ich mich berief. Schon hatte ich alle Hoffnung verloren, man hatte des Caderousse nicht habhaft werden können. Schon sollte ich in der ersten Sitzung verurteilt werden, als am 8. September, das heißt drei Monate und fünf Tage nach dem Ereignisse, der Abbé Busoni, auf den ich schon gar nicht mehr hoffte, sich bei der Gefängniswache meldete und erklärte, er habe zu Marseille erfahren, daß ein Gefangener ihn sprechen wollte, und beeile sich daher, dem Wunsche desselben nachzukommen. Sie können sich denken, mit welchem Eifer ich ihn empfing; ich erzählte ihm alles, wovon ich Zeuge gewesen war. Mit einer gewissen Unruhe begann ich die Geschichte mit dem Diamant; wider mein Erwarten war sie in allen Punkten richtig, und ebenfalls wider mein

Erwarten schenkte er allen meinen Aussagen unbedingten Glauben. Da geschah es denn, daß ich, gerührt von seiner milden christlichen Liebe und weil ich ihn vollkommen mit den Sitten meines Vaterlandes bekannt sah, auf den Gedanken kam, daß von seinen Lippen vielleicht für das einzige Verbrechen, das ich begangen hatte, mir Verzeihung zuteil werden könnte. Ich erzählte ihm hierauf unter dem Siegel der Verschwiegenheit das Ereignis in Auteuil in allen seinen Einzelnheiten. Was ich aus Rührung getan, hatte einen ebenso guten Erfolg, als wäre es mit Berechnung geschehen; das Geständnis dieses meines ersten Todschlages, zu dem mich doch niemand nötigte, gab ihm den Beweis, daß ich den zweiten nicht begangen hatte; er verließ mich, indem er mich zur Hoffnung aufmunterte und mir versprach, daß er alles Mögliche tun würde, um die Richter von meiner Unschuld zu überzeugen.

Ich fand auch bald Beweise, daß er in der Tat für mich sorgte, indem meine Gefangenschaft stufenweise immer milder wurde, und ich erfuhr, daß man mit der Verhandlung meines Prozesses bis zu den nächstfolgenden Assisen warten würde.

Die Vorsehung fügte es so, daß Caderousse in der Zwischenzeit im Auslande ergriffen und nach Frankreich zurückgebracht wurde. Er gestand alles, erklärte jedoch, daß seine Frau es war, die den Plan des Verbrechens ersonnen und ihn zur Ausführung desselben angetrieben hatte. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt und ich in Freiheit gesetzt."

„Um diese Zeit war es auch," sagte Monte-Christo, „daß Ihr Euch mir vorstelltet als den Überbringer eines Briefes vom Abbé Busoni."

„Nun frage ich Ew. Exellenz mit Stolz, ob Sie sich jemals über mich zu beklagen hatten?"

„Nein," erwiderte der Graf, „und ich gestehe es mit Vergnügen, daß Ihr ein guter Diener seid, Bertuccio, obgleich es Euch an Zutrauen fehlt. Wie käme es denn sonst, daß Ihr eine Schwägerin und einen Adoptivsohn habt, ohne mir jemals von dem einen oder andern etwas zu sagen."

„Leider, Exzellenz, habe ich Ihnen jetzt noch den traurigsten Teil meines Lebens zu erzählen. Ich reiste sogleich nach Korsika ab. Sie begreifen, daß ich Eile hatte, meine arme Schwägerin zu sehen und zu trösten; als ich aber nach Rogliano kam, fand ich das Haus in Trauer; eine schreckliche Szene hatte darin stattgefunden. Meine arme Schwägerin widerstand, meinen Ratschlägen gemäß, den unverschämten Forderungen Benedettos, der jeden Augenblick das ganze Geld haben wollte, das wir im Hause hatten. Da trat er mit zweien seiner Freunde, die ihm in allen seinen dummen Streichen Gesellschaft leisteten, in das Zimmer ein.

Zwei hielten die arme Assunta fest, der Dritte verschloß die Türen und Fenster und kam dann zurück. Dann zogen sie alle drei vereint Assunta an den Füßen nach dem Herde, um ihr durch die Glut das Geständnis zu entreißen, wo unser kleiner Schatz sich befände. Allein während des Kampfes fingen ihre Kleidungsstücke Feuer,

sie ließen hierauf die Duldende los, um sich nicht selbst zu verbrennen. In vollen Flammen stürzte sie nach der Tür, allein die Tür war verschlossen. Sie stürzte ans Fenster, es war verrammelt.

Da hörte die Nachbarin ein schreckliches Geschrei; es kam von Assunta, welche um Hilfe rief.

Am folgenden Morgen ließ sie die Tür unseres Hauses durch den Richter öffnen und man fand Assunta halb verbrannt, aber noch atmend; die Schränke waren erbrochen und das Geld verschwunden. Benedetto hatte Rogliano verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren; seit jenem Tage habe ich ihn weder gesehen, noch von ihm sprechen hören. Nach der Kunde von so traurigen Begebenheiten kam ich zu Ew. Excellenz. Von Benedetto hatte ich Ihnen nichts mehr zu sagen, weil er verschwunden, und von meiner Schwester, weil sie tot war.

Und nun," begann Bertuccio wieder, „nicht wahr, jetzt begreifen Ew. Excellenz, wie dieses Haus, welches ich seitdem nicht wiedergesehen, wie dieser Garten, wo ich mich plötzlich wiederfand, wie dieser Ort, wo ich einen Menschen getötet, eine solche schmerzliche Aufregung, deren Ursache Ew. Exzellenz erfahren wollten, in mir hervorbringen konnte. Und am Ende bin ich nicht sicher, daß nicht auch Herr von Villefort da vor meinen Füßen in derselben Grube begraben liegt, welche er für sein Kind angefertigt hatte."

„Ja, es ist alles möglich," sagte Monte-Christo, indem er von der Bank aufstand, auf welcher er bisher gesessen; „es ist sogar möglich," fügte er leise hinzu, „daß der König-

liche Prokurator noch lebt. Der Abbé Busoni hat wohl daran getan, Euch zu mir zu schicken, und Ihr, mir Eure Geschichte zu erzählen, denn nunmehr werde ich, was das betrifft, keine schlechte Meinung mehr von Euch haben. Habt Ihr niemals wieder auf die Spur dieses verruchten Benedetto zu kommen versucht? Habt Ihr nie danach geforscht, was aus ihm geworden ist?"

„Niemals. Wüßte ich übrigens auch, wo er ist, so würde ich, statt zu ihm zu gehen, ihn wie ein Ungeheuer fliehen; ich hoffe indes, daß er tot ist."

Nachdem der Graf noch einen letzten Gang durch den Garten gemacht hatte, ging er zu dem ihn erwartenden Wagen.

Bertuccio, der ihn in Nachdenken versunken sah, stieg, ohne ein Wort zu sagen, auf den Bock und nahm neben dem Kutscher Platz.

Der Wagen schlug den Weg nach Paris ein. Noch an demselben Abend besichtigte der Graf Monte-Christo bei seiner Ankunft in dem Hause auf den elysäischen Feldern die ganze Wohnung, wie es nur immer ein Mann tun konnte, der seit langen Jahren damit vertraut war; obgleich er voranging, öffnete er nie eine falsche Tür und ging nie auf eine Treppe oder einen Korridor, der ihn nicht unmittelbar dahin führte, wo er hinwollte. Ali begleitete ihn auf dieser nächtlichen Revue. Der Graf gab Bertuccio noch mehrere Anweisungen für die Verschönerung und die vorzunehmende Einrichtung des Hauses. Dann zog er seine Uhr und sprach zu dem aufmerksamen Nubier:

„Es ist jetzt halb zwölf Uhr, Haydee muß bald ankommen. Hat man die französischen Frauen davon benachrichtigt?"

Ali streckte die Hand gegen die Wohnung aus, welche für die schöne Griechin bestimmt war und die so isoliert lag, daß, wenn man die Tür hinter einer Tapisserie versteckte, man das ganze Haus durchmustern konnte, ohne zu ahnen, daß hier noch ein Salon und zwei bewohnte Zimmer wären; Ali, sagten wir, streckte die Hand gegen die Wohnung aus, zeigte mit den Fingern seiner linken Hand die Zahl drei, hielt dann seine Hand flach hin, legte seinen Kopf darauf und schloß die Augen wie ein Schlafender.

„So," sagte Monte-Christo, der an diese Sprache gewöhnt war, „es sind drei Frauen, die im Schlafzimmer warten, nicht wahr?"

„Ja," gab Ali zu verstehen, indem er den Kopf von unten nach oben bewegte.

„Die Herrin wird diesen Abend müde sein," fuhr Monte-Christo fort, „und ohne Zweifel schlafen wollen; man veranlasse sie daher nicht zu sprechen; die ihr folgenden Französinnen sollen ihre neue Gebieterin bloß begrüßen und sich zurückziehen; Ihr werdet dafür sorgen, daß ihre griechische Dienerin nicht mit den Französinnen spreche."

Ali verneigte sich.

Bald hörte man das Rufen des Portiers; das Gitter öffnete sich, ein Wagen rollte in die Allee und hielt vor der Freitreppe an. Der Graf ging hinunter,

die Tür stand schon auf; er reichte einer jungen, in einen grünseidenen, mit Gold gestickten Mantel gehüllten Dame die Hand. Die junge Dame ergriff die dargebotene Hand, küßte sie mit einem mit Liebe gepaarten Respekt, und einige Worte wurden gewechselt, die von seiten der jungen Dame mit einer gewissen angenehmen Würde in jener Sprache gesprochen wurden, welche der alte Vater Homer seinen Göttern in den Mund legt. Hierauf wurde die junge Dame in ihre Wohnung geführt, während Ali mit einem rosenfarbenen Wachslicht voranleuchtete; der Graf zog sich dann in den Pavillon zurück, welchen er für sich bestimmt hatte. Eine halbe Stunde nach Mitternacht waren alle Lichter ausgelöscht und man konnte glauben, daß alles in tiefen Schlaf versunken sei.

XVIII.

Am folgenden Tage um fünf Uhr schlug der Graf dreimal auf seine Glocke.

Ein Schlag rief Ali, zwei Schläge Baptistin, den Kammerdiener, und drei Bertuccio.

Der Haushofmeister trat ein.

„Meine Pferde!“ sagte Monte-Christo.

„Sind an den Wagen gespannt, Exzellenz,“ erwiderte Bertuccio. „Werde ich den Herrn Grafen begleiten?“

„Nein, der Kutscher, Baptistin und Ali.“

Der Graf ging hinunter.

„Straße de la Chaussee d'Antin, zu dem Herrn Baron von Danglars," rief er aus.

Dann sprang er in seinen Wagen, welcher, von einem prächtigen Gespann gezogen, erst vor dem Hotel des Bankiers anhielt.

Danglars empfing den Grafen in einem weißen, mit Gold ausgeschmückten Saal, der in der Chaussee d'Antin viel Aufsehen machte.

Er begrüßte ihn mit einer leichten Verbeugung und bot dem Grafen einen vergoldeten, mit weißem, goldgesticktem Satin garnierten Sessel an.

Der Graf setzte sich.

„Herr Graf," sagte Danglars, „ich habe einen Avisbrief von dem Hause Thomson & French empfangen, aber ich gestehe Ihnen, daß ich dessen Sinn nicht verstehe."

„O!"

„Dieser Brief," begann Danglars, „eröffnet dem Grafen von Monte-Christo einen unbegrenzten Kredit auf mein Haus."

„Nun, Herr Baron, was kommt Ihnen dunkel darin vor?"

„Nichts, mein Herr; bloß das Wort illimité (unbegrenzt)."

„Ist das Haus Thomson & French dem Herrn Baron vielleicht nicht ganz sicher?" fragte Monte-Christo mit der unschuldigsten Miene von der Welt. „Teufel! das wäre mir unangenehm, denn ich habe einige Fonds bei ihm niedergelegt."

„O, vollkommen sicher," erwiderte Danglars mit einem fast spöttischen Lächeln; „allein der Sinn des Wortes unbegrenzt ist im Finanzfache so unbestimmt." —

„Gestehen Sie nur," sagte Monte-Christo, „daß Sie dem Hause Thomson & French nicht recht trauen. Mein Gott, das ist sehr einfach. Ich habe den Fall vorhergesehen, und obgleich ich in Geschäften ganz fremd bin, habe ich doch meine Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Hier sind noch zwei Briefe, die dem ähnlich sind, welcher an Sie gerichtet ist; der eine ist von dem Hause Arnstein & Eskeles in Wien an den Baron von Rothschild, der andere von dem Hause Baring in London an Herrn Lafitte. Sagen Sie ein Wort, mein Herr, und ich werde Sie sogleich von aller Besorgnis befreien, indem ich mich dem einen oder dem andern dieser Häuser vorstelle."

Um Danglars war es geschehen, er war völlig besiegt.

„O, mein Herr, das sind drei Unterschriften, die Millionen aufwiegen," sagte Danglars, indem er sich erhob, wie um die Macht des Goldes zu begrüßen, welche in dem Manne, der vor ihm stand, personifiziert war. „Drei unbegrenzte Kreditbriefe auf unsere drei größten Häuser! Verzeihen Sie, Herr Graf; wenn man auch nicht mehr mißtrauisch ist, so bleibt man doch ganz erstaunt."

„Nun," erwiderte Monte-Christo, „da wir uns verständigt haben und Sie kein Mißtrauen mehr haben, wollen wir, wenn es Ihnen beliebt, im allgemeinen eine

Summe fürs erste Jahr festsetzen, sechs Millionen zum Beispiel.

„Sechs Millionen, es sei!“ sagte Danglars mit erstickter Stimme.

„Wenn ich mehr brauche,“ bemerkte Monte-Christo leichthin, „werden wir mehr ansetzen; aber ich denke nur ein Jahr in Frankreich zu bleiben, und während dieses Jahres glaube ich diese Zahl nicht zu überschreiten. Wir werden ja sehen. Fürs erste mögen Sie mir morgen fünfmalhunderttausend Franks überschicken, ich werde bis mittag zu Hause sein; und sollte ich übrigens nicht zu Hause sein, so werde ich meinem Haushofmeister eine Quittung über diese Summe zurücklassen.“

„Das Geld wird morgen vormittag um zehn Uhr bei Ihnen sein, Herr Graf,“ erwiderte Danglars. „Wollen Sie Gold, Bankbilletts oder Silber?“

„Die Hälfte Gold und die Hälfte Billetts, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Und der Graf stand auf.

„Würden Sie mir erlauben,“ sagte Danglars, „Sie der Frau Baronin Danglars vorzustellen; entschuldigen Sie meine Zudringlichkeit, Herr Graf, aber ein Klient, wie Sie, ist fast ein Mitglied der Familie.“

Monte-Christo verneigte sich, als Zeichen, daß er die Ehre annehme, welche der Finanzier ihm erzeigen wollte.

Danglars klingelte; ein mit einer glänzenden Livree bekleideter Lakai erschien.

„Ist die Frau Baronin zu Hause?“ fragte Danglars.

„Ja, Herr Baron!“ erwiderte der Lakai.

„Allein?“

„Nein, Madame hat Besuch.“

„Und wer ist bei Madame? Herr Debray?“ fragte Danglars mit einer Gutmütigkeit, welche Monte-Christo, der bereits über die offenkundigen Geheimnisse in der Familie des Bankiers unterrichtet war, lächeln machte.

„Ja, Herr Debray,“ erwiderte der Lakai.

Danglars nickte, wandte sich dann gegen Monte-Christo und sprach:

„Herr Lucien Debray ist ein alter Freund von uns und Geheimsekretär des Ministers des Innern; was meine Frau betrifft, so hat sie sich etwas vergeben, indem sie mich heiratete, denn sie gehört einer alten adeligen Familie an; sie war ein Demoiselle von Servieux, dann Witwe des Obersten Marquis von Nargonne.“

„Die Frau Baronin erwartet die Herren,“ sprach der zurückkommende Lakai.

„Ich werde vorangehen, um Ihnen den Weg zu zeigen.“

„Und ich folge Ihnen,“ sagte Monte-Christo.

Der Graf folgte dem Baron durch eine Reihe prachtvoll, aber geschmacklos möblierter Zimmer und kam endlich nach dem Boudoir der Madame Danglars, einem kleinen, achteckigen Gemache, welches mit rosenfarbenem und mit weißem Musselin überzogenen Atlas tapeziert war; die Sessel waren von vergoldetem Holze und mit altertümlichen Stoffen überzogen; die Türstücke waren ländliche Gemälde in dem Genre Bouchers; endlich

waren noch zwei Pastellgemälde in Medaillon und die sämtlichen übrigen Möbel dem Geschmacke des kleinen Zimmers angemessen.

Madame Danglars, die trotz ihrer sechsunddreißig Jahre noch für eine Schönheit gelten konnte, befand sich an ihrem Piano, einem Meisterwerke von eingelegter Arbeit, während Lucien Debray an einem Arbeitstische saß und in einem Album blätterte.

„Frau Baronin," sagte Danglars, „erlauben Sie mir, Ihnen den Grafen von Monte-Christo vorzustellen, der mir von meinen Korrespondenten aus Rom auf das dringendste empfohlen ist; ich darf nur ein Wort sagen, um ihn augenblicklich zum Liebling unserer schönen Damen zu machen; er kommt in der Absicht nach Paris, ein Jahr hier zu bleiben und während dieses Jahres sechs Millionen auszugeben; das verspricht eine Reihe von Bällen, Diners und italienischen Nächten, in welchen uns hoffentlich der Herr Graf ebenso wenig vergessen wird, als wir ihn bei unseren kleinen Festen vergessen werden."

„Und Sie sind hier angekommen, mein Herr?" fragte die Baronin.

„Gestern morgen, Madame."

„Und Sie kommen nach Ihrer Gewohnheit, wie man sagt, vom Ende der Welt."

„Diesmal, Madame, ganz einfach von Cadiz."

Monte-Christo empfahl sich bald und fuhr nach Auteuil, wohin ihn Ali begleiten mußte.

Im Hause des Herrn von Villefort, des königlichen

Prokurators, herrschte große Aufregung. Frau Heloise von Villefort hatte mit ihrem acht Jahre alten Sohne Eduard eine Spazierfahrt gemacht, wobei die Pferde scheuten und mit dem Wagen durchgingen. Dies war in der Nähe des Landhauses in Auteuil geschehen, das dem Grafen von Monte-Christo gehörte.

Ali, der stumme Nubier, hatte die Pferde aufgehalten, und der Graf Frau von Villefort in seiner Equipage nach dem Hause des königlichen Prokurators fahren lassen.

Bald darauf fuhr der Graf nach seinem Stadthause zurück und empfing den Besuch des Herrn von Villefort, der sich in steifer Art der Danksagung entledigte, die ihm die Pflicht auferlegte.

Die Unterredung war nur von kurzer Dauer und als der Prokurator des Königs verschwunden war, stieß Monte-Christo ein lange unterdrücktes Seufzen aus, und indem er die Glocke ertönen ließ, sagte er:

„Ali! Ich gehe zur Madame; in einer halben Stunde muß der Wagen bereit sein."

Die junge Griechin wohnte von dem Grafen gänzlich getrennt. Ihre Zimmer waren ganz orientalisch eingerichtet; der Fußboden war mit dicken türkischen Teppichen bedeckt, die Wände mit den reichsten Brokaten behangen, und in jedem Zimmer lief ein Divan mit Kissen, die nach Belieben weggenommen werden konnten, den ganzen Umfang derselben entlang.

Haydee hatte drei Französinnen und eine Griechin zur Bedienung. Das junge Mädchen befand sich in dem ent-

legensten Zimmer ihrer Wohnung, nämlich in einem runden Boudoir, welches nur von oben sein Licht erhielt und in welches der Strahl des Tages nur durch rosenfarbene Scheiben drang. Sie lag am Fußboden, auf Kissen von blauem, mit Silber durchwirktem Atlas; den Kopf lehnte sie hintenüber an den Divan und über dem Kopfe lag ihr zartgerundeter rechter Arm, während sie mit der linken Hand ein Rohr von Korallen an ihre schönen Lippen führte, durch das ein biegsamer Zylinder einen wohlriechenden Dampf, den ihr sanfter Atem einsog, leitete.

Ihr Anzug war der der Frauen von Epirus, nämlich Beinkleider von weißem, mit roten Blumen übersäetem Atlas, aus welchem zwei Füßchen hervorsahen, die man für Marmor von Paros gehalten haben würde, wenn sie nicht mit zwei kleinen Sandalen mit gekrümmten Spitzen, die mit Gold und Perlen gestickt waren, gespielt hätten; ein Unterkleid mit langen blau und weißen Streifen, silberumsäumten Knopflöchern und Knöpfen von Perlen; endlich eine Art Mieder, dessen herzförmiger Ausschnitt den Hals und obern Teil des Busens frei ließ, und das unter dem Busen mit drei Diamanten zugeknöpft war; um die Taille schlang sich ein seidener Gürtel von den lebhaftesten Farben, mit den langen Fransen, die die eleganten Pariserinnen so sehr lieben.

Auf dem Kopfe trug sie, etwas nach einer Seite gerückt, eine mit Gold und Perlen gestickte griechische Kalotte, unter der auf der niederhängenden Seite eine purpurrote natürliche Rose mit einer Fülle schwarzen Haares sich vermischte. Die Schönheit ihres Gesichts war die

griechische Schönheit in ihrer vollkommensten Erscheinung. Über dieses ganze reizende Bild goß die Jugend ihren Glanz aus; Haydee konnte neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein.

Monte-Christo näherte sich.

„Haydee," begann der Graf, „du weißt, daß wir in Frankreich sind und daß du folglich frei bist. Du kannst deine jetzige Tracht beibehalten oder sie nach Belieben wechseln. Du kannst hierbleiben oder ausgehen, wie du willst. Es wird stets ein angespannter Wagen für dich bereit stehen; Ali und Myrtho werden dich überall begleiten und zu deiner Verfügung stehen; nur bitte ich dich um eine Sache!"

„Sprich!"

„Bewahre das Geheimnis deiner Geburt, erwähne kein Wort über deine Vergangenheit; sprich bei keiner Gelegenheit den Namen deines erlauchten Vaters oder deiner armen Mutter aus."

„Ich habe dir bereits gesagt, mein Herr, daß ich niemand sehen werde."

„Höre, Haydee! Diese orientalische Abgeschlossenheit wird vielleicht in Paris unmöglich sein; lerne das Leben der Nordländer kennen, wie du das der Südländer kennen gelernt hast, es wird dir immer von Nutzen sein, sei es, daß du hier bleibst, oder nach dem Orient zurückkehrst. Glaubst du, daß du dich an den hiesigen Aufenthaltsort gewöhnen könntest?"

„Werde ich dich sehen?"

„Alle Tage."

„Nun, Herr, was fragst du noch?"

„Ich fürchte, daß du dich langweilen wirst."

„Nein, Herr, denn am Morgen werde ich denken, daß du kommen wirst, und abends werde ich mich erinnern, daß du hier gewesen bist; übrigens unterhalten mich, wenn ich allein bin, auch großartige Erinnerungen; ich sehe unermeßliche Gemälde, große Horizonte mit dem Pindus und dem Olymp in der Ferne; dann habe ich drei Gefühle im Herzen, mit denen man sich nie langweilen kann: Traurigkeit, Liebe und Dankbarkeit."

„Du bist eine würdige Tochter von Epirus, Haydee, anmutig und poetisch, und man sieht, daß du von der Familie der Göttinnen abstammst, welche in deinem Lande geboren sind. Sei also ruhig, meine Tochter, ich werde dafür sorgen, daß du um deine Jugend nicht betrogen wirst, denn wenn du mich wie deinen Vater liebst, so liebe ich dich wie mein Kind."

„Du weißt, Herr, ich liebte meinen Vater nicht so wie dich, meine Liebe für dich ist eine andere Liebe; mein Vater kam um, und ich blieb noch am Leben, wenn du aber stirbst, sterbe ich auch."

Der Graf reichte dem jungen Mädchen mit einem Lächeln voll Zärtlichkeit die Hand; sie drückte wie gewöhnlich ihre Lippen darauf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Graf von Monte-Christo war bei Frau von Villefort in der Absicht erschienen, dem Herrn Prokurator des Königs eine Gegenvisite zu machen.

Frau von Villefort, die allein im Salon war, als man den Grafen anmeldete, ließ sogleich ihren Sohn

herbeikommen, damit er dem Grafen wiederholt seinen Dank aussprechen sollte.

Nach den ersten gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen erkundigte der Graf sich nach dem Herrn von Villefort.

„Mein Mann ist heute beim Herrn Kanzler zum Diner," erwiderte die junge Frau; „er ist soeben fortgefahren und wird sehr bedauern, daß ihm das Glück nicht zuteil wurde, Sie hier zu sehen."

„Apropos! Was macht denn deine Schwester Valentine?" sagte Frau von Villefort zu Eduard; „man soll ihr melden, daß ich die Ehre haben werde, sie dem Herrn Grafen vorzustellen."

„Sie haben eine Tochter, Madame?" fragte der Graf. „Sie muß wohl noch ein Kind sein."

„Sie ist eine Tochter des Herrn von Villefort, eine Tochter aus seiner ersten Ehe, ein erwachsenes und hübsches Mädchen."

In diesem Augenblick trat Valentine ein.

Valentine war eine große, schlanke Jungfrau von neunzehn Jahren, mit hellbraunem Haar, dunkelblauem Auge und einer schmachtenden und zugleich würdevollen Haltung.

Sie grüßte den Gast ohne irgend eine Ziererei und ohne die Augen niederzuschlagen mit einer Anmut, welche die Aufmerksamkeit des Grafen verdoppelte. Er stand auf.

„Fräulein von Villefort, meine Stieftochter," sagte Frau von Villefort, sich gegen den Grafen wendend und mit der Hand auf Valentine zeigend.

„Und der Herr Graf von Monte-Christo, König von China, Kaiser von Kochinchina," sagte der junge Taugenichts, indem er seiner Schwester einen impertinenten Blick zuwarf.

Diesmal erbleichte Frau von Villefort und wollte schon über diesen jungen Flegel, der auf den Namen Eduard hörte, zornig werden; aber der Graf lächelte und schien das Kind mit Wohlgefallen zu betrachten, was die Freude und den Enthusiasmus der Mutter aufs höchste steigerte.

„Aber Madame!" begann der Graf wieder, indem er abwechselnd Frau von Villefort und Valentine ansah. „Habe ich nicht schon die Ehre gehabt, Sie und Mademoiselle irgendwo zu sehen?"

„Das ist nicht wahrscheinlich, Herr Graf! Mademoiselle von Villefort liebt die Gesellschaft nicht sehr und wir gehen selten aus," entgegnete die junge Frau.

„Es war auch nicht in Gesellschaft, wo ich Mademoiselle, sowie Sie, Madame, und diesen kleinen, charmanten Springinsfeld gesehen habe.

Nein, es war außerhalb — es war — in Perugia, am Frohnleichnamsfeste, im Garten des zum Postgebäude gehörigen Gasthauses, wo der Zufall uns vereinigte."

„Ja, wahrhaftig," sagte die junge Frau errötend, „ich erinnere mich, ich plauderte mit einem in einen langen Tuchmantel gehüllten Manne, mit einem Arzte, glaube ich."

„Richtig, Madame, dieser Mann war ich; während

der vierzehn Tage, die ich in diesem Gasthause zubrachte, hatte ich meinen Kammerdiener vom Fieber und meinen Wirt von der Gelbsucht geheilt, so daß man mich für einen großen Doktor hielt. Wir unterhielten uns lange, Madame, über verschiedene Sitten, Trachten, über jene berüchtigte aqua toffana*), deren Geheimnis nach dem, was man ihnen sagte, einige Leute in Perugia besitzen sollten."

„Ah, es ist wahr," rief Frau von Villefort lebhaft, doch nicht ohne eine gewisse Unruhe, „ich erinnere mich."

„Ich kenne die Einzelheiten nicht mehr, die Sie mir damals sagten, Madame," begann der Graf wieder mit vollkommener Ruhe, „aber daran erinnere ich mich ganz genau, daß Sie, inbetreff meiner den allgemeinen Irrtum teilend, mich wegen der Gesundheit der Mademoiselle von Villefort zu Rate zogen."

„Sie waren aber auch wirklich Arzt," sagte Frau von Villefort, „da Sie Kranke geheilt haben."

„Gnädige Frau, Molière oder Beaumarchais würden Ihnen antworten, daß eben, weil ich kein Arzt war, meine Kranken von selbst gesund wurden; ich kann Ihnen nur sagen, daß ich Chemie und Naturwissenschaften ziemlich gründlich studiert habe, aber natürlich bloß zum Vergnügen."

In diesem Augenblicke schlug es sechs Uhr.

„Es ist eben sechs Uhr," sagte Frau von Villefort, sichtlich aufgeregt; „wollen Sie nicht einmal sehen, Valentine, ob Ihr Großvater speisen will?"

*) Ein Gift.

Valentine stand auf, verneigte sich vor dem Grafen und entfernte sich, ohne ein Wort zu sprechen.

„O, Madame, sollten Sie etwa meinetwegen Fräulein von Villefort weggeschickt haben?“ sagte der Graf, als Valentine weggegangen war.

„Durchaus nicht,“ entgegnete die junge Frau lebhaft; „aber jetzt ist gerade die Stunde, wo wir Herrn von Noirtier die traurige Mahlzeit halten lassen, die sein klägliches Dasein erhält. Der arme Greis ist jeder Bewegung unfähig; die Seele allein ist noch in diesem starren Mechanismus tätig, und auch sie ist schon matt, wie eine Lampe jeden Augenblick zu verlöschen bereit. Aber verzeihen Sie, Herr Graf, ich unterbrach Sie in dem Momente, wo Sie mir sagten, Sie wären ein geschickter Chemiker.“

„O, das sagte ich nicht,“ entgegnete der Graf lächelnd, „im Gegenteil, ich studierte Chemie, weil ich entschlossen war, besonders im Orient zu leben und ich deshalb das Beispiel des Königs Mithridates nachahmen wollte.“

„Mithridates, Rex Ponticus, hat alle Morgen eine Schale Crême mit Gift genossen!“ rief der unartige Knabe, indem er die Bilder eines prachtvollen Albums zerschnitt.

„Eduard, unartiger Eduard!“ rief Frau von Villefort, indem sie das verstümmelte Buch den Händen ihres Sohnes entriß. „Du bist unausstehlich. Geh zu deiner Schwester Valentine, die jetzt beim Großpapa Noirtier ist.“ Mit diesen Worten führte sie ihn zur Tür hinaus.

Dann fuhr sie fort:

„Glauben Sie wirklich, daß Mithridates diese Vorsichtsmaßregel anwandte und daß diese Vorsichtsmaßregel, Gegengift zu gebrauchen, von Wirkung sein könnte?"

„Ich glaube so sehr daran, Madame, daß ich selbst in Neapel, Palermo und Smyrna, um nicht vergiftet zu werden, bei drei Gelegenheiten Gegengift gebrauchte, und ich bin überzeugt, daß ich ohne diese Vorsicht mein Leben verloren hätte."

Es entspann sich nun ein langes Gespräch zwischen dem Grafen und Frau von Villefort über die Arten und Wirkungen der Gifte und Gegengifte. Frau von Villefort gestand, daß die Erzählung von Mithridates sie schon lange beschäftigte, und Monte-Christo hatte im Verlaufe des Gesprächs oft Gelegenheit, mit der unbefangensten Miene von der Welt die Kenntnisse der Frau von Villefort von Giften und Giftpflanzen zu bewundern. Wenn Monte-Christo ihr von Substanzen sprach, die sie noch nicht kannte und die einen Menschen langsam töten, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, zeigte sie eine so gespannte Aufmerksamkeit, daß sie offenbar großes Interesse daran haben mußte.

Da erzählte ihr der Graf:

„Ich besitze ein Elixir, das in kleiner Dosis ein Heilmittel, in starker Dosis ein Gift ist. Ein Tropfen davon gibt das Leben wieder, fünf bis sechs Tropfen würden unfehlbar töten, und dies auf eine um so schrecklichere Weise, da sie, wenn dieselben in ein Glas Wein gegossen werden, dessen Geschmack durchaus nicht verändern."

Auf die Bitte Frau von Villeforts versprach der Graf ihr das Rezept.

Bald darauf erhob er sich und ging weg.

Am anderen Morgen sandte er, seinem Versprechen getreu, der Frau von Villefort das gewünschte Rezept.

XIX.

Es hatte sieben Uhr geschlagen, und vor dem Palaste des Grafen hielt ein Fiaker, der einen Mann von ungefähr zweiundfünfzig Jahren absetzte.

Dieser Mann trug einen altmodischen Überrock, weite Beinkleider von blauem Tuche, ziemlich anständige Stiefel und einen Hut, der in seiner Form viel Ähnlichkeit mit denen der Gendarmen hatte.

Kaum hatte er seinen Namen vor dem Diener ausgesprochen, als auch schon Monte-Christo von seiner Ankunft benachrichtigt wurde.

Man führte den Angekommenen in den einfachsten Saal; der Graf erwartete ihn dort und ging ihm mit lächelnder Miene entgegen.

„Ah! Seien Sie willkommen, lieber Herr Marquis Bartholomäo Cavalcanti."

„Richtig, Bartholomäo Cavalcanti!"

„Sie waren Major in österreichischen Diensten? So nennt man in Frankreich den Grad, den Sie in Italien inne hatten."

„Schön," versetzte der Fremde.

„Sie kommen übrigens nicht aus eigenem Antriebe, Sie sind von jemand an mich gewiesen?"

„Ganz richtig, von dem vortrefflichen Abbé Busoni."*)

„Und Sie haben einen Brief?"

„Ja, hier ist er."

Monte-Christo nahm den Brief, öffnete ihn und las. Der Major sah den Grafen ganz erstaunt an und neugierig fielen seine Augen auf jeden Teil der Wohnung.

„Ja, es ist richtig! Dieser liebe Abbé schreibt: Der Major Cavalcanti, ein würdiger Patrizier aus Lucca, ein würdiger Nachkomme der Cavalcantis in Florenz, der sich eines Vermögens von einer halben Million Einkünften erfreut und dem nur eins fehlt, um glücklich zu sein, einen geliebten Sohn wiederzufinden, der ihm als Kind, sei es von einem Feinde seiner edlen Familie oder von Zigeunern geraubt worden ist."

„In einem Alter von fünf Jahren, lieber Herr," sagte der Luccaner mit einem tiefen Seufzer.

Der Graf fuhr fort: „Ich gebe ihm mit der Hoffnung das Leben wieder, indem ich ihm melde, daß Sie ihm dazu verhelfen können, diesen Sohn, den er seit fünfzehn Jahren vergeblich sucht, wiederzufinden."

„Ich kann es," bemerkte Monte-Christo, dann las er

*) Wir wollen unsere Leser hier erinnern, daß Monte-Christo, um seine Pläne desto sicherer auszuführen, auf ganz unkenntliche Weise verkleidet, bald als Abbé Busoni, bald als Lord Wilmore auftritt.

weiter: „Um dem Major Cavalcanti die Verlegenheit zu sparen, Gelder von seinem Bankier entnehmen zu müssen, übersende ich ihm einen Wechsel von zweitausend Franks zu den Reisekosten und den Kreditbrief an Sie wegen der Summe von achtundvierzigtausend Franks, die Sie mir noch schulden."

Der Blick des Majors folgte dieser Nachschrift mit einer sichtlichen Seelenangst.

„Gewiß; ich stehe mit dem Abbé Busoni in Rechnung; ich weiß nicht, ob ich ihm gerade achtundvierzigtausend Livres schulde, aber es kommt unter uns auf einige Banknotes nicht an! Und jetzt, mein lieber Herr Cavalcanti, hier sind ihre Papiere."

„Welche Papiere?" fragte der Luccaner.

„Nun, Ihr Ehekontrakt mit Oliva Corsinari und der Taufschein Ihres Sohnes, des Andrea Cavalcanti."

Der Luccaner schlug vor Bewunderung die Hände zusammen.

„Es ist alles in Ordnung!" sagte der Major.

„Nun, so nehmen Sie diese Papiere, die ich weiter nicht gebrauchen kann; Sie werden dieselben Ihrem Sohne geben, der sie sorgfältig bewahren mag. Was nun die Mutter des jungen Mannes betrifft, die Marquise Corsinari starb vor zehn Jahren."

„Und ich beweine noch immer ihren Tod," sagte der Major, indem er ein kariertes Tuch aus seiner Tasche zog und ein Auge nach dem anderen damit berührte.

„Nun, jetzt, da alles feststeht, und Ihre neuerdings angeregten Erinnerungen Sie nicht wieder verlassen werden,

will ich Ihnen Ihren Sohn zuführen; er ist ein schöner, blonder, junger Mann, mit ganz höflichen Manieren."

„Apropos!" sagte der Major. „Sie wissen, daß ich nur die zweitausend Franks mitgenommen habe, die mir der gute Abbé Busoni hat zukommen lassen. Davon habe ich nun meine Reisekosten bestritten, und —"

„Sie brauchen Geld? Ganz natürlich, lieber Herr Cavalcanti. Hier haben Sie einstweilen acht Noten, jede zu tausend Franks."

Die Augen des Majors glänzten.

„Ich bin Ihnen nun noch vierzigtausend Franks schuldig," sagte Monte-Christo. „Ihr Reisegepäck ist gestern im Hotel des Princes, Straße Richelieu, angekommen. Dort haben Sie auch Ihr Logis bestellt."

„Sehr schön, sehr schön, sehr schön!" sagte der Major mit immer zunehmendem freudigen Erstaunen.

„Und jetzt," sagte Monte-Christo, „Herr Cavalcanti bereiten Sie sich vor, Ihren Sohn Andrea wiederzusehen."

Auf eine verbindliche Weise empfahl er sich dem Luccaner, der ganz außer sich vor Entzücken war, und verschwand hinter der Tapetentür.

Der Graf von Monte-Christo trat in den benachbarten Salon, in welchem ihn ein junger Mann von ungezwungener Haltung und ziemlich eleganter Kleidung erwartete, den eine halbe Stunde vorher ein Kabriolett vor dem Hotel abgesetzt hatte.

Als er Monte-Christo erblickte, sprang er schnell auf und sagte:

„Habe ich die Ehre, den Grafen von Monte-Christo vor mir zu sehen?"

„Ich bin der Graf von Monte-Christo und habe wohl das Vergnügen, den Herrn Grafen Andrea Cavalcanti zu sprechen?"

„Den Grafen Andrea Cavalcanti!" antwortete der junge Mann, indem er sich ziemlich familiär verbeugte.

„Sie müssen einen Brief haben, der Sie bei mir akkreditiert."

„Hier ist er, Herr Graf."

„Nun bitte ich Sie," entgegnete der Graf lächelnd, „so gut zu sein und mir einige Auskunft über Sie und Ihre Familie zu geben."

„Gern, Herr Graf," entgegnete Andrea mit einer Geläufigkeit, die sein gutes Gedächtnis bewies. „Ich bin, wie Sie sagten, der Graf Andrea Cavalcanti, Sohn des Majors Bartholomäo Cavalcanti, Nachkomme der ins goldene Buch eingeschriebenen Cavalcantis. Unsere Familie hat, wiewohl mein Vater noch immer ein hübsches Vermögen von einer Million Renten besitzt, viel Unglück erfahren, und ich selbst bin durch einen treulosen Hofmeister in einem Alter von fünf Jahren geraubt worden, so daß ich seit fünfzehn Jahren den Urheber meines Lebens nicht gesehen habe. Seitdem ich zur Vernunft gekommen bin, seitdem ich frei und mein eigener Herr bin, suche ich ihn, aber vergebens. Da meldet mir endlich ein Brief: mein Vater sei in Paris, und gibt mir die Erlaubnis, mich an Sie zu wenden, um das nähere zu erfahren."

„Wirklich, mein Herr, alles, was Sie mir da erzählen, ist sehr interessant," sagte der Graf, der mit einer düsteren Genugtuung diese ungezwungene Miene sah und dieses Gesicht, dessen Schönheit der des bösen Engels glich, „und Sie haben wohl daran getan, sich in allen Punkten nach dem Rate meines Freundes zu richten, denn Ihr Vater ist wirklich hier und sucht Sie! Ja, mein Herr, ich kann sogar hinzufügen, daß ich ihn eben erst verlassen habe, und daß die Geschichte, die er mir von seinem geliebten, einst verlorenen Sohne erzählte, mich wirklich sehr gerührt hat. Endlich erhielt er eines Tages die Nachricht, daß die Räuber seines Sohnes bereit wären, ihm den Sohn wiederzugeben, oder ihm anzuzeigen, wo er sich befinde, wenn er ihnen eine ziemlich beträchtliche Summe auszahlte. Nichts hielt den guten Vater zurück; die Summe wurde nach der Grenze von Piemont geschickt, mit einem für ganz Italien visierten Passe. Sie waren im Süden Frankreichs, wie ich glaube."

„Ja, mein Herr," erwiderte Andrea mit verlegener Miene, „ich war im Süden Frankreichs."

„Ein Wagen sollte Sie in Nizza erwarten?"

„So ists, Herr Graf, er führte mich von Nizza nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach Chambery, von da nach Pont de Beauvoisin und von hier nach Paris."

„Ihr Vater ist sehr reich — ein Millionär — fünfhunderttausend Livres Renten."

„Also werde ich mich in einer angenehmen Lage be-

finden?" fragte der junge Mann mit sichtbarer Ängstlichkeit.

„In einer sehr angenehmen, mein lieber Herr. Mit Garantie des Lord Wilmore wird Ihnen auf den Wunsch Ihres Vaters ein monatlicher Kredit von fünftausend Franks bei Herrn Danglars, einem der sichersten Bankiers von Paris, eröffnet werden."

„Und denkt mein Vater lange in Paris zu bleiben?" fragte Andrea unruhig.

„Nur noch einige Tage," antwortete Monte-Christo. „Seine Dienstgeschäfte erlauben ihm nicht, länger als zwei bis drei Wochen abwesend zu sein."

„O, dieser liebe Vater," sagte Andrea, sichtlich entzückt über diese schnelle Abreise.

„Wohlan, treten Sie in diesen Salon, mein junger Freund, und Sie werden Ihren Vater finden, der Sie erwartet."

Andrea machte dem Grafen eine tiefe Verbeugung und trat in den bezeichneten Salon ein.

Der Graf folgte ihm mit den Augen und nachdem Andrea durch die Tür verschwunden war, stieß Monte-Christo ein Bild zurück, hinter welchem sich eine unmerkliche Öffnung befand, durch die man den ganzen Saal übersehen konnte.

Andrea schloß die Tür hinter sich und näherte sich dem Major, der, sowie er das Geräusch von herannahenden Tritten hörte, aufgestanden war.

„Ah, Herr und Vater!" sagte Andrea mit lauter Stimme, damit es der Graf auch noch durch die

Tür hindurch hören möchte. „Sind Sie es auch wirklich?“

„Guten Tag, lieber Sohn,“ sagte der Major ernst und streng.

„Welches Glück, Sie nach so vielen Jahren der Trennung wiederzusehen!“ sagte Andrea, indem er noch immer nach der Tür blickte.

„In der Tat, die Trennung währte lange.“

„Umarmen wir uns nicht, mein Herr?“

„Wie du willst, mein Sohn,“ sagte der Major.

Und die beiden Männer umarmten sich, wie man sich im Theater umarmt, das heißt, der eine legte den Kopf auf die Schulter des andern.

„Wir sind also vereint,“ sagte Andrea, „um uns wieder zu trennen?“

„Ja, ich kann nirgends als in Lucca wohnen. Ich werde also baldmöglichst nach Italien wieder zurückkehren.“

„Aber vor Ihrer Abreise werden Sie mir, mein teurer Vater, ohne Zweifel die Papiere übergeben, mit deren Hilfe ich beweisen kann, von welchem Blute ich abstamme.“

„Ohne Zweifel, denn ich komme eigens dazu her. Hier sind die Papiere.“

Andrea griff hastig nach dem Trauschein seines Vaters und seinem eigenen Taufschein, und nachdem er beide mit dem einem guten Sohne natürlichen Eifer geöffnet hatte, durchlief er diese Papiere mit einer Schnelligkeit und Geübtheit, welche den schärfsten Kennerblick und das lebhafteste Interesse bewiesen.

Monte-Christo wählte diesen Augenblick, um in den Salon zu treten. Als die beiden Männer das Geräusch seiner Tritte vernahmen, warfen sie sich einander in die Arme; in diesem Zustande fand sie der Graf.

„Nun, Herr Marquis," sagte Monte-Christo, „Sie scheinen einen Sohn gefunden zu haben, der ganz nach Ihrem Wunsche ist."

„O, Herr Graf, ich sterbe vor Freude."

„Und Sie, junger Mann?"

„Ach, Herr Graf, ich bin ganz betäubt von meinem Glücke."

„Glücklicher Vater! Glücklicher Sohn!" sagte Monte-Christo.

„Nur eins betrübt mich," sagte der Major; „nämlich die Notwendigkeit, in der ich mich befinde, Paris schnell zu verlassen."

„O mein wertester Herr Cavalcanti," entgegnete Monte-Christo, „Sie werden hoffentlich nicht früher abreisen, als bis ich Sie einigen meiner Freunde vorgestellt habe."

„Ich stehe ganz zu Befehl des Herrn Grafen," sagte der Major.

„Gut," sagte Monte-Christo. „Jetzt will ich Sie nicht weiter aufhalten."

„Und wann werden wir die Ehre haben, den Herrn Grafen wiederzusehen zu dürfen?" fragte Cavalcanti.

„Ach ja! Wann werden wir diese Ehre haben?" fragte auch Andrea.

„Sonnabend, wenn Sie wollen. Ja, Sonnabend.

Ich gebe an diesem Tage in meinem Hause in Auteuil, Straße la Fontaine Nr. 30, ein Diner, zu welchem mehrere Personen eingeladen sind, unter andern auch Herr Danglars, Ihr Bankier; ich werde Sie ihm vorstellen; denn er muß Sie bald kennen lernen, um Ihnen Ihr Geld verabreichen zu können."

„Zu welcher Stunde können wir uns einfinden?" fragte der junge Mann.

„Gegen halb sieben Uhr."

„Schön, wir werden da sein," sagte der Major, die Hand nach seinem Hute ausstreckend.

Die beiden Cavalcantis verneigten sich ehrerbietig und gingen weg.

Der Graf näherte sich dem Fenster und sah, wie sie Arm in Arm über den Hof gingen.

„Das sind in der Tat zwei elende Kerle! Wie schade, daß sie nicht wirklich Vater und Sohn sind!"

XX.

Herr Noirtier saß in einem großen Rollsessel, auf den man ihn des Morgens setzte und des Abends herausshob, er hatte einen großen Spiegel vor sich, vermöge dessen er das ganze Zimmer überschauen und ohne irgend eine Bewegung zu machen, was ihm übrigens unmöglich war, bemerken konnte, wer herein und wer hinaus ging.

Die ganze Kraft, Gewandtheit und Tätigkeit des gelähmten Greises, dem langes, schneeweißes Haar auf

die Schultern herabfiel, hatte sich in seinen von schwarzen Augenbrauen überragten dunklen Augen konzentriert, wie das immer der Fall ist, wenn ein Organ des Menschen auf Kosten des andern erstarkt. Die Bewegung des Armes, der Ton der Stimme und die Haltung des Körpers fehlten, allein dieses gewaltige Auge ersetzte alles. Er befahl mit den Augen, er dankte mit den Augen; er war ein Leichnam mit zwei lebendigen Augen und nichts war zuweilen schrecklicher, als dieses Marmorgesicht, auf dem ein Zorn entbrannte oder eine Freude glänzte. Nur drei Personen konnten die Sprache des armen Gelähmten verstehen: Villefort, Valentine und Barrois, ein alter Diener, der bereits fünfundzwanzig Jahre bei Herrn Noirtier war.

Valentine hatte eine schwierige Aufgabe gelöst, die Gedanken des Greises zu verstehen, um ihm ihre Gedanken begreiflich zu machen. Infolge dieses Studiums geschah es selten, daß sie in gewöhnlichen Dingen nicht mit Bestimmtheit die Wünsche dieser lebenden Seele erriet.

Sein Diener, der, wie bereits erwähnt, fünfundzwanzig Jahre um ihn war, kannte seine Gewohnheiten so gut, daß Noirtier äußerst selten etwas von ihm zu verlangen brauchte.

Herr von Villefort war in Begleitung seiner Frau zu Herrn Noirtier gekommen, um ihm die baldige Vermählung Valentinens mit Herrn Franz von Epinay mitzuteilen. Der Greis hatte durch seine Augensprache kundgegeben, daß er diese Vermählung nicht billige und nie seine Zu-

stimmung dazu geben würde. Da jedoch Herr Villefort ihm erklärte, daß nur er darüber zu entscheiden habe, wen seine Tochter heirate, so verlangte Herr Noirtier seine Enkelin sofort zu sprechen, was er auch durch die Augensprache kundgab, indem er das rechte Auge schloß. Sollte der Kammerdiener Barrois erscheinen, so schloß er das linke Auge.

Valentine war bald zur Stelle und der Greis machte ihr bald begreiflich, daß ein Notar geholt werden solle. Man erfüllte diesen Wunsch. Nachdem dem Notar erklärt worden war, wie Herr Noirtier seinen Willen ausdrücke, verlangte er eine Probe und als diese durch Valentinens Hilfe deutlich den Willen Herrn Noirtiers kundgab, ein Testament zu machen, erklärte sich der Notar dazu bereit. Um aber das Testament unangreifbar zn machen, wünschte er die Zuziehung eines zweiten Notars, wozu auch Herr Noirtier seine Zustimmung gab.

Valentine diente als Dolmetscher und so kam ein Testament zustande, in dem Herr Noirtier Valentine enterbte, wenn sie Herrn Franz von Epinay heiratete. Sein Vermögen, im Betrage von 900 000 Franks sollte alsdann den Armen zufallen.

Trotzdem Herr Villefort hierdurch enterbt wurde, erklärte er dennoch, daß er seinen Entschluß nicht ändern würde, und daß Valentine Herrn Franz von Epinay doch heiraten müßte.

Hierauf zog sich Villefort mit seiner Frau zurück Das Testament wurde vom Greise bestätigt, in seiner

Gegenwart versiegelt und bei Herrn Deschamps, dem Notar der Familie, deponiert.

Als alle Herrn Noirtier verlassen hatten, kam Valentine zurück und warf sich mit Tränen in den Augen ihrem Großvater zu Füßen. Sie dankte ihm tausendmal, daß er versucht habe, sie vor der Vermählung mit Herrn von Epinay zu bewahren, den sie nicht liebe und den sie nie heiraten werde.

Der Greis hatte sie unverwandt angesehen und schien sie aufzufordern, in ihren Geständnissen fortzufahren.

Valentine tat dies, indem sie ihm enthüllte, daß sie Maximilian Morrel, den Kapitän der Spahis, liebe, und daß dieser ihr in gleicher Liebe zugetan sei. Sie schilderte dann seinen edlen Charakter und bat ihren Großvater, sie auch ferner vor Heiratsplänen ihres Vaters zu beschützen.

Herr Noirtier nickte ihr mit den Augen zu und machte ihr dann begreiflich, daß er noch ein Mittel habe, um diese Heirat gänzlich zu hintertreiben. Diese Äußerung geschah dadurch, daß Valentine ein Wörterbuch zur Hand nahm und auf die Buchstaben des Alphabets zeigte. Bei dem richtigen Buchstaben nickte Herr Noirtier mit den Augen zu.

Valentine umarmte ihren Großvater und verließ ihn gänzlich beruhigt.

Als Herr und Frau von Villefort nach ihren Zimmern hinuntergegangen waren, erfuhren sie, daß der Graf von Monte-Christo sie im Salon erwartete. Frau

von Villefort, die zu aufgeregt war, um plötzlich einzutreten, ging durch das Schlafzimmer, während der Prokurator des Königs, der sich mehr beherrschte, direkt nach dem Salon ging. Allein wie viel Selbstbeherrschung er auch besaß, so konnte er doch die Wolke von seiner Stirn nicht verscheuchen, so daß der Graf dieses trübe und träumerische Aussehen bemerkte.

„Mein Gott!“ sagte Monte Christo nach den ersten Begrüßungen. „Was fehlt Ihnen, Herr von Villefort?“

„O, Herr Graf,“ antwortete Villefort mit einem Lächeln voll Bitterkeit. „Es lohnt nicht davon zu sprechen, ein einfacher Geldverlust. Das Geld ist es auch nicht, was mich verstimmt, obgleich im ganzen 900 000 Franks wohl vermißt werden. Allein ich bin besonders ärgerlich über diese Entscheidung des Schicksals, da vielleicht auch die Zukunft meiner Tochter durch die Laune eines kindisch gewordenen Greises zerstört wird.“

„Und wer bereitet Ihnen diesen Kummer?“

„Mein Vater, von dem ich Ihnen schon erzählte.“

„Wirklich! Herrr Noirtier? Aber Sie sagten mir, wie ich glaube, daß er ganz gelähmt ist, daß alle seine Kräfte vernichtet wären?“

„Ja, seine physischen Kräfte, denn er kann sich nicht bewegen; er kann nicht sprechen, aber bei alledem denkt und handelt er. Ich verließ ihn vor fünf Minuten und in diesem Augenblicke ist er damit beschäftigt, zwei Notaren sein Testament zu diktieren.“

„Auf welche Weise?“

„Durch seinen Blick. Seine Augen leben fort und töten, wie Sie sehen."

„Mein Lieber," sagte Frau von Villefort, die eben eingetreten war, „du übertreibst vielleicht die Sachlage."

„Madame," sagte der Graf sich verneigend.

Frau von Villefort erwiderte den Gruß mit dem anmutigsten Lächeln.

„Und gibt es kein Mittel, ihn von diesem Entschlusse abzubringen?"

„O ja," sagte Frau von Villefort, „und es steht sogar in der Gewalt meines Mannes, daß dieses Testament statt zum Nachteil Valentinens, zu ihren Gunsten sei."

„Ich kann sagen," entgegnete Villefort, „daß ich meinen Vater stets respektiert habe; aber heute kann ich nicht die geistige Kraft des Greises anerkennen, der nur wegen der Erinnerung an den Haß gegen Franz' Vater auch den Sohn verfolgt. Ich werde mich ohne Klage dem Geldverlust, den er mir auferlegt, unterziehen, aber ich werde unerschütterlich in meinem Willen bleiben und die Welt mag urteilen, auf welcher Seite die gesunde Vernunft ist. Ich werde daher meine Tochter mit Herrn Franz von Epinay verheiraten, weil diese Heirat nach meinem Sinne gut und ehrenvoll ist."

„Ei was!" sagte der Graf. „Sie sagen Herr Noirtier enterbte Valentine, weil sie den Baron Franz v. Epinay heiraten soll?"

„Richtig," erwiderte Villefort.

„War nicht Ihr Vater Bonapartist?" fragte Monte-

Christo. „Ich glaube, daß Sie mir so etwas gesagt haben."

„Mein Vater war vor allem Jakobiner," sagte Villefort, in seiner Aufregung die Grenzen der Vorsicht überschreitend, „und das Senatorgewand, welches ihm Napoleon um die Schultern geworfen hatte, verkleidete nur den alten, ohne ihn zu verändern. Wenn mein Vater sich in Verschwörungen einließ, so geschah dies nicht für den Kaiser, sondern nur gegen die Bourbons; denn mein Vater hatte das Schreckliche, daß er nie für ein Utopien kämpfte, sondern stets für Dinge, deren Verwirklichung möglich war. Und dem Gelingen dieser möglichen Dinge widmete er die fürchterlichen Theorien der Bergpartei, die vor keinem Mittel zurückschreckte."

„Da haben wir's!" sagte Monte-Christo. „Herr Noirtier und der Vater des Herrn von Epinay werden einander auf dem Boden der Politik entgegen gewesen sein. Hat nicht der General von Epinay, obgleich er unter Napoleon gedient hat, im Innersten seines Herzens royalistische Gesinnungen bewahrt? Und ist es nicht derselbe, der eines Abends, als er von einem napoleonischen Klub kam, ermordet wurde, da man ihn, in der Hoffnung, einen Gleichgesinnten in ihm zu finden, mit zur Beratung gezogen hatte?"

Villefort blickte den Grafen fast mit Schrecken an.

„Täusche ich mich etwa?" fuhr Monte-Christo fort.

„Nein, mein Herr," erwiderte Frau von Villefort; „und eben wegen der von Ihnen erwähnten Umstände hatte mein Gemahl, um den alten Haß zu vertilgen, den

Gedanken, zwei Kinder, deren Väter sich gehaßt, in Liebe zu vereinen."

„Erhabener Gedanke!" rief Monte-Christo, „Gedanke voll christlicher Liebe, dem alle Welt beipflichten müßte. Es wäre wirklich hübsch, eine Enkelin des Noirtier von Villefort Frau von Epinay nennen zu hören."

Der Graf war nach seinen letzten Worten aufgestanden und schickte sich an, die Familie Villefort zu verlassen.

„Sie verlassen uns schon, Herr Graf?" sagte Frau von Villefort.

„Ich muß, Madame! Ich wollte Sie nur an Ihr Versprechen, Sonnabend zu erscheinen, erinnern."

„Wird die Gesellschaft in Ihrem Hause auf den elysäischen Feldern sein?" fragte Villefort.

„Nein," erwiderte Monte-Christo, „in meinem Landhause in Auteuil."

„In Auteuil?" rief Villefort, „und in welcher Gegend von Auteuil?"

„Straße de la Fontaine, Nr. 30."

„Ich liebe Auteuil nicht," versetzte der Prokurator des Königs, während er mit gewaltiger Anstrengung sich zu beherrschen suchte.

„O!" erwiderte Monte-Christo, „ich lasse keine Entschuldigung gelten. Ich erwarte Sie Sonnabend um sechs Uhr, und wenn Sie nicht kämen, würde ich, ich weiß nicht was, glauben; daß etwa an diesem, seit zwanzig Jahren unbewohnten Hause irgend eine unheilvolle Tradition, irgend eine blutige Sage hafte."

„Ich werde kommen, Herr Graf, ich werde kommen," sagte Villefort lebhaft.

„Meinen Dank!" erwiderte Monte-Christo. „Jetzt müssen Sie mir erlauben, von Ihnen Abschied zu nehmen."

XXI.

Beim ersten Anblick und von außen betrachtet, hatte das Haus in Auteuil nichts Glänzendes, nichts, was man von einer Besitzung des prachtliebenden Grafen von Monte-Christo hätte erwarten können. Allein dieses Einfache war diesmal der bestimmte Wille des Besitzers, der ausdrücklich befohlen hatte, es solle nichts am Äußern des Hauses geändert werden: allein kaum hatte man einen Schritt ins Innere getan, als die Szene sich veränderte.

Bertuccio hatte sich, was Geschmack und Schnelligkeit der Ausmöblierung betraf, selbst übertroffen.

In Zeit von drei Tagen hatte Bertuccio einen ganz öden Hof mit schönen Pappeln und Maulbeerbäumen bepflanzen lassen, die, mit ihren ungeheuren Wurzeln eingesetzt, die Hauptfassade des Hauses beschatteten, vor welcher ein Rasenplatz sich ausdehnte, der erst frisch gelegt war und einen herrlichen grünen Teppich bildete, der noch von dem Wasser perlte, mit welchem man ihn begossen hatte.

Übrigens gingen die Anordnungen vom Grafen aus; er selbst hatte dem Haushofmeister einen Plan gegeben,

ihm die Zahl und den Platz der Bäume, sowie die Form und Größe des Rasenplatzes bestimmt.

Bertuccio hätte es nicht ungern gesehen, wenn er auch in dem Garten einige Veränderung hätte vornehmen dürfen; allein der Graf hatte streng verboten, auch nur das geringste anzurühren. Bertuccio entschädigte sich dadurch, daß er das Vorzimmer, die Treppen und Kaminsimse mit Blumen bestreute. Auch wurde das Innere des Hauses mit aller Pracht und allem Geschmack, den wir beim Grafen kennen, ausgeschmückt. Dadurch und durch das muntere Leben der hin- und herlaufenden Diener und Köche hatte das vor drei Tagen noch so öde Haus wie durch einen Zauberschlag eine ganz andere Gestalt gewonnen.

Nur ein Zimmer blieb von der umgestaltenden Hand Bertuccios auf Befehl des Grafen verschont. Vor diesem, im linken Winkel des ersten Stocks belegenen Zimmer, zu dem man auf der großen Treppe heruntergehen konnte, gingen die Domestiken mit Neugier und Bertuccio mit Schrecken vorüber.

Punkt fünf Uhr kam der Graf mit Ali im Hause zu Auteuil an, durchlief sogleich das ganze Gebäude und eilte in den Garten, immer schweigend und ohne seinem auf Beifall hoffenden Haushofmeister das geringste Zeichen zu machen.

Als der Graf jedoch in das Schlafzimmer trat, fand er Gelegenheit, dem immer noch auf seinen Blick harrenden Bertuccio seine Zufriedenheit auszusprechen, und mit freudiger Seele zog sich der Haushofmeister zurück; so

groß war der Einfluß, den dieser seltsame Mann auf seine ganze Umgebung ausübte.

Mit dem Schlage sechs Uhr hörte man vor der Einlaßtür das Stampfen eines Rosses. Es war der Kapitän der Spahis, Maximilian Morrel.

Mit einem Lächeln auf den Lippen erwartete ihn Monte-Christo auf der Freitreppe.

„Ich bin gewiß der erste hier," rief ihm Morrel zu; „ich eilte eben absichtlich, um Sie einen Augenblick allein genießen zu können."

Doch schon hielt ein Wagen mit dampfenden Rossen vor dem Gitter, welches sich ihnen sogleich öffnete.

Bald beschrieb der Wagen den Kreis und hielt vor der Freitreppe. Zwei Kavaliere folgten, es waren Chateau-Renaud und Debray.

Augenblicklich sprang Debray ab, eilte an den Kutschenschlag der Baronin Danglars und bot ihr seinen Arm.

Nach seiner Frau stieg der Bankier aus.

Madame Danglars warf einen raschen und forschenden Blick umher, welchen Monte-Christo allein verstehen konnte. Mit diesem Blick umfaßte sie den Hof, den Säulengang und die Fassade des Hauses; dann erstieg sie, eine Bewegung zurückdrängend, die Freitreppe.

Kurz danach erschienen der Major Bartholomäo Cavalcanti und der Graf Andrea Cavalcanti.

Eine eben aus den Händen des Fabrikanten hervorgegangene schwarze Atlaskrawatte, ein grauer Schnurrbart, ein sicherer Blick und eine mit fünf Kreuzen und

drei Sternen geschmückte Uniform zierten den Major Cavalcanti, jenen zärtlichen Vater, den wir bereits kennen.

Neben ihm schritt, in ganz neuer Kleidung und mit einem Lächeln auf den Lippen der Graf Andrea Cavalcanti einher, jener ehrerbietige Sohn, dessen Bekanntschaft wir ebenfalls schon gemacht.

„Wer sind diese Herren?" fragte Danglars den Grafen Monte-Christo.

„Sie haben es gehört, die Herren von Cavalcanti."

„Ich weiß bis jetzt bloß ihren Namen, sonst nichts."

„Ja so! es ist wahr, Sie kennen den italienischen Adel nicht, die Cavalcantis sind eine fürstliche Familie."

„Reich?" fragte der Bankier.

„Fabelhaft."

„Was treiben sie?"

„Sie versuchen, ihr Vermögen zu verzehren, es gelingt ihnen aber nicht. Sie haben übrigens Kreditbriefe auf Sie, wie sie mir vorgestern sagten, als sie mich besuchten. Ich habe sie auch deshalb eingeladen, um sie Ihnen hier vorstellen zu können."

„Aber es scheint mir, daß sie das Französische ganz rein sprechen?" bemerkte Danglars.

„Der Sohn ist, wie ich glaube, im Süden von Frankreich erzogen. Sie werden ihn auch für die Französinnen ganz begeistert finden. Er will durchaus eine Pariserin heiraten."

„Ein niedlicher Gedanke!" sagte Danglars achselzuckend.

„Herr und Frau von Villefort!“ rief Baptistin.

Die beiden gemeldeten Personen traten ein. Herr von Villefort war trotz seiner Selbstbeherrschung erschüttert. Als Monte-Christo ihm die Hand gab, fühlte er, daß die seinige zitterte.

Nach den ersten Komplimenten bemerkte der Graf, Bertuccio in den kleinen Salon schlüpfen.

„Was wollt Ihr, Bertuccio?“ fragte er.

„Ew. Exzellenz haben mir noch nicht die Anzahl der Gäste genannt.“

„Zählt selbst.“

Bertuccio steckte den Kopf zwischen der halb offenen Tür hindurch.

„Ach, mein Gott!“ rief plötzlich Bertuccio. „Diese Frau! mit dem weißen Kleide und so viel Diamanten — die Blondine —

„Madame Danglars?“

„Ich weiß nicht, wie sie heißt, aber sie ist's!“

„Wer ist sie?“

„Die Frau, die schwanger war, und die im Garten spazieren ging, erwartend — erwartend —

Bertuccio blieb mit offenem Munde bleich dastehen und seine Haare sträubten sich.

„Wen erwartend?“ fragte der Graf.

Bertuccio zeigte, ohne zu antworten, auf Villefort.

„Ich habe ihn also nicht getötet?“

„Nein, er ist nicht tot, wie Ihr seht. Nehmt Euch also zusammen und zählt; Herr und Frau von Villefort, zwei; Herr und Madame Danglars, vier; Herr von

Chateau-Renaud, Herr Debray, Herr Morrel, sieben; der Major Bartholomäo Cavalcanti, acht."

„Acht," wiederholte Bertuccio.

„Wartet doch, wartet doch! Ihr seid heute sehr eilig! Was Teufel! Ihr vergeßt ja einen meiner Gäste! Neigt Euch etwas links — seht Ihr? Herr Andrea Cavalcanti, der junge Mann im schwarzen Rocke, der sich eben umdreht."

Diesmal war Bertuccio auf dem Punkte, einen Schrei auszustoßen, den nur der strenge und scharfe Blick des Grafen erstickte.

„Benedetto!" murmelte er ganz leise; „Mörder meiner Schwägerin! O Schicksal!"

„Es schlägt bereits halb sieben Uhr, Herr Bertuccio," sagte der Graf in strengem Tone; „ich hatte angeordnet, daß die Gesellschaft jetzt zu Tische gehen sollte, Ihr wißt, daß ich nicht gern warte."

Und Monte-Christo ging wieder in den Salon, in welchem seine Gäste ihn erwarteten, während Bertuccio mit schlotternden Knien den Speisesaal erreichte.

Nach fünf Minuten gingen die beiden Türflügel wieder auf. Bertuccio erschien und durch eine ungeheure Anstrengung gelangen ihm die Worte:

„Es ist angerichtet, Herr Graf."

Monte-Christo bot der Frau von Villefort den Arm.

„Herr von Villefort," rief er, „machen Sie gefälligst den Kavalier der Frau Baronin Danglars."

Villefort folgte dieser Aufforderung und so trat man in den Speisesaal.

Das Mahl war kostbar; Monte-Christo hatte, die pariser Ordnung ganz umstoßend, fast mehr noch der Neugierde, als der Eßlust seiner Gäste Rechnung getragen, Es war ein wahrhaft orientalisches Festmahl, würdig, die Mahlzeit arabischer Feen zu sein.

Während alle Gäste ihre Bewunderung aussprachen machten die beiden Cavalcantis große Augen, waren aber klug genug, zu schweigen.

„Ich gestehe, daß ich am meisten die Schnelligkeit bewundere, mit der Sie bedient werden," sagte Chateau-Renaud. „Nicht wahr, Herr Graf, Sie haben dieses Haus erst vor fünf Tagen von Herrn von St. Meran gekauft?"

„Es scheint ja," erwiederte Monte-Christo.

„Es scheint? Wissen Sie denn nicht, wer Ihnen dies Haus verkauft hat?"

„Meiner Treue, nein; mit solchen Kleinigkeiten beschäftigt sich mein Haushofmeister."

„Es ist wirklich schon seit zehn Jahren unbewohnt," meinte Chateau-Renaud, „und es machte einen sehr betrübenden Eindruck mit seinen niedergelassenen Jalousien, seinen verschlossenen Türen und dem mit Gras bewachsenen Hofe. Hätte dieses Haus nicht dem Schwiegervater eines königlichen Prokurators gehört, so hätte man es für eins jener berüchtigten Häuser halten mögen, in denen ein großes Verbrechen begangen worden ist."

Villefort, der bis jetzt keins von den vielen Weingläsern, die vor ihm standen, angerührt hatte, ergriff jetzt eins und stürzte es in einem Zuge hinunter.

Nach einem kurzen Stillschweigen, welches auf die Worte Chateau-Renauds gefolgt war, sagte Monte-Christo:

„Es ist sonderbar, Herr Baron, aber auch ich hatte diesen Gedanken, als ich hier zum ersten Male eintrat, und dieses Haus erschien mir so düster, daß ich es gewiß nicht gekauft haben würde, wenn nicht mein Intendant die Sache schon für mich abgemacht hatte.

Besonders ein mit rotem Damast ausgeschlagenes Zimmer," fuhr Monte-Christo fort, „das scheinbar einfach aussieht, ein Zimmer, wie jedes andere, erschien mir, ich weiß nicht warum, im höchsten Grade dramatisch. Es erinnert mich an das der Desdemona. Aber wahrhaftig! ich muß Ihnen, da unser Diner zu Ende ist, dieses Zimmer zeigen; nachher wollen wir im Garten den Kaffee trinken; nach dem Diner folgt das Schauspiel."

Monte-Christo lud durch eine Bewegung seine Gäste ein, ihm zu folgen; Frau von Villefort erhob sich, der Graf von Monte-Christo tat dasselbe, und alle ahmten ihr Beispiel nach.

Man durchlief das ganze Haus und beschaute die Gemächer, welche mit ausgesuchtester Pracht auf orientalische Weise dekoriert und mit Waffen und Gemälden aller Art reichlich geschmückt waren. Endlich kam man in das vielbesprochene Zimmer.

Es bot weiter nichts Eigentümliches dar, als daß es, ungeachtet der hereinbrechenden Dunkelheit, nicht erleuchtet, und nicht, wie die anderen Zimmer, eine neue Drapierung erhalten hatte.

Diese beiden Ursachen reichten hin, demselben ein düsteres Aussehen zu geben.

„Nicht wahr?“ sagte Monte-Christo. „Sehen Sie doch, wie wunderlich dieses Bett gestellt ist, welch finstere und blutige Tapete, und scheinen nicht diese beiden, von der Feuchtigkeit blaß gewordenen Pastellgemälde, mit ihren blassen Lippen und stieren Augen sagen zu wollen: „Ich habe gesehen?“

Villefort wurde leichenblaß, Madame Danglars sank auf einen neben dem Kamin stehenden Sessel.

„Das ist noch nicht alles,“ sagte Monte-Christo. „Diese kleine Treppe haben Sie nicht gesehen,“ und er öffnete eine durch die Tapeten versteckte Tür.

„Denken Sie sich einen Othello,“ sagte Monte-Christo, „oder einen Abbé von Ganges, der in einer finsteren, stürmischen Nacht diese Treppe langsam hinunter geht, beladen mit einer unheilvollen Last, welche er eiligst den Blicken der Menschen, wenn auch nicht dem Blicke Gottes, entziehen möchte.“

Madame Danglars wurde an Villeforts Arm fast ohnmächtig; Villefort selbst mußte sich an die Wand lehnen.

„Mein Gott! Was ist Ihnen, Madame?“ rief Debray. „Wie blaß Sie sind!“

„Ist dieser Schrecken wirklich so ernst, Madame?“ fragte Monte-Christo.

„Nein, mein Herr, aber Sie haben eine Art, Sachen vorauszusetzen, die der Einbildung den Schein von Wirklichkeit verleihen.“

„Ja doch! Lieber Gott, alles dieses ist nur Sache der Einbildung; denn warum wollen wir uns nicht lieber dieses Zimmer als das einer anständigen Familienmutter, dieses Bett mit den purpurfarbenen Vorhängen als ein von der Göttin Lucina*) besuchtes denken? Und kann diese geheimnisvolle Treppe nicht von dem Arzte, von der Amme erstiegen worden sein, um den erquickenden Schlaf der Wöchnerin nicht zu stören? Oder kann nicht der Vater selbst, das schlafende Kind forttragend —"

Statt bei dieser Schilderung einer friedlichen Szene sich zu beruhigen, stieß Madame Danglars einen Seufzer aus und ward ohnmächtig.

„Frau von Danglars ist sehr unwohl," stotterte Villefort; „es wird vielleicht nötig sein, sie in ihren Wagen zu bringen."

„Großer Gott!" rief Monte-Christo. „Und ich habe mein Flakon vergessen."

„Ich habe das meinige," sagte Frau von Villefort.

„Ah!" rief Monte-Christo, es aus den Händen der Frau von Villefort nehmend; nachdem ihm ein flüchtiger Blick gezeigt, daß es eine seinem Elixir ähnliche Substanz enthielt.

„Ja," murmelte sie; „nach Ihrer Anweisung habe ich es versucht und ich glaube, daß es gelungen ist."

Man hatte Madame Danglars in ein Nebenzimmer gebracht. Monte-Christo ließ einen Tropfen von der roten Flüssigkeit auf ihre Lippen träufeln und sie kam wieder zu sich.

*) Bei den Römern Schutzgöttin der Gebärenden.

„Ach, welch schrecklichen Traum hatte ich!"

Villefort drückte ihr heftig die Hand, um ihr begreiflich zu machen, sie habe nicht geträumt.

Monte-Christo schien ganz untröstlich; er nahm den Arm der Baronin und führte sie in den Garten, in welchem sie Danglars fanden, der zwischen den beiden Cavalcantis seinen Kaffee trank.

„Habe ich Sie wirklich sehr erschreckt?" fragte er sie.

„Nein, mein Herr, aber Sie wissen, daß die Eindrücke, die wir empfangen, von der Stimmung abhängen, in der wir uns befinden."

Villefort bemühte sich zu lächeln.

„Und dann begreifen Sie," sagte er, „daß eine bloße Annahme, ein Hirngespinst hinreicht —"

„Nun, mögen Sie davon halten, was Sie wollen," sagte Monte-Christo, „ich bin überzeugt, daß in diesem Hause ein Verbrechen begangen worden ist. Kommen Sie, Herr von Villefort; damit die Erklärung gültig sei, muß sie vor den kompetenten Behörden gemacht werden."

Monte-Christo legte den Arm der Baronin Danglars in den seinigen und zog gleichzeitig den Prokurator des Königs bis zu der Platane, die vermöge ihrer Größe den ausgedehntesten Schatten verbreitete.

Alle anderen Gäste folgten.

„Hier an dieser Stelle," sagte Monte-Christo und stampfte mit dem Fuße auf die Erde, „hier ließ ich, um diese alten Bäume zu verjüngen, graben und Düngererde egen; als meine Arbeiter nun gruben, fanden sie einen Koffer oder vielmehr die Beschläge desselben, und in der

Mitte das Skelett eines neugeborenen Kindes. Das ist doch hoffentlich kein Spiel der Einbildungskraft?"

Monte-Christo fühlte, daß der Arm der Frau von Danglars sich konvulsivisch zusammenzog und Villeforts Handgelenke zitterten.

„O, wer sagt Ihnen, daß hier ein Verbrechen stattgefunden haben muß?" versetzte Villefort, indem er eine letzte Anstrengung versuchte.

„Wie, ein lebendiges Kind im Garten begraben, wäre kein Verbrechen?" schrie Monte-Christo. „Wie bezeichnen Sie diese Tat, Herr Prokurator des Königs?"

„Wer sagt Ihnen, daß es lebendig begraben wurde?"

„Warum hätte man es hier begraben, wenn es tot gewesen wäre? Dieser Garten war nie ein Kirchhof."

Monte-Christo sah, daß dies alles war, was die beiden Personen, für die er diese Szene vorbereitet hatte, ertragen konnten, und da er es nun nicht weiter treiben mochte, sagte er:

„Aber, meine Herren, wir vergessen ja den Kaffee."

Und er führte seine Gäste zu dem Tische, welcher in der Mitte des Rasenplatzes aufgestellt war.

„Wirklich, Herr Graf," sagte Madame Danglars, „ich schäme mich, meine Schwäche zu gestehen, aber Ihre schrecklichen Geschichten haben mich so angegriffen, daß ich mich setzen muß."

Und sie sank auf einen Sessel nieder.

Da der Abend bereits sehr vorgeschritten war, äußerte Frau von Villefort den Wunsch, nach Paris zurückzukehren, einen Wunsch, welchen Madame Danglars,

trotz ihres sichtbaren Unwohlseins, nicht auszusprechen gewagt hatte.

Die Anordnung zur Abfahrt ging ohne irgend ein Hindernis vor sich. Morrel, Debray und Chateau-Renaud setzten sich zu Pferde, die beiden Damen bestiegen Villeforts Wagen; Danglars, der vom Major Cavalcanti immer mehr entzückt wurde, lud ihn ein, seine Kutsche zu teilen.

Andrea ging zu seinem vor der Tür wartenden Tilbury und der das Englische nachäffende Groom schwang sich auf das große eisengraue Pferd.

In diesem Augenblicke legte jemand die Hand auf seine Schulter. In der Meinung, daß es der Graf von Monte-Christo oder Danglars wäre, drehte er sich rasch um. Allein es war keiner von beiden, sondern eine sonderbare Figur mit einem sonnenverbrannten bärtigen Gesichte, in welchem die Augen wie Karfunkel leuchteten.

Ein rotkariertes Tuch war um das mit grauen Haaren bewachsene Haupt geschlungen, ein schmutziger, ganz zerfetzter Überrock bedeckte diesen großen, mageren, knochigen Körper.

Andrea erkannte in ihm Caderousse, jenen ehemaligen Gastwirt. Nun entließ er schnell seinen Groom und bald befand er sich mit Caderousse allein. Dieser verlangte von ihm, daß er ihn in seinem Tilbury mit nach Paris nehmen sollte und Andrea mußte wohl Gründe haben, diesem Wunsche nicht zu widerstehen, denn man sah bald beide auf dem Wagen in der Rich-

tung nach Paris. Caderousse hatte sich neben Andrea gesetzt und den Mantel des Grooms umgenommen, den dieser wohl in der Eile liegen gelassen hatte. Andrea erzählte ihm von seinen neuen Glücksumständen und nach langer Besprechung mit Caderousse versprach er, an ihn zweihundert Franks am ersten eines jeden Monats zu zahlen und diese Summe sollte er sich bei ihm abholen. Mittlerweile waren sie in Paris angelangt und an der ersten Querstraße nach der Barrière verließ Caderousse den Wagen.

XXII.

In dem Hause des Herrn von Villefort hatte sich ein trauriger Vorfall ereignet.

Herr und Frau von St. Meran waren auf dem Wege nach Paris gewesen und unterwegs war Herr von St. Meran infolge eines Schlaganfalles gestorben.

Frau von St. Meran war nun allein gekommen und noch ganz betäubt von dem plötzlich über sie hereingebrochenen Unglücksfalle erzählte sie auf Befragen Villeforts schluchzend folgendes:

„Vor acht Tagen stiegen wir gemeinschaftlich in den Wagen. Mein Mann befand sich zwar schon seit einigen Tagen leidend, indes ermunterte ihn der Gedanke, unsere liebe Valentine wiederzusehen, und trotz seiner Schmerzen beschloß er, abzureisen. Etwa drei

Meilen hinter Marseille verfiel er, nachdem er seine gewöhnlichen Pastillen genossen hatte, in einen so tiefen Schlaf, daß es mir garnicht natürlich zuzugehen schien. Lange zögerte ich, ihn zu wecken; indes kam es mir vor, als wenn sein Gesicht immer röter würde, und seine Pulse heftiger als gewöhnlich klopften. Da jedoch die Nacht herangekommen war und ich nichts mehr sah, ließ ich ihn schlafen. Bald aber stieß er einen dumpfen, herzzerreißenden Schrei aus, wie jemand, der im Traume leidet, und ließ mit einer ungestümen Bewegung den Kopf hintenüber fallen. Ich rief den Kammerdiener, ließ den Postillon anhalten, rief den Namen meines Mannes und hielt ihm mein Flakon zum Riechen hin. Aber vergeblich! er war tot und mit seinem Leichnam langte ich in Aix an."

Villefort war betäubt; endlich fragte er:

„Und Sie ließen doch gleich einen Arzt kommen?"

„Versteht sich, aber es war zu spät."

„Ohne Zweifel, doch konnte der Arzt nicht wenigstens erkennen, an welcher Krankheit der arme Marquis gestorben war?"

„Mein Gott, ja, er sagte mir, daß er von einem tödlichen Schlagfluß getroffen worden sei."

„Und was taten Sie hierauf?"

„Mein Mann hatte stets den Wunsch geäußert, wenn er außerhalb Paris stürbe, in die Familiengruft gebracht zu werden. Ich ließ ihn in einen bleiernen Sarg legen und ordnete an, daß die Leiche in einigen Tagen hier anlangen soll."

„O, arme Mutter!“ rief Villefort. „Diese Sorgen nach einem solchen Schlag und in einem solchen Alter!“

Villefort bot der Frau von St. Meran seinen Arm und führte sie in ein Kabinett.

„Ruhen Sie ein wenig, liebe Mutter.“

Villefort empfahl sie der Sorgfalt der Kammerfrauen, und da sie nach ihrer Enkelin Valentine verlangte, so sandte er ihr diese.

Sie fand ihre Großmutter im Bette; stumme Umarmungen, schmerzliches Schluchzen, abgebrochene Seufzer, heiße Tränen bezeichneten diese Zusammenkunft, bei welcher Frau von Villefort, auf ihres Mannes Arm gestützt, anscheinend mit voller Teilnahme für die alte Witwe zugegen war.

Frau von Villefort entfernte sich bald und Valentine blieb allein am Bette ihrer Großmutter, denn der Prokurator des Königs war, von diesem Todesfalle niedergebeugt, seiner Frau gefolgt.

Nachdem Frau von St. Meran vor Erschöpfung in einen fieberhaften Schlummer gefallen war, verließ Valentine das Zimmer.

Man hatte an das Bett der Marquise einen Tisch gerückt, auf dem sich eine Karaffe mit Limonade und ein Glas befand.

Als Valentine am Morgen zu ihrer Großmutter kam, fand sie dieselbe im Bette; das Fieber hatte nicht nachgelassen; im Gegenteil, ein fremdartiges Feuer leuchtete aus den Augen der alten Marquise und sie

schien einer gewaltigen Nervenerschütterung zu unterliegen.

„O, mein Gott! leiden Sie so sehr, liebe Großmama?“ rief Valentine, als sie alle diese Anzeichen von Aufregung bemerkte.

„Nein, liebe Tochter, nein,“ sagte Frau von St. Meran; „aber ich erwartete mit Ungeduld deine Ankunft, um deinen Vater kommen zu lassen.“

„Meinen Vater?“ fragte Valentine beunruhigt.

„Ja, ich will ihn sprechen.“

Valentine wagte nicht, sich dem Wunsche ihrer Großmutter, deren Gründe sie übrigens nicht kannte, zu widersetzen, sodaß nach einigen Augenblicken Villefort eintrat.

„Mein Herr, ich sage Ihnen, ich hatte diese Nacht einen schrecklichen Schlaf. Mit meinen geschlossenen Augen sah ich auf derselben Stelle, wo Sie jetzt stehen, eine weiße Gestalt erscheinen, die durch die Tür hereinkam, welche nach dem Toilettenzimmer der Frau von Villefort führt.“

Valentine stieß einen Schrei aus.

„Das Fieber hatte Sie aufgeregt, Madame!“ sagte Villefort.

„Zweifeln Sie, wenn Sie wollen, ich bin dessen gewiß, was ich sage: ich sah eine weiße Gestalt, und als ob Gott gefürchtet hätte, ich möchte einem meiner Sinne allein nicht trauen, hörte ich auch mein Glas klirren, eben das, welches hier auf dem Tische steht.“

„O, liebe Mutter, das war ein Traum.“

„Es war so wenig ein Traum, daß ich meine Hand nach der Klingelschnur ausstreckte und daß der Schatten bei dieser Bewegung verschwand. Die Kammerfrau brachte darauf ein Licht. Ich habe Durst, liebe Valentine, reiche mir das Glas."

„Was trinken Sie, liebe Mama?"

„Du weißt ja, wie immer, meine Pomeranzenlimonade. Mein Glas steht hier auf dem Tische."

Valentine goß aus der Karaffe Limonade in ein Glas und nahm letzteres, um es der Großmutter zu geben.

Die Marquise leerte das Glas in einem Zuge. Dann fiel sie auf ihr Kopfkissen zurück.

Herr von Villefort war über die Reden der Frau von St. Meran so bestürzt, daß er sofort nach dem Arzt sandte. Er glaubte, Frau von St. Meran rede irre. Der Arzt, ein Herr von Avrigny, war ein Freund der Familie und zugleich einer der geschicktesten Ärzte seiner Zeit. Man entfernte Valentine und Herr von Villefort blieb mit dem Arzte allein bei der Kranken. Als sie nach einer Stunde das Zimmer verließen, weilte Frau von St. Meran nicht mehr unter den Lebenden.

Der Arzt begleitete Herrn von Villefort in den Garten und erklärte ihm da, daß Frau von St. Meran an einer Vergiftung durch Brucin oder Strychnin gestorben sei. Herr von Villefort wollte dies nicht glauben, doch der Doktor blieb fest bei seiner Behauptung, so daß Villefort, wenn auch im höchsten Grade erschreckt, seinen Zweifel aufgeben mußte. Bald darauf verabschiedete sich der Arzt.

Zwei Tage später fand mit großem Pompe die Beerdigung des Herrn und der Frau von St. Meran statt.

Zu diesem Begräbnis war auch Franz von Epinay erschienen.

Als Franz sich von Herrn von Villefort hatte trennen wollen, fragte letzterer:

„Wann werde ich Sie bei mir sehen, Herr Baron?"

„Wann Sie befehlen," erwiderte dieser.

„Wenn es Ihnen nicht unbequem ist, so wollen wir zusammen nach Hause fahren."

„Durchaus nicht."

Der Prokurator des Königs nahm Franz mit in sein Kabinett, ohne zuvor mit irgend jemand in seinem Hause zu sprechen. Nachdem er seinen zukünftigen Schwiegersohn zum Sitzen eingeladen, sagte er:

„Herr von Epinay! Dieser Augenblick dürfte Ihnen vielleicht für den Gegenstand unserer Besprechung übel gewählt scheinen, allein er ist es keineswegs. Der letzte Wille eines Toten muß uns heilig sein, und der letzte Wunsch, den Frau von St. Meran auf ihrem Sterbebette ausdrückte, war der, daß die Heirat zwischen Ihnen und Valentine schleunigst vollzogen werde. Die Angelegenheiten der Verstorbenen sind, wie Sie wissen, vollständig geordnet; ihr Testament setzt meine Tochter zur alleinigen Erbin ein, und Sie können in den Akten den Ihre Vermählung betreffenden Artikel selbst durchlesen."

„Wie Sie wollen, Herr Prokurator," sagte Franz von Epinay.

„Nun, so warten Sie gütigst eine halbe Stunde.

Valentine wird gleich in den Salon herunterkommen. Ich werde Herrn Deschamps holen lassen, wir werden den Kontrakt lesen und unterzeichnen und dann kann das übrige verabredetermaßen erfolgen."

„Um eins möchte ich Sie noch bitten, mein Herr; ich möchte nämlich, daß Albert von Morcerf und Raoul von Chateau-Renaud bei dieser Unterzeichnung zugegen seien; Sie wissen, daß sie meine Zeugen sind."

„Eine halbe Stunde wird hinreichen, sie davon in Kenntnis zu setzen. Wollen Sie dieselben selbst abholen, oder soll ich sie herbitten lassen?"

„Ich werde lieber selbst gehen."

Kaum hatte sich die Haustür hinter dem jungen Manne geschlossen, so ließ Villefort seiner Tochter sagen, sie möchte in einer halben Stunde in den Salon herunterkommen, weil man den Notar und die Zeugen des Herrn von Epinay erwartete.

Diese unerwartete Nachricht brachte eine große Aufregung im Hause hervor. Frau von Villefort wollte nicht daran glauben und Valentine war wie vom Blitzstrahl getroffen.

Sie blickte um sich, wie um irgendwo Hilfe zu erspähen; endlich wollte sie zu ihrem Großvater gehen. Allein auf der Treppe begegnete sie Herrn von Villefort, der sie nach dem Salon geleitete.

Im Vorzimmer trafen sie Barrois, und Valentine warf dem alten Diener einen Blick voll Verzweiflung zu.

Einen Augenblick darauf trat Frau von Villefort mit dem kleinen Eduard in den Salon.

Bald erschien der Notar und Franz mit seinen Freunden.

Valentine war so bleich, daß sich Franz einer lebhaften Gemütsbewegung nicht erwehren konnte.

Kaum hatten alle Platz genommen, als die Tür des Salons aufging und Barrois erschien. Er sagte: „Meine Herren! Herr Noirtier von Villefort wünscht Herrn Franz von Quesnel, Baron von Epinay sofort zu sprechen!"

Der Gewünschte leistete sofort dieser Aufforderung Folge und Herr von Villefort, sowie Valentine begleiteten ihn. Die anderen blieben im Salon zurück.

Als die drei Personen gekommen waren, winkte Herr Noirtier Valentine herbei.

Durch ihre Geübtheit in der Unterhaltung mit dem Großvater fand sie bald das Wort „Schlüssel".

Dann verfolgte sie den Blick des Greises und fand, daß er in dem Schubfache eines kleinen, zwischen den Fenstern stehenden Schränkchens lag.

Als sie den Schlüssel hatte, richtete sich der Blick des Greises auf einen Sekretär.

„Soll ich diesen Sekretär öffnen?" fragte Valentine.

„Ja."

Valentine fand ein Paket Papiere, das mit einem schwarzen Bande umbunden war.

„Wem soll ich diese Papiere übergeben? Herrn Franz von Epinay?"

„Ja."

Erstaunt trat Franz einen Schritt näher und empfing

die Papiere. Dann warf er einen Blick auf den Umschlag und las darauf:

„Auszug aus dem Protokoll einer Sitzung des bonapartistischen Klubs, Straße St. Jaques, gehalten am 5. Februar 1815."

Franz hielt inne.

„Der 5. Februar ist der Tag, an welchem mein Vater ermordet ist!" rief er.

„Die Unterzeichneten, Louis Jacques Beaurepaire, Oberst-Leutnant der Artillerie, Etienne Duchampy, Brigade-General, und Claude Lecharpal, Direktor der Forsten und Gewässer, erklären:

Daß am 4. Februar 1815 ein Brief von der Insel Elba anlangte, der den General Flavien von Quesnel dem Wohlwollen und Vertrauen der Mitglieder des bonapartistischen Klubs empfahl. Infolge dieses Empfehlungsschreibens wurde an den General von Quesnel ein Billett gerichtet, welches ihn einlud, der am folgenden Tage, den 5. Februar stattfindenden Sitzung beizuwohnen. Das Billett nannte weder die Straße, noch die Nummer des Hauses, in welchem die Sitzung gehalten werden sollte; es hatte auch keine Unterschrift, aber es meldete dem General, daß man ihn, wenn er sich bereit halten wollte, abends präcise 9 Uhr abholen würde.

Um neun Uhr fand sich der Präsident des Klubs beim General ein; der General war bereit; der Präsident sagte ihm, daß eine der Bedingungen für seine Einführung die wäre, daß er nie den Ort der Zusammen-

kunft kenne, sich auch die Augen verbinden lasse und schwöre, die Binde nicht lüften zu wollen.

Der General von Quesnel nahm die Bedingungen an und versprach auf sein Ehrenwort, daß er nicht versuchen werde, zu sehen, wohin man ihn führe.

In dieser Sitzung wurde die Rückkehr Napoleons verkündet, und der General aufgefordert, sich für Napoleon zu erklären. Der General jedoch, der von Ludwig XVIII. Titel und Würden erhalten hatte, weigerte sich und erklärte, daß er es für seine Pflicht halte, diese Verschwörung zur Kenntnis des Königs zu bringen. Man zwang ihn jedoch, zu schwören, daß er nichts von dem, was er hier gehört habe, verrate. Er schwur jedoch so leise, daß man ihn kaum hörte. Darauf wünschte er, die Versammlung zu verlassen. Der Präsident und drei Mitglieder stiegen mit dem General wieder in den Wagen. Dort beleidigte der General den Präsidenten, dieser ließ den Wagen halten, zwang den General auszusteigen und erklärte ihm, daß er sofort Genugtuung von ihm fordere. Der General zog seinen Degen und der Zweikampf begann. Im Verlaufe desselben wurde der General verwundet und starb bald darauf. Den Leichnam warfen die drei Mitglieder, die als Zeugen gedient hatten, ins Wasser, da man sich gerade am Kai des Ormes befand.

Der General fiel also in einem offenen Zweikampfe, nicht durch einen Hinterhalt, wie man glauben könnte.

Um nun den wahren Hergang der Sache festzustellen, und aus Furcht, es könnte einer von den bei dieser

schrecklichen Szene Beteiligten des vorsätzlichen Mordes oder Verletzung der Ehrengesetze beschuldigt werden, haben wir Gegenwärtiges aufgezeichnet und dessen Wahrheit durch unsere Unterschrift bestätigt.

Beaurepaire. Duchampy. Lecharpal."

Als Franz diese erschütternde Lektüre beendet, wandte er sich in bittendem Tone an Noirtier.

„Mein Herr," sagte er zu ihm, „da Sie diese fürchterliche Geschichte in allen ihren Einzelheiten kennen, nennen Sie mir den Namen des Präsidenten des Klubs, damit ich endlich denjenigen kenne, der meinen armen Vater getötet hat."

Noirtier blickte auf das Wörterbuch.

Franz ergriff dasselbe in der größten Aufregung und nannte der Reihe nach die Buchstaben des Alphabets bis zum Buchstaben J.

Bei diesem Buchstaben ließ ihn der Greis anhalten.

Endlich kam Franz zum Worte: Ich.

„Ja," bedeutete der Greis.

„Sie," schrie Franz, dessen Haare sich sträubten. „Sie, Herr Noirtier, haben meinen Vater getötet?"

„Ja," erwiderte Noirtier, indem er einen majestätischen Blick auf den jungen Mann richtete.

Ohnmächtig sank Franz in einen Sessel. Villefort stürzte aus dem Zimmer, denn ihn packte der Gedanke, den letzten Lebensfunken, der noch im Herzen des für ihn fürchterlichen Greises lebte, zu ersticken.

XXIII.

Franz hatte Noirtiers Zimmer so betäubt und schwankend verlassen, daß selbst Valentine Mitleid mit ihm hatte.

Villefort, der nichts als einige unzusammenhängende Worte hervorbringen konnte und sich in sein Kabinett flüchtete, erhielt zwei Stunden darauf folgenden Brief:

„Nach der heute gemachten Entdeckung kann Herr Noirtier von Villefort nicht annehmen, daß eine Verbindung zwischen seiner Familie und der des Barons Franz von Epinay noch möglich sei. Herr Franz von Epinay entsetzt sich bei dem Gedanken, daß Herr von Villefort, der diese von Herrn Noirtier erzählten Begebenheiten gekannt zu haben schien, an diese Heirat denken konnte."

Wer den ganz zu Boden gedrückten Beamten in diesem Augenblicke sah, konnte nicht glauben, daß er diesen Schlag vorausgesehen.

Währenddessen hatte Valentine, durch das Vorgefallene erschreckt und zugleich höchst erfreut, den schwachen Greis, der sie von einer, wie es schien, unlösbaren Kette mit einem Male befreit hatte, herzlich umarmt und um die Erlaubnis, sich eine Weile zurückziehen zu dürfen gebeten, da sie der Erholung bedürfe.

Allein statt auf ihr Zimmer zu gehen, eilte Valentine durch eine kleine Tür in den Garten.

Maximilian hatte, als er Herrn von Villefort und Franz vom Kirchhofe wegfahren sah, wohl geahnt, was

geschehen sollte; er war ihnen gefolgt, hatte auch Franz wieder weggehen und mit Albert und Chateau-Renaud zurückkommen sehen. Für ihn gab es also keinen Zweifel mehr. Er wartete hier mit Zuversicht, daß Valentine den ersten sich darbietenden freien Augenblick benutzen würde, zu ihm zu eilen.

Er hatte sich nicht getäuscht; sein spähendes Auge hatte die Geliebte bemerkt, die an das Gitter eilte.

Beim ersten Worte, das er aus ihrem Munde vernahm, hüpfte er vor Freude.

„Gerettet!“ rief Valentine.

„Gerettet?“ wiederholte Morrel, der an so viel Glück nicht glauben konnte. „Und durch wen?“

„Durch meinen Großvater. O, Sie müssen ihn sehr lieben, Morrel.“

Morrel schwur, den Greis von ganzem Herzen zu lieben, und dieser Schwur kostete ihm keine Überwindung, denn in diesem Augenblick liebte er ihn nicht bloß wie einen Freund oder Vater, er betete ihn an wie einen Gott.

„Aber wie war das möglich?“ fragte Morrel, „welches wunderbare Mittel kann er angewendet haben?“

Valentine öffnete schon den Mund, um ihm alles zu erzählen, allein sie bedachte noch, daß der ganzen Geschichte ein fürchterliches Geheimnis zu Grunde liege, das ihrem Großvater nicht allein angehörte. Sie sagte daher:

„Später, Morrel, werde ich Ihnen alles erzählen.“

„Aber wann?“

„Wenn ich Ihre Frau sein werde.“

Dies brachte die Unterhaltung auf ein Kapitel, das Morrel willig machte, alles anzuhören. So hörte er denn auch ruhig an, daß er sich vorläufig mit dem, was er wisse, begnügen müsse; doch schied er nicht, bevor Valentine ihm versprach, sich den folgenden Abend sehen zu lassen.

Valentine versprach es gern. Alles war in ihren Augen jetzt verändert, und gewiß war es ihr jetzt leichter, zu glauben, daß sie Maximilian heiraten würde, als sie vor einer Stunde glauben konnte, daß sie Franz nicht heiraten würde.

Während dieser Zeit war Frau von Villefort zu Herrn Noirtier hinaufgegangen. Noirtier sah sie, wie gewöhnlich, ernst und finster an.

„Mein Herr!“ sagte sie. „Ich habe es wohl nicht erst nötig, Ihnen zu sagen, daß die Heirat Valentinens nicht stattfinden wird, da es hier zum Bruche kam.“

Noirtier blieb gleichgültig.

„Aber Sie wissen nicht,“ sagte Frau von Villefort, „daß ich stets gegen diese Heirat war.“

Noirtier sah seine Schwiegertochter an, wie jemand, der eine Erklärung erwartet.

„Da nun diese Heirat, die Ihnen zuwider war, rückgängig gemacht worden ist, so will ich bei Ihnen einen Schritt tun, den weder mein Mann, noch Valentine tun kann.“

Noirtier blickte sie fragend an.

„Ich wollte Sie bitten, mein Herr — denn nur ich habe das Recht dazu, da ich die einzige bin, die keinen

Nutzen davon hat — ich wollte Sie also bitten, daß Sie Ihrer Enkelin Ihr Vermögen wieder vermachen."

Noirtiers Blick blieb einige Minuten ungewiß; er suchte offenbar nach den Beweggründen dieses Schrittes, aber er fand sie nicht.

„Darf ich hoffen, mein Herr, daß Ihre Absichten mit meinen Wünschen übereinstimmen?"

„Ja", machte Noirtier.

„Dann danke ich Ihnen sehr."

Und somit empfahl sie sich Herrn Noirtier und entfernte sich.

Wirklich ließ Herr Noirtier am folgenden Tage einen Notar kommen; das erste Testament wurde vernichtet und ein zweites aufgesetzt, in welchem Noirtier sein ganzes Vermögen Valentine hinterließ, unter der Bedingung, daß man sie nicht von ihm trennte.

Auf diese Weise mußte Fräulein von Villefort durch die Erbschaft ihrer Großeltern von St. Meran und des Herrn von Noirtier eines Tages im Besitze von dreimalhunderttausend Livres Renten sein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Cavalcanti war unterdessen abgereist, um seinen Dienst wieder anzutreten; zwar nicht in der Armee Sr. Majestät des Kaisers von Österreich, sondern an den Spielbanken der Bäder von Lucca, die er aufs fleißigste besuchte.

Es versteht sich von selbst, daß er mit größter Pünktlichkeit die Summe Geldes einkassiert hatte, welche ihm für die Reise und die meisterhaft gespielte Rolle eines Vaters zugesagt war.

Herr Andrea hatte bei der Abreise des Alten alle die Papiere geerbt, welche bezeugten, daß er der Sohn des Marquis Bartholomäo Cavalcanti und der Marquise Oliva Corsinari sei.

Man nannte ihn Herr Graf, man sagte, er habe fünfzigtausend Livres Renten, und man sprach von den ungeheueren Reichtümern seines Vaters, die in den Steinbrüchen von Saravezza vergraben wären.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Hause des königlichen Prokurators herrschte eine fürchterliche Aufregung.

Barrois, der Diener des Herrn von Noirtier, war unter entsetzlichen Schmerzen gestorben, nachdem er die Limonade des Herrn Noirtier ausgetrunken hatte. Der Doktor Avrigny, der sofort geholt wurde, konnte nur seinen Tod bestätigen, doch erklärte er Herrn von Villefort gegenüber, daß auch dieser einer Vergiftung erlegen wäre.

Villefort sagte nichts, aber er hob die Arme gen Himmel, blickte wild um sich und sank dann vernichtet in einen Lehnstuhl.

Herr von Avrigny brachte ihn wieder zu sich.

„O! der Tod ist in meinem Hause!“ rief Villefort seufzend.

„Sagen Sie lieber, das Verbrechen!“ entgegnete der Doktor.

„Sie haben Verdacht auf jemand?“ fragte Villefort ängstlich.

„Ich habe auf niemand Verdacht!“ erwiderte der

Doktor. „Der Tod klopft an Ihre Türe, er tritt ein und wandert, nicht etwa blind, sondern mit Berechnung von Stube zu Stube."

Villefort stöhnte laut auf, faltete die Hände und sah den Doktor flehend an.

Dieser aber fuhr ohne Erbarmen und ohne auf Villefort zu achten fort:

„Es ist ein alter Grundsatz der Justiz: Suche nach, wem das Verbrechen nützen konnte."

„Doktor, Doktor!" rief Villefort, „ach, wie oft ist nicht die menschliche Justiz durch dieses unheilvolle Wort irre geleitet worden! Ich weiß zwar nicht, aber ich glaube, daß dieses Verbrechen auf mich allein und nicht auf die Opfer fällt. Ich ahne unter allen diesen seltsamen Unglücksfällen nur meinen Unglücksstern."

„O Mensch, selbstsüchtigstes 'aller Geschöpfe!" murmelte d'Avrigny, „stets glaubt er, daß für ihn allein die Erde sich dreht, die Sonne strahlt, der Tod mäht. Und die, welche das Leben verloren, Herr und Frau von St. Meran, Herr Noirtier —"

„Wie sagen Sie?" fiel Villefort dem Doktor ins Wort. „Herr Noirtier?"

„Nun ja! Glauben Sie denn, daß es auf den armen Barrois abgesehen war? Nein, nein, er starb für einen andern. Für Herrn Noirtier war die Limonade bestimmt, der arme Diener trank nur zufällig davon; Barrois starb, aber Herr Noirtier sollte sterben."

„Wie kommt es denn aber," fragte Villefort, „daß

mein Vater, der ebenfalls von der Limonade getrunken, nicht gestorben ist?"

„Ich habe Ihnen schon einmal auch dem Tode der Frau von St. Meran gesagt, daß sein Körper an dieses Gift gewöhnt ist, daß die Dosis, die auf ihn keine Wirkung ausübt, jeden andern tötet. Auch weiß niemand, selbst nicht der Mörder, daß ich Herrn Noirtier seit einem Jahre mit Brucin behandle, während der Mörder recht gut weiß, daß Brucin ein starkes Gift ist."

„Mein Gott! mein Gott!" murmelte Villefort, die Hände ringend.

„Verfolgen Sie den Gang des Verbrechers, er tötet zuerst Herrn von St. Meran."

„O Doktor!"

„Ich möchte fast darauf schwören, denn die Symptome, die man mir angegeben hat, stimmen mit dem, was ich mit eigenen Augen sah, nur zu sehr überein. Er tötet zuerst, sagte ich, Herrn von St. Meran, dann Frau von St. Meran. Es war nämlich eine doppelte Erbschaft zu heben."

Villefort hörte in immer steigender Erwartung auf die Worte des Doktors und wischte sich den Angstschweiß von seiner Stirn.

„Weiter! Herr Noirtier hatte früher ein Testament gegen das Interesse Ihrer Familie und zu gunsten der Armen gemacht; man verschonte ihn also, da man nichts von ihm zu erwarten hatte. Aber kaum hat er das erste Testament vernichtet und ein zweites aufgesetzt, so geht man ihm, wahrscheinlich aus Furcht, er könne noch ein

drittes machen, gleich zu Leibe. Das Testament wurde, wie ich glaube, vorgestern gemacht, und wie wir sehen, hat man keine Zeit verlieren wollen."

„O, Gnade, Herr von Avrigny!"

„Keine Gnade, Herr Prokurator! Das Verbrechen ist sonnenklar. Fräulein von Villefort hat die Arzneien eingepackt, die man Herrn von St. Meran schickte und den Gerstentrank für Frau von St. Meran bereitet. Beide starben. Fräulein von Villefort hat die Karaffe mit Limonade aus den Händen Barrois' genommen, den man fortschickte, und Herr Noirtier ist nur wie durch ein Wunder gerettet. Ja, Fräulein von Villefort ist die Schuldige, die Giftmischerin! Herr Prokurator des Königs, ich denunziere Ihnen Fräulein Valentine von Villefort, tun Sie Ihre Schuldigkeit!"

Villefort faßte krampfhaft des Doktors Hand und rief mit zitternder Stimme:

„Hören Sie, beklagen Sie mich, aber ich sage Ihnen, meine Tochter ist nicht schuldig. Schleppen Sie uns vor ein Tribunal und auch dann werde ich Ihnen sagen: „Nein, meine Tochter ist nicht schuldig, in meinem Hause gibt es kein Verbrechen, ich will es durchaus nicht, verstehen Sie mich? Und wenn Sie sich täuschten, Doktor? Wenn nicht meine Tochter die Mörderin wäre? Wenn ich einst, bleich wie ein Gespenst, vor Sie trete und Ihnen sage: Mörder, du hast meine Tochter umgebracht! Hören Sie, ich bin ein Christ, aber wenn mir das begegnen sollte, ich würde mich töten!"

„Gut," sagte der Doktor nach kurzem Stillschweigen,

„ich werde warten. Nur," fuhr Herr von Avrigny mit bedächtiger feierlicher Stimme fort, „wenn jemand in Ihrem Hause krank wird, oder wenn Sie selbst sich heimgesucht fühlen, lassen Sie mich nicht rufen, denn ich werde nicht kommen."

„Sie verlassen mich also, Doktor?"

„Ja, denn ich kann Ihnen nicht weiter folgen, sonst würde ich erst am Fuße des Blutgerüstes anhalten können. Irgend eine andere Entdeckung wird kommen, die das Ende dieser fürchterlichen Tragödie herbeiführen wird. Adieu, leben Sie wohl!"

„Nur noch ein Wort, Doktor! Sie ziehen sich zurück und überlassen mich dem Schrecklichen dieser Lage. Aber was wird man von dem plötzlichen Tode des alten Dieners sagen?"

„Sie haben recht," sagte Avrigny, „begleiten Sie mich die Treppe hinunter."

Der Doktor ging voran und ihm folgte Herr von Villefort; die ganze Dienerschaft stand ängstlich auf den Korridoren und auf den Treppen, welche der Arzt passieren mußte.

Herr von Avrigny sprach nun so laut, daß alle es hören mußten:

„Ja, Herr Villefort, der arme Barrois hat seit einigen Jahren zu sehr eine sitzende Lebensart geführt; es ist natürlich, daß er, der sonst mit seinem Herrn ein so bewegtes Leben führte und zu Roß und zu Wagen alle vier Enden Europas mit ihm durcheilte, durch diesen einförmigen Dienst am Lehnstuhl untergehen mußte. Das

Blut wurde dick, ohnehin war er vollblütig und so traf ihn ein plötzlicher Schlaganfall. Leider hat man mich zu spät gerufen."

D'Avrigny nahm Abschied und ohne Villeforts Hand zu berühren, ohne auch nur ein Wort weiter zu erwähnen, entfernte sich der Doktor schleunigst unter den Tränen und Wehklagen der Leute im Hause.

Noch an demselben Abende war die ganze Dienerschaft des Herrn von Villefort in der Küche versammelt, und nach einer langen Besprechung unter einander baten alle Frau von Villefort um die Erlaubnis, ihren Dienst sogleich verlassen zu dürfen.

Sie schieden, indem sie noch ihr lebhaftes Bedauern äußerten, eine so gute Herrschaft und besonders die gute, wohltätige und sanfte Valentine auf immer verlassen zu müssen.

Villefort blickte bei diesen Worten seine Tochter an, sie weinte.

Diese Tränen rührten ihn tief, und seltsam, als er in der Rührung seine Gemahlin anblickte, war es ihm, als glitte ein flüchtiges, finsteres Lächeln über ihre feinen Lippen.

XXIV.

Eines Abends erschien Herr Andrea Cavalcanti in feinster Toilette mit glänzend gewichstem Schnurrbart und blendend weißen Handschuhen bei Herrn

Danglars. Nach dem üblichen Empfange im Salon hatte der junge Mann Gelegenheit gefunden, sich mit Herrn Danglars in eine Fenstervertiefung zurückzuziehen; da gestand er nun dem Bankier, was seit der Abreise seines Vaters sein Herz bewege. Seit dieser Abreise, sagte er, habe er in der Familie des Bankiers eine so freundliche Aufnahme gefunden und sich überzeugt, durch Fräulein Danglars' Besitz sein Glück sicher zu begründen.

Danglars hörte ihn mit der größten Aufmerksamkeit an; er hatte diese Erklärung schon seit einigen Tagen erwartet, und als sie endlich gemacht wurde, strahlte sein Auge vor Freude.

Dennoch wollte er den Antrag des jungen Mannes nicht so aufnehmen, ohne einige Gewissensfragen an ihn zu richten.

„Nun, mein Herr," sagte Danglars, „ich nehme an, daß Ihr Antrag, der für mich ehrenvoll ist, auch meiner Frau und meiner Tochter angenehm sei, mit wem besprechen wir die pekuniären Angelegenheiten? Schicklicherweise, glaube ich, können nur die Väter in dieser wichtigen Sache über das Glück ihrer Kinder unterhandeln."

„Mein Vater ist ein verständiger Mann," entgegnete Andrea, „und voll weiser Fürsorge für mich. Er hat es also wahrscheinlich vorausgesehen, daß ich in Frankreich werde bleiben wollen, und mir deshalb bei seiner Abreise außer den Legitimations-Papieren auch noch einen Brief hinterlassen, der mir, wenn ich eine ihm gefällige Wahl

treffe, vom Tage meiner Vermählung an, hundertfünfzigtausend Livres Renten sichert. Dies ist, so viel ich beurteilen kann, ungefähr der vierte Teil der Einkünfte meines Vaters."

„Und ich," bemerkte Danglars, „hatte immer die Absicht, meiner Tochter fünfmalhunderttausend Franks zur Mitgift zu geben; außerdem ist sie meine einzige Erbin."

„Nun gut!" sagte Andrea. „Sie sehen, die Sache würde sich vortrefflich machen, wenn nicht die Frau Baronin und Fräulein Eugenie mein Gesuch zurückweisen. Es wäre übrigens auch möglich — obgleich ich weiß, daß es nicht so leicht zu erlangen sein wird — daß mir mein Vater, statt der Rente, bald das ganze Kapital gäbe, und unter Ihren gewandten Händen würden diese zwei bis drei Millionen gewiß zehn Prozent bringen."

Danglars empfand jene fast erstickende Freude, wie sie ein Geiziger empfindet, der einen verlorenen Schatz wieder erhält, oder ein Mensch, der dem Ertrinken nahe ist und plötzlich statt der verschlingenden Tiefe festen Boden unter seinen Füßen fühlt.

„Nun, mein Herr," begann Andrea wieder, sich mit Ehrerbietung und Zeichen von Anhänglichkeit verneigend, „darf ich hoffen?"

„Hoffen Sie, Herr Andrea, und seien Sie überzeugt, daß, wenn von Ihrer Seite her kein Hindernis eintritt, die Sache als abgemacht betrachtet werden kann."

„Ach, Sie erfüllen mich ganz mit Freude, Herr

Baron! Doch jetzt," fuhr Andrea fort — „habe ich aufgehört, mit dem Schwiegervater zu sprechen und wende mich nun an den Bankier."

„Und was wünschen Sie von dem?" fragte Danglars lächelnd.

„Ich habe übermorgen etwa viertausend Franks von Ihnen zu heben. Nun hat mir aber der Graf, wohl einsehend, daß der kommende Monat vielleicht mehr Ausgaben mit sich führen könnte, als ich mit meiner geringen Junggesellen-Einnahme bestreiten kann, diese von ihm eigenhändig unterzeichnete Anweisung auf zwanzigtausend Franks gegeben; ist es Ihnen recht?"

„O!" rief der Bankier, die Anweisung in die Tasche steckend, „gegen solche Papiere gebe ich Ihnen eine Million, wenn Sie sonst wollen. Bestimmen Sie nur die Stunde, in der einer meiner Kassen-Beamten Ihnen morgen die zwanzigtausend Franks zustellen soll, sowie die viertausend, die übermorgen fällig sind."

„Nun, vormittags zehn Uhr, wenn ich bitten darf; je früher, desto lieber, denn ich denke morgen eine Landpartie zu machen."

„Schön! Um zehn Uhr soll das Geld bei Ihnen sein. Wohnen Sie noch immer im Hotel des Princes?"

„Ja."

Am anderen Morgen waren die vierundzwanzigtausend Franks zur festgesetzten Stunde in den Händen des jungen Mannes. Er begab sich darauf sofort zu Caderousse.

Diesem erzählte er von seiner baldigen Vermählung

mit der Tochter Danglars und dabei kam er auch auf den Grafen von Monte-Christo zu sprechen, dessen Reichtum Andrea als unermeßlich pries. Caderousse fragte nach der Wohnung des Grafen, Andrea sagte sie ihm und bemerkte, daß das Geld im Hause herumgestreut sei, wie die Früchte in einem Obstgarten. Caderousse ließ sich das Haus von Andrea ganz genau beschreiben, ja sogar einen Plan zeichnen. Er erfuhr ferner, daß der Graf morgen nach Auteuil gehen und dort den ganzen Tag und die Nacht zubringen wolle. Andrea hatte ihm das alles mit einem häßlichen Lächeln mitgeteilt und mit größter Freude beobachtet, wie Caderousse sich immer interessierter für den Grafen von Monte-Christo gezeigt hatte.

Bald darauf trennten sie sich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen nach dem Tage, an welchem die berichtete Unterhaltung stattgefunden hatte, war der Graf von Monte-Christo wirklich mit Ali, mehreren Domestiken und einigen Pferden, die er versuchen wollte, nach Auteuil gegangen.

Dort erschien ganz plötzlich Baptistin, näherte sich dem Grafen und überreichte ihm einen Brief mit den Worten:

„Dringend und eilig."

Der Graf öffnete den Brief und las:

„Der Herr Graf von Monte-Christo wird hiermit in Kenntnis gesetzt, daß noch am heutigen Abend ein Mann in sein auf den elysäischen Feldern befindliches

Haus eindringen wird, um sich der Papiere zu bemächtigen, die im Sekretär aufbewahrt liegen. Man kennt den Herrn Grafen von Monte-Christo als einen zu braven Mann, als daß man glauben sollte, daß er zum Einschreiten der Polizei seine Zuflucht nehmen würde, da derjenige, der dies meldet, dadurch in große Verlegenheit kommen könnte. Da der Herr Graf einmal benachrichtigt ist, so wird er sich selbst Gerechtigkeit verschaffen können. Viele Leute und merkliche Vorsichtsmaßregeln würden gewiß den Übeltäter verscheuchen und dem Herrn Grafen die Veranlassung ersparen, einen Feind kennen zu lernen, welchen Schreiber dieser Zeilen zufällig entdeckt hat."

Als der Graf diese Zeilen gelesen hatte, rief er Baptistin zurück, der nach Übergabe des Briefes sich entfernt hatte.

„Kehren Sie sogleich nach Paris zurück; bringen Sie alle Ihre Kameraden vom ersten bis zum letzten mit; lassen Sie alles im gewöhnlichen Zustande; nur verschließen Sie die Fensterläden des Erdgeschosses."

Er dinierte dann ruhig und mäßig wie immer und winkte nach dem Diner dem Nubier, ihm zu folgen, ging durch die kleine Tür, kam dann in das Gehölz von Boulogne, schlug dann ruhig den Weg nach Paris ein und befand sich bei einbrechender Nacht auf den elysäischen Feldern, vor seinem Hause.

Alles war dunkel; nur in der Loge des Portiers glimmte ein schwaches Licht.

Er überzeugte sich bald, daß kein Lauscher in der

Nähe war. Sogleich eilte er mit Ali der kleinen Tür zu, trat rasch ein, erstieg mit Ali eine kleine Treppe, zu welcher nur er den Schlüssel hatte, und trat in sein Schlafzimmer.

Im Schlafzimmer angelangt, gab der Graf dem Diener ein Zeichen, zu bleiben, ging dann in das Kabinett, welches er genau untersuchte und in gewöhnlicher Ordnung fand; der kostbare Sekretär stand auf seinem Platze und der Schlüssel steckte, wie gewöhnlich, darin. Er verschloß nun den Sekretär doppelt, nahm den Schlüssel zu sich, kam dann wieder zur Tür des Schlafzimmers, von der er die Schließkappe abnahm, zurück und ging zu Ali, der während dieser Zeit auf ein Zeichen des Grafen einen kurzen Karabiner und ein Paar prächtige Doppelpistolen auf den Tisch gelegt hatte. So bewaffnet konnte es der Graf mit fünf Leuten aufnehmen.

Die Turmuhr schlug dreiviertel auf zwölf; ein feuchter Westwind trug den Schall der drei Schläge mit sich fort.

Als der letzte Schlag kaum verhallte, glaubte der Graf von der Seite des Kabinetts her ein leises Geräusch zu vernehmen. Dieses Geräusch wiederholte sich und wurde immer stärker. Bald wußte der Graf, woran er war. Eine sichere, gewandte Hand nahm mit Hilfe eines Diamanten eine Fensterscheibe aus.

Das Fenster, an welchem man arbeitete, lag gerade der Tür gegenüber, durch die der Graf das Kabinett überschauen konnte. Er blickte unverwandt nach diesem Fenster und gewahrte einen Schatten. Eine Scheibe ward

ganz undurchsichtig, als ob von außen ein Blatt Papier darüber geklebt würde, dann knackte die Scheibe, ohne jedoch herauszufallen. Durch die Öffnung in der Scheibe fuhr bald ein Arm durch, der nach dem Haken suchte. Bald drehte sich das Fenster in seinen Angeln und ein Mann trat ein. Er war ganz allein.

In diesem Augenblick legte Ali seine Hand sanft auf die Schulter seines Herrn. Der Graf drehte sich um und Ali zeigte auf das Fenster, das nach der Straße ging.

Monte-Christo bemerkte einen andern Mann, der, augenscheinlich in der Absicht, besser zu sehen, was bei dem Grafen vorgehe, auf einen Eckstein stieg.

„Gut," sagte er, „es sind zwei; der eine handelt und der andere steht Schildwache."

Der Mann, der die Fensterscheibe eingebrochen hatte, suchte sich nun mit vorgestreckten Armen zu orientieren.

Endlich schien er über alles im klaren zu sein; das Kabinett hatte zwei Türen, er verriegelte beide.

Da der Mann in allen seinen Bewegungen sich ungebunden und frei fühlte, zog er einige Gegenstände aus der Tasche, die der Graf nicht erkennen konnte, legte sie auf einen Tisch, näherte sich dann dem Sekretär und tappte in der Gegend des Schlosses herum.

Allein der Mann konnte in der Dunkelheit das passende Instrument nicht finden. Er kehrte daher zu dem Gegenstande zurück, den er auf den Tisch gesetzt hatte, drückte an eine Feder und bald warf ein mattes Licht seinen Schein so, daß man Hände und Gesicht des Diebes erkennen konnte.

„Was tausend!“ rief Monte-Christo plötzlich überrascht aus. „Das ist ja —“

Der Graf warf nun schnell sein Oberkleid ab, dann seine Weste, und man konnte bei dem zitternden Schein des Mondes unter seinem Hemde eine feine Tunika von Stahl bemerken.

Diese Tunika verschwand bald unter einem langen Priestergewande, sowie die schönen schwarzen Haare des Grafen unter einer Tonsur; der auf die Perücke gestülpte dreieckige Hut verwandelte den Grafen vollständig in einen Abbé.

Hierauf nahm Monte-Christo eine Kerze, zündete sie an, öffnete gerade in dem Augenblick, wo der Dieb am eifrigsten mit dem Schlosse beschäftigt war, leise die Tür und hielt die Kerze so, daß das ganze Licht auf sein Gesicht fiel.

Die Tür war so leicht aufgegangen, das der Dieb nichts bemerkt hatte. Als er aber zu seinem großen Erstaunen das Zimmer plötzlich erleuchtet sah, drehte er sich um.

„Ei, guten Abend, lieber Herr Caderousse,“ sagte Monte-Christo, „was Teufel wollen Sie hier zu dieser Stunde?“

„Der Abbé Busoni!“ rief Caderousse aus, und da er nicht wußte, wie diese seltsame Erscheinung in das Zimmer gelangen konnte, da er doch beide Türen verschlossen hatte, ließ er sein Bund falscher Schlüssel fallen und blieb ganz unbeweglich und betäubt stehen.

„Sind Sie allein, Herr Abbé? oder haben Sie schon

Gendarmen bereit, die mich greifen sollen?" fragte Caderousse, die Hände faltend.

„Ich bin ganz allein," erwiderte der Abbé.

Kaum hatte er dies ausgesprochen, als Caderousse ein langes Messer hervorzog und es dem Grafen vor die Brust stieß.

Allein zum größten Erstaunen des Mörders prallte der Dolch, anstatt die Brust des Grafen zu durchdringen, stumpf ab.

Zugleich ergriff der Graf mit der linken Hand die Hand des Mörders, welche den Dolch hielt, und drückte dieselbe mit solcher Kraft, daß dieser den Dolch, vor Schmerz heulend, fallen ließ. Der Graf kehrte sich nicht daran und drückte den Banditen ferner mit solcher Kraft, daß er mit verrenktem Arme zu Boden stürzte.

Der Graf stellte seinen Fuß auf den Kopf des Verbrechers und sagte:

„Ich weiß nicht, was mich zurückhält, dir das Gehirn zu zerschmettern, Bösewicht!"

„Ach Gnade! Gnade!" flehte Caderousse.

Der Graf zog seinen Fuß zurück und sagte:

„Erhebe dich!"

„Potztausend, was für eine Faust Sie haben, Herr Abbé!" sagte Caderousse, seinen Arm reibend. „Das nenne ich eine Faust."

„Schweig! Gott gibt mir die Kraft, eine wilde Bestie, wie du bist, zu bändigen. Ich handle im Namen Gottes, erinnere dich dessen, Elender! und um den

Plänen Gottes zu dienen, verschone ich dich in diesem Augenblick."

„O! O!" stöhnte Caderousse.

„Nimm hier Feder und Papier und schreibe, was ich dir diktieren werde."

Caderousse war von dieser überlegenen Macht gebeugt, setzte sich hin und schrieb:

„Mein Herr! Der junge Mann, den Sie in Ihrem Hause empfangen und der bestimmt ist, der Gemahl Ihrer Tochter zu werden, ist ein ehemaliger Sträfling, der mit mir aus dem Bagno von Toulon entflohen ist; er hatte die Nummer 59 und ich 58.

Er nannte sich Benedetto, aber seinen eigentlichen Namen wußte er selbst nicht, da er seinen Vater nie gekannt."

„Nun unterzeichne!" fuhr der Graf fort.

Caderousse gehorchte.

„Und die Adresse," fuhr der Graf fort, „ist: „An den Herrn Baron Danglars, Bankier, Straße Chaussee d'Antin."

Caderousse schrieb die Adresse und der Abbé nahm das Billett zu sich.

„Nun entferne dich," sagte der Graf, mit dem Finger nach dem Fenster zeigend.

Caderousse ging an das Fenster und schaute sich ängstlich um; endlich kletterte er aus dem Fenster.

Monte-Christo trat wieder in sein Schlafzimmer, warf einen schnellen Blick von dem Garten auf die Straße und sah, daß Caderousse seine Leiter an das

äußerste Ende der Gartenmauer anlegte, um auf einem anderen Punkte wieder hinauszukommen, als auf welchem er eingetreten war. Außerdem bemerkte der Graf, wie der Mann, der schon lange unablässig das Haus betrachtet hatte, sich gerade nach dem Winkel begab, wo Caderousse hinuntersteigen wollte.

Caderousse ließ sich langsam hinunter und als er auf den letzten Stufen war, blickte er sich noch einmal sorgfältig um, ob auch die Straße ganz verlassen wäre.

Man sah und hörte nichts.

Aber ehe Caderousse es sich versah, stieß ihm ein Mann so heftig ein Messer in den Rücken, daß er fiel und ängstlich um Hilfe rief.

Ein zweiter Stich traf ihn in die Seite; sein Gegner packte ihn bei den Haaren und versetzte ihm einen dritten Stich in die Brust. Caderousse wollte schreien, aber nur ein stummes Stöhnen stieg aus seiner Brust, während drei Ströme Blutes aus seinen Wunden quollen.

Der Mörder betrachtete ihn genau und da Caderousse die Augen geschlossen hatte, hielt er ihn für tot und machte sich davon.

Als Caderousse dies merkte, suchte er sich mit der äußersten Anstrengung auf einen Ellenbogen zu stützen und rief:

„Mörder! ich sterbe! Herr Abbé! Hilfe!“

Dieser schaurige Ruf drang durch den Schatten der Nacht. Die Tür der geheimen Treppe und die kleine

Gartentür öffneten sich und Monte-Christo erschien, von Ali begleitet, mit Licht.

Ali und sein Gebieter trugen den Verwundeten in ein Zimmer. Hier ließ ihn Monte-Christo von Ali entkleiden und erkannte die drei schrecklichen Wunden, welche er von dem Unbekannten erhalten hatte.

„Großer Gott!" sagte der Graf. „Deine Rache läßt manchmal auf sich warten; aber um so vollkommener steigt sie dann vom Himmel!"

Ali sah seinen Herrn an, um ihn zu fragen, was er tun solle.

„Hole den Prokurator des Königs, Herrn von Villefort, und wecke im Vorbeigehen den Portier, damit er einen Arzt herbringt."

Ali gehorchte und ließ den vermeintlichen Abbé mit dem noch immer ohnmächtigen Caderousse allein.

Monte-Christo näherte sich ihm und goß drei Tropfen von einer Flüssigkeit auf die blauen Lippen des Verwundeten.

Caderousse stieß einen Seufzer aus.

„O, Sie flößen mir Leben ein! noch — noch!"

„Zwei Tropfen mehr würden dich töten," erwiderte der Abbé.

„O, wenn doch jemand käme, dem ich den Elenden denunzieren könnte."

„Soll ich Ihre Aussage niederschreiben, so daß Sie bloß unterzeichnen dürfen?"

„Ja, ja!" sagte Caderousse, dessen Augen bei der Hoffnung auf diese Rache funkelten.

Monte-Christo schrieb:

„Ich sterbe, ermordet von dem Korsen Benedetto, meinem Kettengefährten zu Toulon unter Nr. 59."

„Eilen Sie, eilen Sie!" sagte Caderousse, „sonst kann ich nicht mehr unterzeichnen."

Monte-Christo überreichte Caderousse die Feder; dieser nahm seine Kräfte zusammen, unterzeichnete und fiel dann auf sein Bett mit den Worten zurück:

„Das übrige, Herr Abbé, werden Sie erzählen; Sie werden sagen, daß er sich Andrea Cavalcanti nennen läßt, daß er im Hotel des Princes logiert, daß — ach, ach! mein Gott, ich sterbe."

Caderousse schloß die Augen und fiel mit einem letzten Seufzer hintenüber. Das Blut stand sogleich still in den Öffnungen seiner Wunden, er war tot!

„Einer!" sagte der Graf gedankenvoll, in dem seine Augen starr auf das schreckliche Gesicht des Toten gerichtet waren.

Zehn Minuten darauf kamen der Arzt und der Prokurator des Königs an und wurden vom Abbé Busoni, der neben dem Toten betete, empfangen.

XXV.

Vierzehn Tage lang war in Paris von weiter nichts als von dem kühnen Einbruche beim Grafen die Rede. Der Sterbende hatte eine Erklärung unterzeichnet,

welche Benedetto als seinen Mörder angab, und alle Polizeiagenten wurden aufgefordert, die Spur des Mörders eifrig zu verfolgen.

Das Messer des Caderousse, die Blendlaterne, das Bund Schlüssel und alle Kleider, außer einer Weste, die sich nicht auffinden ließ, wurden bei dem Gerichte deponiert. Der Leichnam wurde nach der Morgue gebracht.

Der Graf sagte jedem, der mit ihm von diesem Ereignisse sprach, daß er an jenem Abende in seinem Hause zu Auteuil war, daß er daher nichts weiter davon wüßte, als was ihm der Abbé Busoni mitgeteilt habe, der ihn an jenem Abend ganz zufällig gebeten habe, die Nacht in seinem Hause zubringen zu dürfen, um etwas in einigen kostbaren Büchern, die sich in seiner Bibliothek befanden, nachschlagen zu können.

Allein bereits waren drei Wochen verflossen, ohne daß die tätigste Nachforschung der Polizei irgend ein Resultat herbeigeführt hätte, und man fing in der Pariser Welt den beim Grafen versuchten Diebstahl und die Ermordung des Diebes durch seinen Mitschuldigen zu vergessen an, um sich mit der bevorstehenden Vermählung des Grafen Andrea Cavalcanti mit Fräulein Danglars zu beschäftigen.

Diese Heirat war schon ziemlich allgemein bekannt und der junge Mann wurde beim Bankier unter dem Titel eines Bräutigams empfangen.

Man hatte an den Vater Cavalcantis geschrieben und dieser hatte nicht nur die Heirat genehmigt, sondern

auch sein lebhaftes Bedauern darüber ausgesprochen, daß sein Dienst ihn hindere, Parma zu verlassen. Auch erklärte er, seinem Sohne das Kapital zu den hunderteundfünfzigtausend Livres Renten geben zu wollen.

Es war abgemacht worden, daß die drei Millionen bei Danglars niedergelegt werden sollten. Einige hatten wohl versucht, dem jungen Manne Zweifel an dem soliden Zustande der Vermögensverhältnisse seines zukünftigen Schwiegervaters beizubringen, da der Bankier seit kurzer Zeit vielfache Verluste an der Börse erlitten hatte; allein der junge Mann hatte mit einer erhabenen Selbstverleugnung und einem großmütigen Vertrauen alle diese Bemerkungen abgewiesen und dem Baron aus Zartgefühl nicht ein Wort davon gesagt. Daher betete der Baron auch den Grafen Andrea Cavalcanti an.

— — — — — — — — — — — — — — — —

In der Pairskammer herrschte eine große Aufregung, die durch einen Artikel im Morgenblatt veranlaßt war. Dieser Artikel lautete:

„Man schreibt uns aus Janina:

Ein bis jetzt unbekanntes Faktum ist zu unserer Kenntnis gelangt. Die Schlösser von Janina, welche die Stadt verteidigten, sind den Türken durch einen französischen Offizier, auf den der Vezier Ali-Tebelen alles Vertrauen gesetzt hatte, und der Ferdinand hieß, überliefert worden. Dieser Ferdinand nennt sich jetzt Graf von Morcerf und ist Mitglied der Pairskammer."

Man unterhielt sich von dem unheilvollen Ereignisse, welches die allgemeine Aufmerksamkeit auf eines der

bekanntesten Mitglieder dieser hohen Körperschaft lenkte.

Nur der Graf von Morcerf wußte noch nichts. Er hielt das Journal nicht, in welchem die ihn entehrende Nachricht enthalten war, und hatte den Morgen damit zugebracht, Briefe zu schreiben und ein Pferd zu versuchen.

Er kam also zur gewöhnlichen Stunde mit seinem stolzen Wesen in die Kammer, durchschritt die Korridore, ohne die geringe Ehrfurcht der Huissiers und die nachlässigen Begrüßungen seiner Kollegen zu bemerken.

Die Sitzung war, als Morcerf eintrat, bereits seit einer halben Stunde eröffnet.

Endlich trat ein ehrwürdiger Pair, ein erklärter Feind des Grafen von Morcerf, mit einer Feierlichkeit auf die Tribüne, daß man sah, der Kampf werde nun beginnen.

Es herrschte eine beängstigende Stille; Morcerf allein begriff die Ursache der tiefen Aufmerksamkeit nicht, welche man diesmal einem Redner schenkte, den man sonst nicht so geneigt anhörte.

Der Graf hörte den Eingang der Rede, in welchem seine Kollegen nur wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes um ungeteilte Aufmerksamkeit gebeten wurden, ziemlich gleichgültig an. Aber bei den ersten Worten von Janina und dem Obersten Ferdinand erblaßte der Graf von Morcerf so fürchterlich, daß aller Blicke sich auf ihn wandten und ein allgemeines Murmeln den Saal durchdrang. Sobald das Gemurmel nach Vorlesung

des Artikels sich gelegt hatte, begann der Ankläger seine Rede wieder unter derselben tiefen Stille und suchte vor allem das Schwierige seiner Aufgabe auseinander zu setzen. Er müßte, sagte er, die Ehre des Herrn von Morcerf und die der ganzen Kammer verteidigen, indem er einen Kampf hervorrufe, der sich an persönliche, stets so empfindliche Fragen knüpfte. Er schloß endlich mit dem Antrage, daß eine Untersuchung schnell angeordnet werde, damit die Verleumdung, bevor sie noch mehr anwachse, erstickt und Herr von Morcerf in der öffentlichen Meinung gerechtfertigt werde.

Der Präsident ließ über die Untersuchung abstimmen; man votierte durch Aufstehen und Sitzenbleiben und das Resultat war, daß eine Untersuchung beschlossen wurde. Man fragte den Grafen, wie viel Zeit er bedürfe, um eine Rechtfertigung vorzubereiten.

Sobald Morcerf nach diesem fürchterlichen Schlage noch Leben in sich fühlte, gewann er wieder Mut.

„Meine Herren Pairs," begann er, „es bedarf keiner Zeit, um einen solchen Angriff zurückzuweisen, den in diesem Augenblicke unbekannte Feinde, die ohne Zweifel in dem Schatten ihrer Dunkelheit geblieben sind, gegen mich richten; auf der Stelle und wie ein Donnerschlag werde ich diesem Blitze antworten, der mich einen Augenblick betäubte."

Diese Worte machten einen günstigen Eindruck.

„Ich verlange also," fuhr Morcerf fort, „daß die Untersuchung so schnell als möglich angeordnet werde, und

ich werde der Kammer alle Beweisstücke vorlegen, die in der Untersuchung von Wichtigkeit sein können."

„Welchen Tag bestimmen Sie?" fragte der Präsident.

„Ich stehe von heute ab zur Verfügung der Kammer," erwiderte Morcerf.

Der Präsident bewegte die Klingel.

„Ist die Kammer der Meinung, daß diese Untersuchung noch heute stattfinde?"

„Ja!" war die einstimmige Antwort der Versammlung.

Man ernannte eine Kommission von vierzehn Mitgliedern, welche die von Morcerf zu liefernden Beweisstücke prüfen sollte. Die erste Sitzung sollte um acht Uhr abends in den Bureaus der Kammer stattfinden. Waren mehrere Sitzungen nötig, so sollten dieselben an den folgenden Tagen, zu derselben Stunde und an demselben Orte stattfinden.

Nachdem dieser Beschluß gefaßt war, bat Morcerf um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen, um die Beweisstücke zu ordnen, welche er schon seit langer Zeit, in der Voraussicht eines über ihn hereinbrechenden Sturmes, angehäuft hatte.

Der Abend kam.

Punkt acht Uhr waren alle versammelt.

Mit dem letzten Schlage trat Herr von Morcerf ein. Er hatte einige Papiere in der Hand, und seine Fassung schien sehr ruhig zu sein; nur war, gegen seine Gewohnheit, sein Gang einfach, seine Haltung gesammelt und

ernst. Sein Rock war, nach Art der alten Militärs, von oben bis unten zugeknöpft.

Sein Erscheinen brachte den günstigsten Eindruck hervor; die Kommission war weit entfernt, übelwollend gegen ihn zu sein; mehrere Mitglieder kamen ihm sogar entgegen und reichten ihm die Hand.

In diesem Augenblicke trat ein Huissier in den Saal und übergab dem Präsidenten einen Brief.

„Sie haben das Wort, Herr von Morcerf," sagte der Präsident, den Brief erbrechend.

Der Graf begann seine Verteidigungsrede, die sehr beredt und gewandt war. Er brachte mehrere Beweisstücke vor, die zeugten, daß der Vezier von Janina ihn bis zu seiner letzten Stunde mit seinem vollkommenen Vertrauen beehrt, und ihn mit einer Unterhandlung über Leben und Tod mit dem Sultan beauftragt habe. Er zeigte den Ring vor, mit dem Ali seine Briefe zu siegeln pflegte, und den ihm derselbe gegeben hatte, damit er bei seiner Rückkehr zu jeder Stunde des Tages und der Nacht bis zu ihm, sogar in seinen Harem, gelangen konnte. Unglücklicherweise war die Unterhandlung fehlgeschlagen, und als er zur Verteidigung seines Wohltäters zurückgekommen, habe er diesen schon tot gefunden. Aber noch sterbend habe ihm Ali Pascha seine geliebte Gattin und seine Tochter anvertraut; so groß war das Zutrauen, welches der Vezier in ihn setzte.

Während dessen hatte der Präsident einen Blick in den ihm überbrachten Brief geworfen; er betrachtete denselben anfangs leichthin; doch schon bei den ersten

Zeilen wurde seine Aufmerksamkeit rege; er überlas den Brief oftmals und sah den Grafen von Morcerf dabei aufmerksam an.

„Meine Herren," sagte der Präsident, „Sie haben die Erklärungen des Herrn von Morcerf mit Aufmerksamkeit angehört. Können Sie, Herr Graf, zur Bestätigung Ihrer Erzählung irgend einen Zeugen stellen?"

„Leider, nein!" erwiderte der Graf; „alle diejenigen, welche in der Umgebung des Veziers waren, und die mich an seinem Hofe gekannt hatten, sind gestorben oder zerstreut; ich allein, glaube ich, habe diesen schrecklichen Krieg überlebt; ich besitze nur die Briefe des Ali-Tebelen, die ich Ihnen vorgelegt habe, und den Ring, das Geschenk seines guten Willens; hier ist er. Ich habe endlich noch den schlagendsten Beweis meiner Unschuld in meiner fleckenlosen militärischen Laufbahn, in dem anonymen Angriff, und in dem Mangel jedes Zeugen, der gegen mein Ehrenwort auftreten könnte."

Ein beifälliges Murmeln verbreitete sich durch die Versammlung.

Man wollte schon zur Abstimmung schreiten, als der Präsident das Wort ergriff;

„Meine Herren! und Sie, Herr Graf, Sie werden hoffentlich nicht ungern einen, wie er versichert, sehr wichtigen Zeugen anhören, der sich freiwillig zur Aussage gemeldet hat. Nach dem, was der Graf erzählt hat, läßt sich nur annehmen, daß dieser Zeuge die vollkommenste Schuldlosigkeit unseres Kollegen beweisen wird.

Hier ist der Brief, den ich in dieser Angelegenheit erhalten habe, wünschen Sie, daß er vorgelesen werde, oder daß man ihn unbeachtet lasse?"

Herr von Morcerf erblaßte.

Die Kommission stimmte für das Vorlesen des Briefes; der Graf war nachdenkend und hatte keine Meinung abgegeben.

Der Präsident las folgenden Brief vor:

„Herr Präsident!

Ich kann der Untersuchungskommission, welche beauftragt ist, das Verhalten des Herrn Generalleutnants, Grafen von Morcerf, in Epirus und Mazedonien zu prüfen, die wichtigsten Tatsachen mitteilen. Ich war Augenzeuge des Todes des Ali Pascha; ich war bei seinen letzten Augenblicken zugegen; ich weiß, was aus Vasiliki und Haydee geworden ist, und bitte um die Ehre, von der Kommission gehört zu werden. In dem Augenblicke, wo Sie dieses Billett erhalten, werde ich in der Vorhalle der Versammlung sein."

„Ist die Kommission der Meinung, daß wir diesen Zeugen anhören?"

„Ja, ja!" riefen alle Mitglieder einstimmig.

Man rief den Huissier.

„Huissier," fragte der Präsident, „wartet jemand in der Vorhalle?"

„Eine Dame, die von einem Diener begleitet ist."

Die Anwesenden sahen einander an.

„Lassen Sie diese Dame eintreten," sagte der Präsident.

Nach fünf Minuten erschien der Huissier wieder; aller Augen waren auf die Tür gerichtet.

Hinter dem Huissier kam eine mit einem dichten Schleier verhüllte Dame. Der Präsident ersuchte die Unbekannte, ihren Schleier zu lüften, und man sah alsdann, daß die Dame wie eine Griechin gekleidet war; übrigens war sie reizend schön.

Der Präsident ersuchte die junge Dame, Platz zu nehmen; sie dankte ihm jedoch und zog es vor, stehen zu bleiben. Der Graf war auf seinen Stuhl niedergesunken und man sah augenscheinlich, daß ihm die Füße den Dienst versagten.

„Meine Dame," sagte der Präsident, „Sie haben in Ihrem Schreiben sich erboten, der Kommission Tatsachen in der Angelegenheit von Janina mitzuteilen; Sie behaupteten sogar, Augenzeuge der Ereignisse gewesen zu sein."

„Und ich war es in der Tat," erwiderte die Unbekannte mit einer Stimme voll rührender Sanftmut und Traurigkeit.

„Indessen," sprach der Präsident, „erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie damals noch sehr jung waren."

„Ich war vier Jahre alt; allein da die Ereignisse von der größten Bedeutung für mich waren, so ist nicht das geringste meinem Gedächtnisse verloren gegangen."

„Welche Bedeutung konnten diese Ereignisse für Sie haben, und wer sind Sie, daß diese große Kata-

strophe einen so tiefen Eindruck auf Sie gemacht hat?"

„Es handelte sich um das Leben und den Tod meines Vaters," erwiderte das junge Mädchen, „ich heiße Haydee und bin die Tochter des Ali-Tebelen, Pascha von Janina, und der Vasiliki, meiner vielgeliebten Mutter."

Die bescheidene und zugleich stolze Rede, welche bei diesen Worten die Wangen der jungen Dame mit Purpur färbte, das Feuer ihrer Augen und das Majestätische ihrer Erklärung brachten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung hervor.

Was den Grafen betrifft, so hätte der Anblick eines zu seinen Füßen sich öffnenden jähen Abgrundes keinen niederschmetternderen Eindruck auf ihn machen können.

„Meine Dame," sprach der Präsident, sich ehrfurchtsvoll verneigend, „erlauben Sie mir eine einfache letzte Frage, die durchaus kein Zweifel sein soll: ‚Können Sie die Wahrheit Ihrer Aussage nachweisen?'"

„Ich kann es," antwortete Haydee, indem sie ein duftendes seidenes Beutelchen unter dem Schleier hervorzog; „hier ist mein Geburtsschein, der von meinem Vater aufgesetzt und von seinen vornehmsten Offizieren unterzeichnet ist; hier ist auch mein Taufschein; denn mein Vater hatte eingewilligt, daß ich in der Religion meiner Mutter erzogen würde, und dieser Taufschein ist von dem obersten Bischof von Mazedonien und Epirus untersiegelt. Hier endlich ist auch (und das ist ohne

Zweifel das wichtigste) der Verkaufsschein, der über meine Person und die meiner Mutter ausgestellt wurde, als wir an den armenischen Kaufmann El-Kobbir durch jenen fränkischen Offizier verkauft wurden, der in seinem niederträchtigen Handel mit der Pforte sich Frau und Tochter seines Wohltäters als Beute bedungen hatte, die er für die Summe von tausend Beuteln, das heißt, für vierhunderttausend Franks verkaufte."

Eine Leichenblässe überzog die Wangen des Grafen von Morcerf und seine Augen füllten sich mit Blut bei Anhörung dieser fürchterlichen Beschuldigung, welche die Versammlung mit einem düstern Stillschweigen aufnahm.

Haydee, noch immer ruhig, aber in eben dieser Ruhe gefährlicher, als ein anderer im Zorne, überreichte dem Präsidenten den Verkaufsschein, welcher in arabischer Sprache abgefaßt war.

Da man bereits daran gedacht hatte, daß einige diese Angelegenheit betreffenden Schriftstücke in arabischer, türkischer oder griechischer Sprache abgefaßt sein möchten, so hatte man den Dolmetscher der Kammer zur Sitzung eingeladen, und dieser las nun mit lauter Stimme:

„Ich, El-Kobbir, Sklavenhändler und Lieferant für den Harem Sr. Hoheit des Sultans, erkenne hiermit an, für meinen erhabenen Kaiser von dem fränkischen Herrn Grafen von Monte-Christo einen Smaragd, im Werte von zweitausend Beuteln, als Preis für eine junge, elfjährige Christin-Sklavin erhalten zu haben. Sie heißt Haydee

und ist die anerkannte Tochter des verstorbenen Veziers Ali-Tebelen, Pascha von Janina, und seiner Gemahlin, der Vasiliki. Mutter und Tochter sind mir vor sieben Jahren an den Toren Konstantinopels von einem fränkischen Obersten, namens Ferdinand Mondego, der in den Diensten des Veziers Ali-Tebelen gestanden hatte, verkauft worden.

Der Kauf geschah für Rechnung Seiner Hoheit, von dem ich beauftragt war, tausend Beutel für diese junge Sklavin zu geben.

Geschehen zu Konstantinopel mit Genehmigung Sr. Hoheit, im Jahre 1247 der Hegira.

El-Kobbir.

Um diesem Scheine völlige Glaubhaftigkeit zu verleihen, fügt Verkäufer das kaiserliche Siegel bei."

In der Tat erblickte man neben der Unterschrift des Kaufmannes das kaiserliche Siegel. Es folgte hierauf eine schreckliche Stille; der Graf schien alles bis auf den Blick verloren zu haben, und dieser Blick, der unwillkürlich auf Haydee gerichtet war, schien Feuer und Flamme zu speien.

„Meine Dame," sagte der Präsident, „kann man vielleicht den Grafen von Monte-Christo, der jetzt in Paris mit Ihnen ist, befragen?"

„Mein Herr," erwiderte Haydee, „der Graf, mein zweiter Vater, ist seit drei Tagen in der Normandie."

„Wer hat Ihnen," fragte der Präsident, „zu diesem

Schritte, für den Ihnen übrigens die Kommission dankt, und der in Betracht Ihrer Geburt und Ihres Unglücks so natürlich ist, geraten?"

„Dieser Schritt, mein Herr," antwortete Haydee, „ist mir von der Achtung, die ich meinem Vater schulde, und von meinem tiefen Schmerze geraten worden. Obgleich ich Christin bin, habe ich doch, Gott möge mir verzeihen, stets daran gedacht, meinen Vater zu rächen. Da ich erfahren hatte, daß der Verräter in Paris wohne, waren meine Augen und Ohren, seitdem ich in Frankreich bin, stets offen und wachsam geblieben. Ich lebe in dem Hause meines edlen Beschützers zurückgezogen, aber ich lebe nur so, weil ich das Dunkel und die Stille liebe, die mir gestatten, in meinen Gedanken und in der Sammlung meiner Erinnerungen zu leben. Allein der Graf von Monte-Christo, der mir wahrhaft väterliche Sorgfalt schenkt, bewirkt, daß nichts, was in dem Leben der Welt vorgeht, mir fremd bleibt; doch vernehme ich nur das entfernte Geräusch davon. Ich erhalte alle Journale, alle Blätter, alle erscheinenden Gedichte; und so erfuhr ich, was diesen Morgen in der hohen Pairskammer vorging, und was diesen Abend darin vorgehen sollte . . da schrieb ich das Billett."

„Also," fragte der Präsident, „weiß der Graf von Monte-Christo nichts von Ihrem Schritte?"

„Durchaus nichts, mein Herr, und ich fürchte sogar, er wird ihn mißbilligen, wenn er ihn erfährt; und dennoch," fuhr das junge Mädchen fort, indem sie ihren flammenden Blick gegen den Himmel erhob, „und dennoch

ist es ein herrlicher Tag für mich, an dem ich Gelegenheit finde, meinen Vater zu rächen!"

Der Graf hatte während des ganzen Vorganges kein Wort gesprochen; seine Kollegen sahen ihn an und beklagten ohne Zweifel sein Schicksal; sein Unglück ward nach und nach in seinen traurigen Gesichtszügen immer deutlicher.

„Herr von Morcerf," sagte der Präsident, „erkennen Sie diese Dame als die Tochter des Ali-Tebelen, Pascha von Janina, an?"

„Nein," antwortete Morcerf, indem er sich gewaltsam erhob, „es ist eine von meinen Feinden gegen mich angezettelte Intrige."

Haydee, welche bis jetzt starr nach der Tür geblickt hatte, wandte sich jetzt rasch um, und als sie den Grafen stehend erblickte, stieß sie einen fürchterlichen Schrei aus.

„Du erkennst mich nicht wieder?" sprach sie. „Nun, glücklicherweise kenne ich dich. Du bist Ferdinand Mondego, der fränkische Offizier, der die Truppen meines edlen Vaters instruierte. Du hast die Schlösser von Janina überliefert! Du hast, nachdem du nach Konstantinopel gesandt worden warst, um direkt mit dem Sultan über Leben und Tod deines Wohltäters zu unterhandeln, einen falschen Firman mitgebracht, der vollständige Gnade aussprach! Du hast durch diesen Firman den Ring des Paschas und dadurch den Gehorsam Selims, des Wächters des Feuers, erschlichen. Du hast Selim erdolcht! Du hast uns, meine Mutter und mich, dem Sklavenhändler El-Kobbir verkauft! Mörder! Mörder!

Mörder! Noch ist deine Stirn mit dem Blute deines Gebieters befleckt! Sehen Sie alle!"

Diese Worte waren mit solchem Enthusiasmus der Wahrheit gesprochen, daß aller Augen sich auf die Stirn des Grafen richteten, und daß er selbst mit der Hand darüber fuhr, als hätte er das noch warme Blut Alis auf derselben gefühlt.

„Sie erkennen also ganz bestimmt in dem Grafen von Morcerf den Offizier Ferdinand Mondego?"

„Ob ich ihn erkenne!" rief Haydee. „O, meine Mutter! Du sagtest mir: „du warst frei, du hattest einen Vater, welchen du liebtest, du warst bestimmt, fast eine Königin zu sein! Merke dir diesen Mann wohl, der dich zur Sklavin gemacht, der das Haupt deines Vaters auf eine Lanze gespießt, der uns verkauft und verraten hat! Merke dir, daß er auf seiner rechten Hand eine tiefe Narbe hat, an jener Hand, in welche die Goldstücke des Sklavenhändlers El-Kobbir glitten!" Ob ich ihn kenne! Mag er jetzt selbst sagen, ob er mich erkennt!"

Jedes Wort fiel zentnerschwer auf Morcerf; zuletzt verbarg er rasch seine in der Tat durch eine Verwundung verstümmelte Hand und fiel verzweiflungsvoll auf seinen Sitz zurück.

Jetzt blickten die Mitglieder der Kommission erschreckt einander an. Man kannte allgemein das energische und heftige Wesen des Grafen. Es bedurfte einer furchtbaren Erschütterung, um den Mut der Verteidigung dieses Mannes zu vernichten; man mußte glauben, daß

diesem scheinbaren Schlafe endlich ein dem Donner gleiches Erwachen folgen werde.

„Nun, was haben Sie beschlossen?“ fragte ihn der Präsident.

„Nichts!“ sprach der Graf aufstehend mit dumpfer Stimme.

„Die Tochter Ali-Tebelens hat also wirklich die Wahrheit ausgesagt? Sie ist also in der Tat der fürchterliche Zeuge, dem der Schuldige nicht nein zu antworten wagt? Sie haben also wirklich alles das begangen, dessen man Sie anklagt?“

Der Graf warf einen Blick um sich, dessen verzweifelter Ausdruck Tiger gerührt hätte, der aber die Richter nicht entwaffnen konnte; dann erhob er den Blick gegen die Decke, senkte aber bald die Augen nieder, als wenn er gefürchtet hätte, daß diese sich öffnen und er einen neuen Richterstuhl, den Himmel, und einen neuen Richter, Gott, erblicken werde.

Plötzlich riß er die Knöpfe seines Rockes auf, als hätte er sonst ersticken müssen, und eilte wie ein Wahnsinniger aus dem Saale. Bald verhallte das Gerassel des ihn im Galopp davonfahrenden Wagens.

„Meine Herren,“ sagte der Präsident, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, „ist der Graf von Morcerf der Untreue, des Verrats und der Nichtswürdigkeit überführt?“

„Ja!“ erklärten alle Mitglieder der Untersuchungskommission einstimmig.

Haydee hatte der Sitzung bis zu Ende beigewohnt;

sie hörte die Verurteilung des Grafen ohne besondere Kundgebung der Freude oder des Mitleids an, dann verhüllte sie sich mit dem Schleier, grüßte die Räte majestätisch und entfernte sich mit jenem Gange, in dem Virgil die Göttinnen dahinschweben sah.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Beauchamp hatte dieser Sitzung beigewohnt und sich nach Schluß derselben sofort zu Albert begeben, dem er alles mitteilte. Albert war ganz überwältigt von Kummer, doch raffte er sich bald auf und begab sich mit Beauchamp nach den elysäischen Feldern 30. Hier erfuhren sie, daß der Graf eben angelangt sei, jedoch nicht gestört zu werden wünsche; er werde jedoch abends in der Oper sein. In der Oper kam es dann zu einer furchtbaren Szene, im Verlaufe deren Albert den Grafen von Monte-Christo forderte. Monte-Christo nahm die Herausforderung an und es wurde zwischen Beauchamp und dem Grafen vereinbart, daß man sich um acht morgens im Gehölz von Vincennes treffen und sich auf Pistolen duellieren wolle.

Monte-Christo bat Morrel, der sich gleichfalls in der Oper befand, ihm zu sekundieren, was dieser ohne Zögern bereitwillig annahm, und bat ihn, als zweiten Zeugen seinen Schwager Emanuel mitzubringen. Nach dieser Verabredung hörte Monte-Christo die Oper zu Ende und verließ dann das Haus. An der Tür trennte sich Morrel von ihm, nachdem er das Versprechen wiederholt, am andern Morgen Punkt sieben Uhr mit Emanuel zu erscheinen.

Der Graf bestieg dann ruhig und lächelnd seinen Wagen und war nach fünf Minuten zu Hause.

Sobald er eintrat, rief er Ali zu:

„Meine Pistolen mit den Elfenbein-Kolben!"

Ali brachte seinem Herrn das Gewünschte und dieser untersuchte die beiden Waffen mit einer Sorgfalt, die einem Manne nicht zu verdenken ist, der sein Leben einem Stückchen Blei anvertrauen soll. Eben war er im Begriff, sie fortzulegen, als Baptistin eintrat.

Aber noch bevor er den Mund öffnete, bemerkte der Graf durch die halb offen gebliebene Tür eine verschleierte Dame, die Baptistin gefolgt war.

Sie hatte das Pistol in der Hand des Grafen bemerkt, zwei Degen auf einem Tische gesehen und drang ein.

Baptistin blickte seinen Gebieter fragend an.

Auf ein Zeichen des Grafen entfernte er sich und schloß die Tür hinter sich.

„Wer sind Sie, meine Dame?" fragte der Graf die verschleierte Frau.

Die Unbekannte sah sich forschend um, und als sie sich überzeugt hatte, daß sie mit dem Grafen allein sei, verbeugte sie sich tief, faltete die Hände mit dem Ausdruck der Verzweiflung und rief:

„Edmond, Sie werden meinen Sohn nicht töten!"

Der Graf wich einen Schritt zurück, stieß einen leisen Schrei aus und ließ die Waffe, die er in den Händen hatte, fallen.

„Welchen Namen haben Sie da ausgesprochen, Frau von Morcerf?" fragte er.

„Den Ihrigen!“ rief sie, den Schleier zurückschlagend, „den Ihrigen, den ich allein nicht vergessen habe. Edmond, nicht Frau von Morcerf, sondern Mercedes kommt zu Ihnen.“

„Mercedes ist tot, gnädige Frau! und ich kenne keine Person dieses Namens mehr.“

„Mercedes lebt, mein Herr! und sie erinnert sich Ihrer, denn sie allein erkannte Sie, sobald sie Sie sah, ja sogar, bevor sie Sie sah, an Ihrer Stimme, Edmond, am bloßen Klange Ihrer Stimme, und seit dieser Zeit folgt sie Ihnen Schritt für Schritt; sie bewacht, sie fürchtet Sie; sie darf nicht erst die Hand suchen, welche den vernichtenden Streich auf Herrn von Morcerf geführt hat.“

„Auf Ferdinand, wollen Sie sagen, Madame!“ entgegnete Monte-Christo mit bitterer Ironie; „da wir nun einmal im Zuge sind, uns unserer Namen zu erinnern, so wollen wir uns aller erinnern.“

„O!“ rief die Gräfin. „Ich bin die Schuldige, Edmond, und wenn Sie sich an jemand zu rächen haben, so rächen Sie sich an mir, denn ich ermangelte der Kraft, während Ihrer Abwesenheit in meiner Einsamkeit auszuharren.“

„Aber weshalb war ich abwesend? Weshalb waren Sie einsam?“

„Weil man Sie arretierte, Edmond, weil Sie im Gefängnisse blieben.“

„Aber warum wurde ich verhaftet, warum blieb ich im Gefängnisse?“

„Das weiß ich nicht," sagte Mercedes.

„Sie wissen es nicht, Madame? Ich hoffe es wenigstens. Nun, ich werde es Ihnen sagen! Ich wurde verhaftet und ich blieb im Gefängnisse, weil in einer Laube der Reserve, am Vorabend unserer Hochzeit, ein Mann, namens Danglars, diesen Brief geschrieben hatte, den der Fischer Ferdinand selbst zur Post trug."

Monte-Christo ging an seinen Schreibtisch und nahm aus einem Fache ein vergilbtes Papier, welches er Mercedes vorzeigte.

Mercedes las voller Schrecken folgende Zeilen:

„Der königliche Prokurator wird hiermit von einem Freunde des Thrones und der Religion benachrichtigt, daß ein gewisser Edmond Dantes, Sekond des Schiffes Pharaon, der heute früh hier angekommen ist, nachdem er Neapel und Porto-Ferrajo berührt, von Murat einen Brief an den Usurpator, und von diesem einen Brief an das bonapartistische Komitee von Paris mitgenommen hat.

Durch Arretierung wird man sich von seinem Verbrechen überzeugen können, denn man wird den Brief entweder bei ihm selbst, oder bei seinem Vater, oder in der Kabine des Pharaon finden."

„O, mein Gott," seufzte Mercedes; „und dieser Brief —"

„Ist von mir für zweimalhunderttausend Franks gekauft worden; aber dies ist ein billiger Preis, da ich mich heute durch diesen Brief in Ihren Augen rechtfertigen kann."

„Und das Resultat dieses Briefes war?"

„Meine Verhaftung, wie Sie wissen; doch kennen Sie die Zeit nicht, die diese Verhaftung gedauert hat. Sie wissen nicht, daß ich vierzehn Jahre lang eine Viertelmeile von Ihnen in einem Kerker des Schlosses If geblieben bin, daß ich während dieser vierzehn Jahre jeden Tag den Racheschwur erneuerte, den ich am ersten Tage getan; und dabei wußte ich nicht, daß Sie meinen Verleumder Ferdinand geheiratet hatten, und daß mein Vater gestorben, vor Hunger gestorben war."

„Gerechter Gott!" rief Mercedes erschüttert.

„Das erfuhr ich erst, als ich nach vierzehn Jahren aus dem Gefängnisse entkam, und da schwur ich bei der noch lebenden Mercedes, bei meinem verstorbenen Vater, mich an Ferdinand zu rächen und — ich räche mich."

„Edmond!" rief Mercedes aus, die Arme gegen den Grafen ausstreckend, „Edmond, seitdem ich Sie kenne, habe ich Ihren Namen angebetet, das Andenken an Sie als ein Heiligtum bewahrt. O, Edmond! wüßten Sie alle Gebete, die ich zu Gott gesandt, so lange ich Sie lebend wußte und während ich Sie tot glaubte! Jawohl, tot, denn ich glaubte Ihren Leichnam in einer jener Tiefen, in welche die Kerkermeister die Körper ihrer Gefangenen zu versenken pflegen, und ich weinte! Was konnte ich anderes für Sie tun, als weinen und beten? Hören Sie, Edmond, zehn Jahre lang hatte ich jede Nacht denselben Traum. Ich hatte gehört, daß Sie, um zu entfliehen, sich in den Leichensack eines verstorbenen Gefangenen gehüllt; daß man diesen Sack von der Höhe des

Schlosses If herabgeworfen, und daß nur der Schrei, den Sie beim Sturz gegen einen Felsen ausstießen, Ihre Henker auf die Täuschung aufmerksam gemacht. Nun, Edmond, ich schwöre es Ihnen bei dem Haupte meines Sohnes, für den ich Sie um Gnade anflehe, zehn Jahre lang sah ich in jeder Nacht diese Szene, hörte ich jede Nacht Ihren entsetzlichen Schrei, von dem ich dann bebend erwachte. O, Edmond! glauben Sie mir, auch ich habe, wie strafbar ich auch sei, viel gelitten."

„Hatten Sie auch den Schmerz, zu erfahren, daß Ihr Vater starb, während Sie fern waren?" rief der Graf, sein Haar zerraufend; „haben Sie, wie ich, die angebetete Geliebte ihren Nebenbuhler heiraten sehen, während Sie im Kerker schmachteten?"

„Nein," unterbrach ihn Mercedes, „aber ich sah den Mann, den ich liebte, bereit, der Mörder meines Sohnes zu werden."

Es lag in diesen Worten der Gräfin ein so ergreifender Schmerz, eine so tiefe Verzweiflung, daß ein heftiges Schluchzen aus der Kehle des Grafen drang. Der Löwe war gebändigt, der Rächer besiegt.

„Was verlangen Sie von mir?" sagte er; „daß Ihr Sohn lebe? Nun, er wird leben!"

Mercedes stieß einen heftigen Schrei aus, eilte auf Monte-Christo zu, hielt aber plötzlich inne und sagte:

„Edmond, über uns waltet ein Gott, da Sie leben, da ich Sie wiedergesehen habe; ihm vertraue ich mit ganzer Seele. Nächst seiner Stütze baue ich auf Ihr

Wort. Sie haben mir versprochen, daß mein Sohn leben soll, und nicht wahr, er wird leben?"

„Ja, Madame!" erwiderte Monte-Christo, erstaunt, daß Mercedes, ohne besondere Zeichen der Überraschung, dieses heldenmütige Opfer annahm.

Mercedes reichte dem Grafen die Hand.

„Edmond," sprach sie, „ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sagen."

Der Graf lächelte bitter.

„Edmond," fuhr sie fort, „Sie werden sehen, daß, wenn auch meine Wangen gebleicht sind, wenn auch das Feuer meiner Augen erloschen, meine Schönheit verschwunden ist, daß, wenn die jetzige Mercedes in ihren Gesichtszügen durchaus nicht mehr an jene frühere Mercedes erinnert, sie doch immer noch dasselbe Herz hat! Leben Sie nun wohl, Edmond! Ich habe den Himmel um nichts mehr zu bitten — ich habe Sie wiedergesehen, und zwar ebenso edel und groß, wie ehemals! Adieu! Edmond!"

Der Graf antwortete nicht.

Mercedes öffnete die Tür und verschwand, bevor der Graf noch aus der schmerzlichen Träumerei erwachte, in welche er durch die aufgegebene Rache versunken war.

Das Duell hatte nicht stattgefunden. Als die Zeugen beider Gegner, sowie diese selbst auf dem Kampfplatze angekommen waren, war der Graf Albert von Morcerf auf den Grafen von Monte-Christo zugegangen und hatte folgendes gesagt:

„Mein Herr, ich warf Ihnen vor, das Betragen des

Herrn von Morcerf in Epirus bekannt gemacht zu haben; denn, wie sehr sich der Graf von Morcerf auch vergangen haben mochte, so glaubte ich doch nicht, daß Sie das Recht hätten, ihn dafür zu bestrafen. Heute aber weiß ich, daß Ihnen dieses Recht zusteht. Nicht der von Ferdinand Mondego an Ali Pascha begangene Verrat macht mich so willfährig, Sie zu entschuldigen, sondern der vom Fischer Ferdinand an Ihnen begangene Verrat und das unerhörte Unglück, welches aus diesem Verrate hervorging. Darum erkläre ich laut, daß Sie recht hatten, sich an meinem Vater zu rächen, und ich, sein Sohn, danke Ihnen, daß Sie nicht noch mehr getan. Und nun bitte ich Sie um Ihre Hand, wenn Sie meine eben gemachten Erklärungen genügend finden."

Monte-Christo hatte dem jungen Mann die Hand gereicht, welche dieser mit Ehrfurcht drückte.

„Meine Herren," fuhr Albert fort, „der Herr Graf von Monte-Christo nimmt also meine Entschuldigungen gütigst an. Ich hatte voreilig gegen ihn gehandelt und daran übel getan. Jetzt ist mein Fehler wieder gut gemacht, und ich hoffe, daß man mich nicht für feige halten wird, weil ich getan, was mein Gewissen mir vorschrieb. Wenn ich mich aber in meiner Hoffnung täuschen sollte, so werde ich mich bemühen, für meine Meinung einzustehen."

Nach diesen Worten hatte Albert sich auf sein Pferd geschwungen und war davon geritten.

Die andern entfernten sich auch bald, jedoch lauteten die Bemerkungen der Freunde Alberts nicht sehr schmeichelhaft für ihn.

Noch am selben Tage verließen Albert und seine Mutter ihr Palais in Paris und begaben sich nach Marseille, wo ihnen Monte-Christo das Haus in der Meillan-Allee zur Verfügung gestellt hatte.

Monte-Christo hatte sich von seinen Zeugen getrennt und war allein in seine Wohnung zurückgekehrt. Doch kaum war er daselbst angelangt, als ihm der Graf von Morcerf gemeldet wurde. Er befahl, den Grafen in den Salon zu führen. Wir müssen bemerken, daß der Graf Ferdinand bereits davon unterrichtet war, daß das Duell nicht stattgefunden hatte.

„Ei, Herr von Morcerf!" sagte Monte-Christo beim Eintreten, „ich glaubte schlecht gehört zu haben."

„Ja, ich bin es," sagte der Graf. „Sie haben diesen Morgen ein Zusammentreffen mit meinem Sohne gehabt?"

„Sie wissen das?" entgegnete der Graf.

„Ich weiß auch, daß mein Sohn guten Grund hatte, sich mit Ihnen zu schlagen und alles zu tun, was er nur tun konnte, um Sie zu töten."

„In der Tat, er hatte guten Grund; aber Sie sehen, daß er trotz dieses Grundes mich nicht getötet und sich sogar nicht einmal geschlagen hat."

„Sie haben ohne Zweifel einige Entschuldigungen vorgebracht, oder ihm irgend eine Erklärung gegeben?"

„Durchaus nicht; im Gegenteil, er hat sich bei mir entschuldigt."

„Welchem Umstande schreiben Sie dieses Betragen zu?"

„Der Überzeugung, die er hatte, daß es in

dieser ganzen Sache einen gibt, der schuldiger ist als ich."

„Und wer ist derjenige?"

„Sein Vater."

„Sei es," sprach der Graf erblassend; „aber Sie wissen, daß selbst der schuldigste sich nicht gern von seiner Schuld überzeugt erklärt."

„Ich weiß es .. Darum war ich auch auf das, was in diesem Augenblicke geschieht, gefaßt."

„Sie haben recht. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, daß auch ich Sie als meinen Feind betrachte und da die jungen Leute dieses Zeitalters sich nicht mehr schlagen, wir uns schlagen müssen! .. Ist das auch Ihre Meinung, mein Herr?"

„Vollkommen."

„Desto besser! Sie wissen, daß wir uns schlagen, bis einer von uns fällt!" sagte der General, vor Wut mit den Zähnen knirschend.

„Bis einer von uns fällt!" wiederholte der Graf von Monte-Christo mit einer leichten Bewegung des Kopfes.

„Machen wir uns also gleich auf, wir bedürfen keiner Zeugen."

„Das wäre in der Tat unnütz," sagte Monte-Christo, „wir kennen uns so gut!"

„Im Gegenteil," versetzte der Graf, „wir kennen uns eben nicht."

„Bah!" sagte Monte-Christo mit seinem in Verzweiflung setzenden Phlegma, „sehen wir einmal zu! Sind

Sie nicht der Soldat Ferdinand, der am Vorabend der Schlacht von Waterloo desertierte? Sind Sie nicht der Leutnant Ferdinand, der der französischen Armee in Spanien als Führer und Spion diente? Sind Sie nicht der Oberst Ferdinand der seinen Wohltäter Ali verraten, verkauft und ermordet hat? Und sind nicht alle diese Ferdinande in dem Generalleutnant Grafen von Morcerf, Pair von Frankreich, vereinigt?"

„O!" schrie der General, den diese Worte wie ein glühendes Eisen trafen, „o Elender, der du mir meine Schande in dem Augenblicke vorhältst, wo du mich vielleicht töten wirst. Nein, nein, ich bin dir bekannt! das weiß ich, aber ich kenne dich nicht, mit Gold und Edelsteinen bedeckter Abenteurer! In Paris läßt du dich Graf von Monte-Christo, in Italien Sindbad der Seefahrer, in Malta, ich weiß nicht mehr wie, nennen. Aber ich möchte wissen, welcher unter deinen hundert Namen der wahre ist, damit ich ihn auf dem Kampfplatze in dem Augenblicke, wo ich dir den Degen in das Herz stoßen werde, aussprechen kann!"

Der Graf von Monte-Christo wurde blaß; mit einem Sprunge war er in dem anstoßenden Zimmer, wo er in weniger als einer Sekunde Kravatte und Überrock abwarf, eine Seemannsweste anzog und eine Matrosenmütze aufsetzte, unter welcher seine langen, schwarzen Haare herabrollten.

So kam er erschreckend, unversöhnlich zurück und trat mit gekreuzten Armen vor den General, der einen Schritt zurückwich und erst anhielt, als er auf einen Tisch

stieß, der seiner geballten Faust zur Stütze dienen konnte.

„Ferdinand!“ rief der Graf, „ich dürfte dir von meinen hundert Namen nur einen nennen, um dich niederzuschmettern; aber nicht wahr, du errätst meinen Namen, oder du erinnerst dich dessen; denn trotz meiner Leiden und Qualen zeige ich dir heute ein Gesicht, welches das Glück der Rache verjüngt; ein Gesicht, welches du oft in deinen Träumen seit deiner Vermählung . . . mit Mercedes, meiner Verlobten, gesehen haben mußt.“

Mit zurückgeworfenem Kopfe, ausgestreckten Händen und starrem Blick betrachtete der Graf schweigend dieses schreckliche Schauspiel; dann suchte er die Wand, um einen Stützpunkt zu haben, schleppte sich an derselben langsam bis zur Tür, durch welche er rücklings hinausging, indem er den herzzerreißenden Ruf: — „Edmond Dantes!“ ausstieß.

Hierauf schleppte er sich mit Seufzern, die nichts Menschliches mehr hatten, die Treppe hinab, ging wie ein Betrunkener über den Hof und fiel in die Arme seines Kammerdieners, indem er mit unverständlicher Stimme murmelte:

„Nach Hause! Nach Hause!“

Dort angekommen, eilte er auf sein Zimmer. Bald darauf hörte man einen Pistolenschuß, und eine düstere Rauchwolke drang durch eine Fensterscheibe, welche durch die Macht der Explosion gesprungen war.

XXVI.

Nachdem Morrel von Monte-Christo geschieden war, begab er sich auf den Weg nach Villeforts Hause.

Er fand sich von Valentine bereits erwartet. Unruhig, fast wirr, ergriff sie seine Hand und führte ihn zum Großvater.

Diese Unruhe, die in einem so hohen Grade bemerklich war, kam, wie es schien, von dem Eindruck, welchen das Gerücht von dem Schicksale Morcerfs hervorgebracht hatte; auch kannte man den Vorgang in der Oper.

„Nun," sprach Valentine, indem sie Morrel durch ein Zeichen einlud, neben ihrem Großvater Platz zu nehmen, und sich selbst auf ein Tabouret zu Füßen desselben setzte, „jetzt wollen wir ein wenig über unsere Angelegenheiten sprechen. Sie wissen, Maximilian, daß der liebe Großvater kurze Zeit den Gedanken hatte, das Haus meines Vaters zu verlassen?"

„Ja, wohl," sprach Maximilian; „ich erinnere mich dieses Planes, und ich hatte ihm sogar Beifall gezollt."

„Nun, tun Sie das wieder, Maximilian, der Großvater behauptet nämlich, das die Luft der Vorstadt St. Honoré nicht für mich tauge."

„In der Tat," sagte Morrel; „seit vierzehn Tagen finde ich, daß Ihre Gesundheit leidet."

„Mein Gott, daß heißt nicht leiden; ich empfinde eine allgemeine Unbehaglichkeit, weiter nichts; ich habe

den Appetit verloren, und mir scheint, als ob mein Magen einen Kampf bestände, um sich an etwas zu gewöhnen."

„Und wie behandeln Sie diese unbekannte Krankheit?"

„Ganz einfach," erwiderte Valentine; „ich nehme jeden Morgen etwas von dem Tranke, den man meinem Großvater bringt. Der liebe Großvater behauptet, daß dies ein Universalmittel sei."

Valentine lächelte, allein in diesem Lächeln lag eine gewisse Traurigkeit und ein Ausdruck des Leidens.

„Aber," begann Morrel wieder, „ist nicht dieser Trank, ein für Herrn Noirtier bestimmtes Medikament?"

„Ich weiß nur, daß es sehr bitter ist," versetzte Valentine, „so bitter, daß alles, was ich darauf trinke, mir denselben Geschmack zu haben scheint."

Noirtier sah seine Enkelin mit forschendem Blicke an.

„Ja, Großvater," sprach Valentine, „so ist es. Bevor ich zu Ihnen heraufkam, trank ich eben ein Glas Zuckerwasser; nun sehen Sie, dieses Wasser kam mir so bitter vor, daß ich die Hälfte stehen ließ. Doch jetzt lassen Sie sich eine Neuigkeit erzählen: In acht Tagen verheiratet sich Eugenie und in drei Tagen wird es ein großes Fest, einen Verlobungsschmaus geben, wir sind alle geladen. Mein Vater, Frau von Villefort und ich — so viel ich wenigstens gehört zu haben glaube."

„O, wann wird nur die Reihe an uns sein, an solche Festlichkeiten zu denken? Sie, Valentine, die Sie so viel über unsern lieben Großpapa vermögen, sollten sich Mühe geben, daß er antwortet: bald."

„Sie bestehen also darauf, daß ich den Großvater um Beschleunigung der Einwilligung bitten soll?"

„Ja," rief Morrel, „und so schnell wie möglich. So lange Sie mir nicht gehören, Valentine, wird es mir immer scheinen, daß Sie entschlüpfen könnten."

„O, Maximilian," erwiederte Valentine mit einer konvulsivischen Bewegung, „Sie sind wirklich zu furchtsam für einen Offizier, für einen Soldaten, der, wie man sagt, nie die Furcht kannte. Ah! ah! ah!"

Sie lächelte gezwungen und schmerzlich, ihre Arme wurden steif, ihr Kopf fiel zurück, und sie war bewegungslos.

Der Schrei des Schreckens, welchen Gott auf des Greises Lippen festbannte, fuhr aus seinem Blicke. Morrel verstand ihn, es mußte Hilfe gerufen werden.

Der junge Mann klingelte so heftig, daß die Kammerfrau, welche in Valentines Zimmer war, und der Diener, der Barrois ersetzte, zugleich herbeieilten.

Valentine war so blaß, war so steif und leblos, daß die beiden Leute, bevor sie noch das hörten, was man ihnen sagte, von der Furcht, welche in diesem verfluchten Hause fortwährend waltete, ergriffen wurden, schnell durch die Korridore eilten und Hilfe riefen.

Morrel blickte Noirtier an, der seine Kaltblütigkeit wieder gewann und auf ein Kabinett deutete.

Es war die höchste Zeit, daß er eiligst hineinstürzte, denn schon hörte man die Schritte des Prokurators im Korridor.

Villefort eilte hastig in das Zimmer, ging schnell zu Valentine und nahm sie in seine Arme.

„Einen Arzt, einen Arzt! — Herrn von Avrigny!“ rief Villefort; „oder ich werde lieber selbst gehen.“

Und er stürzte aus dem Gemach.

Morrel eilte mit Besorgnis durch die entgegengesetzte Tür davon.

Währenddessen kam Herr von Villefort in einem Kabriolett vor dem Hause des Herrn von Avrigny an; er klingelte so heftig, daß der Portier mit einer Miene des Schreckens öffnete; ohne ein Wort zu sprechen, eilte Villefort der Treppe zu. Der Portier kannte ihn, ließ ihn daher passieren und rief ihm zu:

„Im Kabinett, Herr Prokurator!“

Villefort stieß bereits die Tür des Kabinetts auf.

„Ah, Sie sind es?“ sagte der Doktor.

„Ja,“ erwiderte Villefort, die Tür hinter sich schließend; „ja, Doktor, ich frage Sie, ob wir auch ganz allein sind. Doktor, mein Haus ist ein Haus des Fluches!“

„Wie!“ sprach dieser scheinbar kalt, aber innerlich tief bewegt, „ist wieder jemand bei Ihnen krank?“

Ein schmerzliches Schluchzen entrang sich Villeforts Herzen; er näherte sich dem Arzte, ergriff seinen Arm und sagte:

„Valentine! die Reihe ist an Valentine!“

„Ihre Tochter?“ rief Avrigny, von Schmerz und Staunen ergriffen.

„Sie sehen also, daß Sie sich getäuscht haben,“ murmelte der Beamte; „kommen Sie und bitten Sie ihr

auf ihrem Schmerzenslager den Verdacht ab, den Sie gegen sie hegten."

„Jedesmal, wenn Sie mich holen ließen, war es zu spät," sagte Herr von Avrigny; „doch ich will hingehen; aber eilen wir, mein Herr! Bei den Feinden, die in Ihrem Hause wüten, ist keine Zeit zu verlieren."

Dasselbe Kabriolett, welches Villefort hergebracht hatte, fuhr nun die beiden Herren im schnellen Trabe davon. In diesem Augenblicke klopfte Morrel an die Tür des Grafen von Monte-Christo.

Der Graf war in seinem Kabinett. Als er Morrel anmelden hörte, sah er verwundert auf.

Er stand auf und ging ihm entgegen.

„Was ist vorgefallen, Maximilian?" fragte er; „Sie sind bleich und ihre Stirn trieft von Schweiß."

Morrel sank auf einen Stuhl.

„Ich bedarf Ihrer, das heißt, ich glaube wie ein Wahnsinniger, daß Sie mir in einer Angelegenheit Hilfe leisten können, in welcher Gott allein helfen kann."

„Sprechen Sie nur immer," erwiderte Monte-Christo.

„Ich war eines Abends im Garten des Herrn von Villefort, am Todestage der Frau von St. Meran. Da hörte ich Villefort mit Herrn von Avrigny über den Tod des Herrn und der Frau von St. Meran sprechen. Herr von Avrigny sagte, er glaube an eine, ja sogar an zwei Vergiftungen.

Nun aber sage ich Ihnen, daß der Tod sich wieder einstellt, und diesmal ist es die, die ich liebe, wie ein Rasender, wie ein Mann, der sein ganzes Leben hingeben

würde, um der Geliebten eine Träne zu ersparen. Ich liebe Valentine von Villefort, die man in diesem Augenblicke mordet! verstehen Sie wohl? Ich liebe sie und frage Gott und Sie, Graf, wie ich sie retten kann?"

Monte-Christo stieß einen Schrei aus, von dem sich nur diejenigen eine Vorstellung machen können, die das Brüllen eines verwundeten Löwen gehört haben.

„Unglücklicher," rief er, die Hände ringend, „Unglücklicher! Du liebst Valentine, die Tochter eines verfluchten Geschlechts?"

Nie hatte Morrel einen solchen Ausdruck gesehen, nie hatte ihm gegenüber ein so furchtbares Auge geglüht, nie hatte der Genius des Schreckens, den er auf den Schlachtfeldern Afrikas so oft erblickt, ein so finsteres Feuer ausgestrahlt.

Erschreckt wich er zurück.

Nach diesem Ausbruche schloß Monte-Christo, wie von einem inneren Blitze geblendet, die Augen; er suchte sich mit aller Gewalt wieder zu sammeln, atmete tief und an dem gleichmäßigen Heben und Senken der Brust merkte man, daß er endlich ruhiger geworden war.

Dieses Schweigen, dieser innere Kampf und diese Erholung dauerte etwa zwanzig Minuten. Dann erhob er sein blasses Haupt und sagte mit gedämpfter Stimme die Worte:

„Sehen Sie, wie Gott auch diejenigen zu strafen weiß, die gleichgültig bei dem schrecklichsten Anblicke, der sich ihnen darbietet, bleiben wollen. Ich, der ich ruhig die Entwicklung dieser traurigen Tragödie abwartete, der

ich, dem bösen Engel gleich, über die Bosheiten der Menschen lachte, ich fühle mich nun von dieser Schlange, deren krumme Windungen ich kaltblütig betrachtete, tödlich getroffen!"

Morrel ächzte dumpf.

„Genug!" rief der Graf, „genug der Klagen, seien Sie ein Mann, seien Sie mutig, hoffen Sie, denn ich bin da, ich wache über Sie!"

Morrel schüttelte traurig das Haupt.

„Ich sage Ihnen, daß Sie hoffen sollen, verstehen Sie mich?" rief Monte Christo. „Wissen Sie auch, daß ich nie lüge? Daß ich mich nie täusche? Es ist jetzt Mittag, Maximilian; danken Sie dem Himmel, daß Sie jetzt gekommen sind, statt am Abend oder morgen früh zu kommen. Hören Sie, Morrel, was ich Ihnen sagen will: es ist jetzt Mittag; wenn Valentine in diesem Augenblicke noch nicht tot ist, wird sie nicht sterben. Gehen Sie nach Hause; ich rate Ihnen, keinen Schritt zu wagen, keinen Schatten von Sorge auf ihrem Gesichte sichtbar werden zu lassen, ich werde Ihnen Nachricht geben."

Durch die wunderbare Herrschaft besiegt, welche Monte-Christo stets über seine Umgebung ausübte, wagte Morrel es nicht, sich derselben zu entziehen. Er drückte dem Grafen die Hand und entfernte sich.

Unterdessen hatten sich auch Villefort und Avrigny so viel wie möglich beeilt. Bei ihrer Rückkunft war Valentine noch ohnmächtig und der Arzt hatte die Kranke mit der Sorgfalt, die ihr Zustand erheischte, und mit der

Gründlichkeit, welche das schreckliche Geheimnis verdoppelt, untersucht.

Villefort hing an seinen Blicken und an seinen Lippen und erwartete das Resultat dieser Untersuchung.

Noirtier, der noch blasser als das junge Mädchen und noch begieriger als Villefort auf den Ausspruch des Arztes war, wartete ebenfalls.

Endlich ließ Avrigny leise die Worte entschlüpfen: „Sie lebt noch!"

„Noch?" rief Villefort, „o Doktor, welch ein fürchterliches Wort sprechen Sie da!"

„Ja," sagte der Arzt, „ich wiederhole meine Worte, sie lebt noch und ich bin sehr erstaunt darüber."

„Ist sie aber auch gerettet?" fragte der Vater.

„Ja, da sie noch lebt."

Herr von Avrigny sah Noirtier fortwährend an; er bemerkte die Bewegung in den Blicken des Greises, die Veränderungen in der Färbung seiner Wangen und den Schweiß auf seiner Stirn.

„Ah!" rief er unwillkürlich, indem er die Richtung des Blickes des Herrn Noirtier verfolgte, das heißt, indem er seine Augen auf Frau von Villefort heftete, die der Kammerfrau wiederholt sagte:

„Kommen Sie, Fanny, wir wollen das arme Kind ins Bett bringen, das wird ihr gut tun."

So trug man Valentine fort, die wieder zu sich gekommen war, sich jedoch nicht bewegen und fast nicht einmal sprechen konnte, so sehr waren ihre Glieder von der überstandenen Erschütterung gelähmt.

Herr von Avrigny folgte der Kranken, schrieb ein Rezept und empfahl Villefort streng, sich selbst zu dem Apotheker zu verfügen, den verordneten Trank vor seinen Augen zubereiten zu lassen, um ihn selbst mitzubringen. Im Zimmer seiner Tochter möchte er ihn, Avrigny, erwarten.

Nachdem er ihm wiederholt eingeschärft, Valentine sonst nichts nehmen zu lassen, begab er sich wieder zu Noirtier, verriegelte sorgfältig die Türen und fragte dann den Greis:

„Nun, Sie wissen etwas über die Krankheit Ihrer Enkelin?"

„Ja!" erwiderte der Greis.

Der Arzt erfuhr nun, indem er den Greis ausfragte, daß dieser gefürchtet hatte, Valentine könne ebenso wie Barrois umgebracht werden, und er sie deshalb an Gift gewöhnen wollte. Er veranlaßte sie daher, von seiner Limonade zu trinken, von der er wußte, daß sie Brucin enthielte.

In diesem Augenblicke trat Villefort ein.

„Hier, Doktor, ist das Verordnete!"

Avrigny nahm die Flasche, goß einige Tropfen des in derselben enthaltenen Trankes in die Vertiefung seiner Hand und verschluckte sie.

„Gut" sagte er dann, „gehen wir zu Valentine, ich werde einem jeden seine Instruktionen geben; und Sie Herr von Villefort, werden selbst darüber wachen, daß niemand von denselben abweiche."

Während dies im Hause des Prokurators vorging, mietete ein italienischer Priester für seinen eigenen Gebrauch

das Haus, welches an das von Herrn von Villefort bewohnte Hotel stieß.

Man weiß nicht, wie es kam, daß die drei bisherigen Mieter dieses Hauses dasselbe zwei Stunden später verließen; es hatte sich jedoch in dem Viertel bald das Gerücht verbreitet, das Haus stehe nicht auf festem Grunde und dürfte bald zusammenstürzen. Dies verhinderte jedoch den neuen Mieter nicht, noch an demselben Tage mit seinem bescheidenen Mobiliar einzuziehen. Der Mietskontrakt war auf einige Jahre abgeschlossen worden und dem Gebrauche gemäß hatte der neue Mieter den Besitzer dieses Hauses auf sechs Monate vorausbezahlt. Er war, wie schon erwähnt, Italiener und nannte sich Signor Giaccomo Busoni.

Sofort wurden Arbeiter herbeigerufen und noch in derselben Nacht sahen die Vorübergehenden mit Verwunderung Zimmerleute und Maurer damit beschäftigt, das wankende Haus in seinen Grundpfeilern zu stützen.

Der dritte Tag nach der eben erzählten Szene war zur Unterzeichnung des Kontraktes zwischen Fräulein Eugenie Danglars mit Herrn Andrea Cavalcanti, den Danglars hartnäckig Prinz nannte, festgesetzt.

Wirklich waren um acht Uhr abends die großen glänzenden Salons des Herrn Danglars mit jener duftenden, vornehmen Menge angefüllt, welche weniger aus Sympathie, als aus Begierde, etwas Neues zu erfahren, erschienen waren.

Es versteht sich von selbst, daß die Salons mit verschwenderischer Pracht erleuchtet waren, daß Lichtwellen

und Düfte sich vereinten, und die ganze Einrichtung, welche weniger den guten Geschmack, als den Reichtum für sich hatte, mit aller Pracht getroffen war.

Fräulein Eugenie war mit der elegantesten Einfachheit gekleidet. Ein weißseidenes Kleid und eine weiße Rose, die in ihrem glänzenden rabenschwarzen Haar halb versteckt war, bildeten ihren ganzen Schmuck. Dreißig Schritte von ihr entfernt plauderte Madame Danglars mit Debray, Beauchamp und Chateau-Renaud.

Herr Danglars war von Deputierten und Finanzmännern umgeben und entwickelte ein Besteuerungs-System, welches er, wenn er in das Ministerium berufen würde, in Ausführung bringen wollte.

Andrea ging Arm in Arm mit einem Dandy im Saale auf und ab und erklärte diesem laut und auf ziemlich impertinente Weise, wie er sein Leben einzurichten, welchen Luxus er zu entfalten und wie er die hundertfünfundsiebzigtausend Livres Renten als fashionabler Pariser zu verzehren gedenke.

Als die massive Pendeluhr, die auf einem goldenen Gestell ruhte, neun Uhr schlug, ertönte der Name des Grafen von Monte-Christo, und als wäre jeder von einem elektrischen Funken berührt, wandte sich die ganze Versammlung nach der Tür.

Der Graf war schwarz und mit gewöhnlicher Einfachheit gekleidet; statt allen Schmuckes trug er eine goldene Kette, die so fein und zart war, daß man die Gliedchen derselben nur mit großer Mühe auf dem weißen Piqué seiner Weste bemerkte.

Sogleich bildete sich ein Kreis um die Tür, durch welche der Graf eintrat.

Auf den ersten Blick bemerkte der Graf die Baronin Danglars an einem, den Baron am anderen Ende des Salons, und Fräulein Eugenie vor sich.

Er trat zuerst zur Baronin, die sich mit Frau von Villefort unterhielt, welche, da Valentine noch immer litt, allein gekommen war; von der Baronin ging er zu Eugenie, die er in so schnellen und gemessenen Ausdrücken begrüßte, daß die stolze Künstlerin davon betroffen war. Neben ihr stand Fräulein von Armilly, die dem Grafen für die Empfehlungsbriefe nach Italien dankte und versicherte, baldigst davon Gebrauch machen zu wollen. Als er sich umwandte, befand er sich neben Danglars, der sich genähert hatte, um ihm die Hand zu reichen.

Nachdem Monte-Christo diese drei gesellschaftlichen Pflichten erfüllt hatte, blieb er stehen und sah um sich mit jenem sichern Blicke, der Leuten von einer gewissen Bedeutung eigen ist, und der zu sagen scheint: „Ich habe meine Schuldigkeit getan, jetzt mögen andere ihre Schuldigkeit gegen mich tun."

Andrea, der in einem anstoßenden Salon war, fühlte den Schauer, den Monte-Christo der Menge einflößte, und eilte herbei, um den Grafen zu begrüßen. Er fand ihn gänzlich umringt; man stritt sich um seine Worte, wie es immer Leuten widerfährt, die wenig sprechen und nie ein unbedeutendes Wort sagen.

Die Notare traten ein und legten ihre Papiere auf

den goldgestickten Sammet, welcher den zur Unterzeichnung des Kontrakts bestimmten Tisch bedeckte.

Ein Notar setzte sich, der andere blieb stehen und unter dem tiefsten Stillschweigen wurde der Kontrakt verlesen.

Aber kaum war der Notar zu Ende, als das fröhliche Geräusch noch lebhafter als früher in den Salons sich vernehmen ließ. Diese glänzenden Summen, diese Millionen, die die allgemeine Erwartung überstiegen, die glänzende Ausstattung, die in einem besondern Zimmer aufgestellt war, und die Diamanten des jungen Mädchens mußten von der eifersüchtigen Versammlung besprochen und bewundert werden. Diese Kostbarkeiten verdoppelten Fräulein Danglars' Reize in den Augen der jungen Leute. Was die Frauen betrifft, so versteht es sich von selbst, daß sie, wie eifersüchtig sie auch auf diese Millionen waren, sich dennoch auch ohne dieselben schön glaubten.

Der Notar erhob feierlich die Feder und sagte mit lauter Stimme:

„Meine geehrten Herren! der Kontrakt wird jetzt unterzeichnet."

Der Baron mußte zuerst unterzeichnen, dann der Bevollmächtigte des alten Herrn Cavalcanti, dann die Baronin, dann das Brautpaar.

Der Baron und der Bevollmächtigte des Majors Cavalcanti unterzeichneten.

Die Baronin trat am Arme der Frau von Villefort an den Tisch.

„Mein Freund," sagte sie, die Feder ergreifend und

sich an Herrn Danglars wendend, „ist es nicht ärgerlich: ein unerwartetes Ereignis, welches auf die Mord- und Diebstahls-Angelegenheit bezug hat, deren Opfer der Herr Graf von Monte-Christo vor einiger Zeit beinahe geworden wäre, beraubt uns des Vergnügens, Herrn von Villefort in unserer Mitte zu sehen."

Man hörte begierig hin. Monte-Christo, der so selten den Mund auftat, wollte sprechen.

„Sie erinnern sich," sagte der Graf unter dem tiefsten Schweigen, „daß der Unglückliche, der mich bestehlen wollte, als er aus meinem Hause ging, ermordet wurde, und zwar, wie man glaubt, von seinem Mitschuldigen."

„Ja!" sagte Danglars.

„Um ihm Hilfe zu leisten, hatte man ihn entkleidet und seine Kleidungsstücke in einen Winkel geworfen, von wo die Justiz sie aufleseu ließ; die Weste war jedoch vergessen worden."

Andrea ward sichtbar bleich und zog sich langsam nach der Tür zurück; er sah ein Gewölk am Horizont aufsteigen, welches einen Sturm zu bergen schien.

„Diese unglückselige Weste," fuhr Monte-Christo fort, ist heute gefunden worden; sie ist mit Blut befleckt und in der Gegend des Herzens durchlöchert."

Die Damen stießen einen Schrei aus und einige bereiteten sich vor, ohnmächtig zu werden.

„Man brachte sie mir, niemand mutmaßte, woher dieser Lumpen käme; ich allein dachte, daß es wahrscheinlich die Weste des Ermordeten sein würde. Plötzlich

zog mein Kammerdiener, der dieses Überbleibsel mit Ekel und Vorsicht durchsuchte, ein Papier aus der Westentasche: es war ein Brief, der, raten Sie an wen? adressiert war, an Sie, Baron!"

„An mich?" rief Danglars.

„Gott ja! Ich las Ihren Namen unter dem Blute, mit welchem das Billett befleckt war," erwiderte Monte-Christo unter Kundgebung des allgemeinen Erstaunens.

„Aber," fragte Madame Danglars, ihren Gemahl unruhig anblickend, „wie sollte das Herrn von Villefort abhalten."

„Das ist sehr einfach, Madame," erwiderte Monte-Christo, diese Weste und dieser Brief bilden sogenannte Beweisstücke; ich habe beide dem königlichen Herrn Prokurator übersandt. Sie wissen, mein lieber Baron, der gesetzliche Weg ist in Kriminalfällen immer der sicherste; es war vielleicht eine Machination gegen Sie."

Andrea blickte Monte-Christo starr an und zog sich in den zweiten Salon zurück.

„Es ist möglich," sagte Danglars. „War der Ermordete nicht ein ehemaliger Sträfling?"

„Ja," erwiderte der Graf; „ein ehemaliger Sträfling, namens Caderousse!"

Danglars wurde etwas blaß; Andrea verließ den zweiten Saal und begab sich in das Vorzimmer.

„Aber unterzeichnen Sie doch," sagte Monte-Christo; „ich merke, daß meine Erzählung alles in Aufruhr gebracht hat, und ich bitte sehr um Ihre Verzeihung, Frau Baronin und Fräulein Eugenie."

Die Baronin hatte eben unterzeichnet und übergab die Feder dem Notar.

„Herr Prinz Cavalcanti!“ rief dieser, „wo sind Sie, Herr Prinz Cavalcanti?“

„Andrea, Andrea!“ wiederholten mehrere Stimmen der jungen Leute, die bereits so intim mit dem vornehmen Italiener geworden waren, daß sie ihn bei seinem Taufnamen riefen.

„Rufen Sie doch den Prinzen Cavalcanti! Sagen Sie ihm, daß er zu unterzeichnen hat,“ rief Danglars einem Huissier zu.

Allein in demselben Augenblicke strömte die ganze Menge der Anwesenden erschreckt in den Hauptsalon, als wenn irgend ein fürchterliches Ungeheuer sich in den Zimmern gezeigt hätte, das sie alle zu verschlingen drohte.

Man hatte allerdings Ursache, zurückzuweichen, zu erschrecken, aufzuschreien.

Ein Gendarmerie-Offizier stellte zwei Gendarmen vor die Tür eines jeden Salons, und ging auf Danglars zu. Ihm voran schritt ein mit seiner Schärpe umgürteter Polizeikommissarius.

Danglars, der sich bedroht glaubte — manche Gewissen sind nie ruhig — bot den Augen seiner Gäste ein durch Schrecken entstelltes Gesicht dar.

„Wer von Ihnen, meine Herren, nennt sich Andrea Cavalcanti?“ fragte der Kommissarius.

Ein Ausruf der Überraschung ertönte aus allen Winkeln des Salons.

„Aber was ist denn mit diesem Andrea Cavalcanti?“ fragte Danglars, fast verwirrt in seinen Sinnen.

„Er ist ein aus dem Bagno zu Toulon entsprungener Galeerensklave.“

„Und was für ein Verbrechen hat dieser Mensch begangen?“

„Er ist beschuldigt, einen gewissen Caderousse, seinen ehemaligen Kettengefährten, in dem Augenblicke ermordet zu haben, wo derselbe aus dem Hause des Herrn Grafen von Monte-Christo kam.“

Monte-Christo warf einen schnellen Blick, der nur von wenigen bemerkt wurde, um sich.

Andrea war verschwunden.

Einige Augenblicke nach der durch das Erscheinen von Gendarmen herbeigeführten Schreckensszene hatten sich die geräumigen Salons mit einer Schnelligkeit geleert, als wäre der Schreckensruf erschollen: die Pest oder die Cholera sei im Hause. Alle die unzähligen Treppen, Türen und Ausgänge reichten kaum hin, der geschmückten Menge Raum zur Flucht zu geben.

In dem Hotel des Bankiers war nur Danglars zurückgeblieben, dann Madame Danglars, die erschreckt in ihr Boudoir flüchtete, und endlich Eugenie, die mit stolzer, verächtlicher Miene sich mit ihrer treuen Freundin, Fräulein Luise von Armilly, in ihr Kabinett zurückzog.

Doch auch diese beiden blieben nicht lange mehr im Hause.

Fräulein Eugenie brachte jetzt einen Plan zur Ausführung, der sie schon lange beschäftigt hatte. Sie ver-

ließ mit ihrer Freundin Luise das Haus, um sich nach Belgien zu begeben, wohin sie bereits Empfehlungen an verschiedene Theaterdirektoren besaßen. Sie nahmen im Postwagen Platz und nach kurzer Zeit rollten sie auf der Straße nach Brüssel davon.

Am folgenden Tage wurde Andrea in Compiègne verhaftet und nach Paris in die Conciergerie gebracht.

XXVII.

Valentine hatte sich noch nicht erholt. Von Mattigkeit erschöpft, hütete sie noch immer das Bett und hörte in ihrem Schlafzimmer aus dem Munde der Frau von Villefort die eben erzählten Ereignisse, nämlich Eugeniens Flucht, die Verhaftung Andrea Cavalcantis, oder vielmehr Benedettos, und die gegen ihn erhobene Anklage wegen Mordes.

Während des Tages wurde Valentine durch die Gegenwart Noirtiers aufrecht erhalten, der sich zu seiner Enkelin bringen ließ und bei ihr blieb, sie mit seinem väterlichen Blicke hütend; auch Villefort brachte einige Stunden zwischen seinem Vater und seinem Kinde zu und zog sich gewöhnlich um sechs Uhr in sein Kabinett zurück; um acht Uhr kam Herr von Avrigny und brachte selbst den für das junge Mädchen bereiteten Trank mit; dann erst trug man Noirtier in sein Zimmer. Bei der Kranken blieb eine Wärterin, welche der Arzt selbst gewählt hatte, und die sich erst gegen elf Uhr, wenn Valentine eingeschlafen war, entfernte. Beim Weggehen

übergab sie den Schlüssel zu Valentinens Zimmer Herrn von Villefort selbst, so daß man zu der Kranken nicht anders gelangen konnte, als indem man durch die Wohnung der Frau von Villefort und das Zimmer des kleinen Eduard schritt.

Jeden Morgen erschien Morrel bei Noirtier, um über Valentine Erkundigungen einzuziehen; und seltsamerweise schien Morrel von Tag zu Tag immer beruhigter zu werden. Im Grunde befand sich Valentine, obgleich sie noch an einer heftigen nervösen Aufregung litt, doch mit jedem Tage wohler, und dann hatte ihm ja Monte-Christo, als er in aller Verzweiflung zu ihm geeilt war, gesagt, daß Valentine, wenn sie zu jener Stunde noch lebte, gerettet wäre; nun waren schon vier Tage seitdem verstrichen und Valentine lebte.

Die nervöse Aufregung, von der wir gesprochen, verfolgte Valentine bis in ihren Schlaf, oder vielmehr bis in den Zustand der Schlafsucht, welche auf das Wachen folgte. Beim Schweigen der Nacht und bei dem Halbdunkel, welches durch die auf dem Kamine brennende Lampe hervorgerufen wurde, kam es der Kranken oft vor, als wenn Schatten ihr Zimmer belebten. Dann glaubte sie bald ihre Stiefmutter mit drohender Miene zu sehen, bald Morrel, der die Arme gegen sie ausstreckte, bald Wesen, die ihr sonst ziemlich fremd waren: so den Grafen von Monte-Christo.

An dem Abende des Tages, an welchem Valentine Eugeniens Flucht und Benedettos Verhaftung erfahren hatte, hatten sich, wie gewöhnlich, Villefort, Avrigny und

Noirtier zurückgezogen. Als es aber auf dem nahegelegenen Kirchturme elf Uhr schlug und die Wärterin, nachdem sie im Zimmer alles besorgt, die Tür verschlossen, in das Gesindezimmer sich begeben hatte und sich dort mit der übrigen Dienerschaft über die grauenvollen Ereignisse unterhielt, welche seit drei Monaten die Leute des Herrn Prokurators in fortwährender Angst hielten, trug sich in dem so sorgfältig verschlossenen Krankenzimmer eine für Valentine ganz unerwartete Szene zu.

Es waren bereits zehn Minuten verflossen, nachdem die Wärterin sich entfernt hatte. Plötzlich glaubte Valentine beim zitternden Scheine der Nachtlampe zu bemerken, daß ihre Bibliothek, welche in einer Wandvertiefung sich befand, leise aufging, ohne daß die Angeln, in denen sie ruhte, das geringste Geräusch hören ließen.

Hinter der Tür wurde eine menschliche Gestalt sichtbar.

Die Gestalt näherte sich immer mehr ihrem Bette, dann blieb sie stehen und schien mit tiefer Aufmerksamkeit zu lauschen.

Valentine streckte nun ihre Hand nach dem Glase aus, welches auf einer Kristallschale ruhte; allein währenddessen trat die Erscheinung einige Schritte näher, und kam dem jungen Mädchen so nahe, daß sie seinen Atem hörte und den Druck seiner Hand zu empfinden glaubte.

Der Druck, den Valentine empfunden, hatte zum

Zweck, ihren Arm zurückzuhalten. Valentine zog ihn zurück.

Dann ergriff diese Gestalt, von der ihr Blick sich nicht abwenden konnte, das Glas, hielt es an die Nachtlampe und schaute aufmerksam hinein, wie, um die Klarheit und Durchsichtigkeit des Getränkes zu beurteilen.

Allein diese erste Probe genügte nicht.

Die Erscheinung schöpfte einen Löffel voll aus diesem Getränke und verschluckte den Inhalt desselben.

Valentine sah mit außerordentlichem Erstaunen, was vor ihren Augen vorging. Sie glaubte, dieses alles würde bald verschwinden, um einem andern Gemälde Platz zu machen; allein, statt wie ein Schatten zu verschwinden, trat der Mann wieder zu ihr und sagte mit bewegter Stimme:

„Nun trinken Sie!“ —

Valentine zitterte. Es war das erstemal, daß eine Erscheinung so deutlich zu ihr sprach. Sie öffnete den Mund und wollte schreien.

Der Mann deutete ihr an zu schweigen.

„Der Graf von Monte-Christo!“ murmelte sie.

An dem Schrecken, welcher sich in den Augen des jungen Mädchens malte, an dem Zittern ihrer Hände, an der Schnelligkeit, mit der sie sich in die Decken hüllte konnte man den letzten Kampf des Zweifels und der Überzeugung erkennen; indessen erschien die Gegenwart Monte-Christos zu dieser Stunde, sein geheimnisvoller, unerklärlicher Eintritt durch eine Wand, der verwirrten Valentine als eine reine Unmöglichkeit.

„Rufen Sie nicht und erschrecken Sie nicht!“ sagte der Graf; lassen Sie auch keinen Schatten von Besorgnis in Ihnen aufkommen; der Mann, den Sie vor sich sehen, ist für Sie der zärtlichste Vater und der ehrfurchtsvollste Freund, den Sie sich denken können. Sehen Sie mich an, dann werden Sie finden, daß meine Augen rot und mein Gesicht blässer als gewöhnlich ist; dies kommt daher, daß ich seit vier Nächten kein Auge zugetan, daß ich seit vier Nächten über Sie wache, Sie beschütze und unserem Freunde Maximilian zu erhalten suche.“

Die Wangen der Kranken färbten sich schnell mit einem Erröten der Freude, denn der Name, welchen der Graf eben ausgesprochen hatte, verscheuchte auch den Rest des Mißtrauens, welches er ihr eingeflößt hatte.

„Aber wie konnten Sie das, mein Herr? Sie sprachen ja eben von Wachen nnd von Schutz, sind Sie denn ein Arzt?“

„Ja, und zwar der beste, den Ihnen der Himmel in diesem Moment schicken konnte.“

„Sie sagen, daß Sie über mich wachten?“ fragte Valentine unruhig“; „wo das, ich habe Sie nicht gesehen!“

Der Graf zeigte hierauf mit der Hand nach der Bibliothek.

„Hinter dieser Tür war ich verborgen; diese Tür führt in das benachbarte Haus, welches ich unlängst gemietet habe. Während des langen Wachens habe ich weiter nichts gesehen, als einige Leute, die in Ihr Zimmer kamen, einige Nahrungsmittel, die man für Sie

zubereitet, und Getränke, die man Ihnen brachte. Wenn mir nun Getränke gefährlich schienen, trat ich in Ihr Zimmer, wie ich jetzt eben eingetreten bin, leerte Ihr Glas und ersetzte das schädliche Getränk durch ein wohltuendes, welches statt des Todes, den man Ihnen zugedacht, neues Leben in Ihre Adern einströmen ließ."

„Wie! Gift! Tod!" rief Valentine, indem sie sich von neuem von dem Einflusse einer fieberhaften Erscheinung beherrscht glaubte; „was sagten Sie da, mein Herr? Das ist ja fürchterlich! entsetzlich! Wie! in dem Hause meines Vaters, in meinem Zimmer, auf meinem Krankenlager versucht man mich zu morden? O, gehen Sie, mein Herr, Sie wollen mein Gewissen in Versuchung führen, Sie lästern die Güte Gottes; es ist unmöglich! es kann nicht sein!"

„Sind Sie denn die erste, welche von dieser mörderischen Hand getroffen wird, sanken nicht um Sie her Herr und Frau von Saint-Meran und Barrois nieder? Würde nicht auch Herr Noirtier diesem Streiche erlegen sein, wenn ihn nicht die Behandlung, welche er seit drei Jahren verfolgt, geschützt hätte? wenn er nicht durch allmähliches Sichgewöhnen an Gift die Wirkung des Giftes unterdrückt hätte?"

„Mein Gott, mein Gott!" rief Valentine, „also deshalb verlangt Großpapa seit einem Vierteljahre, daß ich von allen seinen Getränken koste?"

„Ah, das erklärt mir alles," fuhr Monte-Christo fort; „auch er weiß, daß man hier vergiftet und kennt vielleicht den Mörder. Er hat Sie, sein vielgeliebtes

Kind, gegen diese tödliche Substanz gesichert; jetzt erst wird es mir klar, wie ich Sie nach dem Genusse eines Giftes, das sonst seine Wirkung nie verfehlt, noch lebend finden konnte."

„Aber wer ist denn der Mörder?"

„Nun, Sie werden ihn bald kennen lernen," erwiederte Monte-Christo, aufmerksam horchend.

Valentine faßte schnell die Hand des Grafen.

„Ich glaube ein Geräusch zu hören, ziehen Sie sich zurück! sagte sie."

Er erreichte auf den Fußspitzen wieder die Tür der Bibliothek, bevor er sie jedoch hinter sich schloß, sagte er noch:

„Keine Gebärde, kein Wort! man muß glauben, daß Sie schlafen, sonst könnte man Sie töten, bevor ich Gelegenheit hätte, Ihnen zu Hilfe zu eilen."

Nach dieser schrecklichen Ermahnung verschwand der Graf und geräuschlos schloß sich hinter ihm die Tür.

Valentine blieb allein; zwei Pendeluhren, welche etwas nachgingen, schlugen in geringen Zwischenräumen die Mitternachtsstunde.

Dann wurde alles still.

Plötzlich schien es Valentinen, als höre sie von der entgegengesetzten Seite aus, von der Seite nämlich, an welche Eduards Zimmer grenzte, ein Geräusch. Sie horchte, hielt den fast erstickten Atem an, vernahm ein Rasseln am Schlosse und hörte endlich die Tür aufgehen.

Valentine hatte sich auf einen Ellenbogen aufgerichtet; schnell ließ sie den Arm sinken und verbarg ihre Augen

durch den Arm. Mit einem von unsäglichem Schrecken erfüllten Herzen wartete sie nun des Kommenden.

Es näherte sich jemand ihrem Bette und schob die Vorhänge zurück.

„Valentine!“ sagte eine Stimme ganz leise.

Das junge Mädchen schauderte, antwortete jedoch nicht.

Noch blieb alles unbeweglich. Nur vernahm Valentine das unmerkliche Geräusch einer in das Glas, welches sie soeben geleert hatte, gegossenen Flüssigkeit.

Jetzt wagte Valentine unter dem Schutze ihres Armes die Augen halb zu öffnen und erblickte eine Frau im weißen Nachtgewande, welche aus einer Phiole Tropfen in ihr Glas goß. Es war Frau von Villefort.

Hierauf zog sie sich zurück, ohne daß das mindeste Geräusch verraten hätte, daß sie sich entfernte.

Eine Bewegung von der Seite der Bibliothek her weckte sie endlich aus dem Zustande der Erstarrung. Mit leisem Schrecken erhob sie ihr Haupt, lautlos bewegte sich die Tür in ihren Angeln und der Graf von Monte-Christo erschien wieder.

„Nun,“ fragte der Graf, „zweifeln Sie noch?“

„Leider Gottes, nein!“

„Haben Sie die Person erkannt?“

Valentine stieß einen Seufzer aus.

„Ja,“ sagte sie, „aber ich kann nur mit Widerwillen daran glauben.“

„Sie wollen also lieber sterben und dadurch auch Maximilian töten? . . .“

„Mein Herr," sprach Valentine, „ich werde alles tun, um zu leben, denn es existieren zwei Wesen, die mich so lieben, daß ihr Leben von meinem Leben abhängt, mein Großvater und Maximilian."

„Ich wache über diese, wie ich über Sie wache, meine Tochter."

„Nun, mein Herr, verordnen Sie, wie ich mich verhalten soll."

„Hören Sie, Valentine! Was Ihnen auch widerfahren wird, erschrecken Sie nicht darüber; wenn Sie leiden, wenn Sie das Gesicht, das Gehör, das Gefühl verlieren, fürchten Sie nichts; wenn Sie erwachen, ohne zu wissen, wo Sie sind, und sollten Sie sich gleich in einer Bahre, in einem Grabgewölbe sehen, sammeln Sie dann schnell ihre Erinnerungen und sagen Sie sich: „in diesem Augenblicke wacht ein Freund, ein Vater, ein Mann, der mich und Maximilian glücklich wissen will, über mich."

„Ach, ach! welch entsetzlicher Gedanke!"

„Ziehen Sie es etwa vor, Valentine, die Anklägerin Ihrer Stiefmutter zu sein?"

„Lieber wollte ich hundertmal sterben!" sagte Valentine ruhig.

„Sie werden nicht sterben; aber Sie versprechen mir doch, daß Sie, was Ihnen auch widerfahren mag, sich nicht beklagen, sondern hoffen werden."

„Ich werde an Maximilian denken."

Valentine sah ihn dankbar und gelehrig an. Hierauf zog der Graf einen Smaragd aus der Tasche, der ein

Behälter für mehrere Pillen von der Größe einer Erbse war. Von diesen legte er eine in Valentinens Hand.

Valentine legte sie in die andere Hand und blickte den Grafen aufmerksam und fragend an.

„Ja," sagte der Graf.

Hierauf führte Valentine das Kügelchen zum Munde und verschluckte es.

„Und nun auf Wiedersehen, mein Kind!" fuhr Monte-Christo fort, „ich will zu schlafen versuchen, denn Sie sind gerettet."

„Gut," sagte Valentine, „ich verspreche Ihnen, mich nicht zu fürchten, es mag kommen, was da will."

Monte-Christo blickte das junge Mädchen lange Zeit aufmerksam an. Von der Kraft des Narkotikums überwältigt, schlief Valentine nach und nach ein.

Jetzt goß der Graf dreiviertel von dem Inhalte des Glases in den Kamin, damit man glaube, Valentine habe das Fehlende getrunken; dann verschwand er durch die Tür der Bibliothek.

Nach und nach tagte es; man konnte endlich Gegenstände und Personen erkennen. In diesem Augenblick trat die Krankenwärterin, mit einer Schale in der Hand, in Valentinens Zimmer.

Sie erschrak über den heraushängenden Arm der Schlafenden, trat an das Bett und bemerkte nun erst diese bleichen Lippen, diese eiskalte Brust.

Sie wollte den Arm in die Höhe heben; allein der steife Arm folgte so unwillig, daß der Krankenwärterin kein Zweifel mehr übrig bleiben konnte. Sie stieß einen

fürchterlichen Schrei aus, lief an die Tür, öffnete sie und rief:

„Zu Hilfe, zu Hilfe!"

„Wie, zu Hilfe?" ertönte die Stimme des Herrn von Avrigny am Fuße der Treppe.

Es war die Stunde, in welcher der Arzt gewöhnlich kam.

„Was bedeutet dieser Hilferuf?" fragte Villefort, schnell aus seinem Kabinett tretend. „Doktor, haben Sie nicht zu Hilfe rufen hören?"

„Ja, ja, gehen wir schnell!" erwiderte Herr von Avrigny, „es war bei Valentinen."

Herr von Avrigny war an Valentinens Bett geeilt und nahm sie in seine Arme.

„Ich sage, mein Herr, daß Ihre Tochter Valentine tot ist," erwiderte Herr von Avrigny mit feierlicher, schrecklicher Stimme.

Villefort wankte, als wenn seine Füße ihm den Dienst versagt hätten, und fiel endlich mit dem Kopfe auf Valentinens Bett.

Unterdes trat Herr von Avrigny an das Fenster, um die in dem Glase befindliche Flüssigkeit näher zu betrachten, und kostete mit den Fingerspitzen einen Tropfen derselben.

„So!" murmelte Avrigny, „es ist nicht mehr Brucin; untersuchen wir, was es ist!"

Hierauf trat er zu einem Schränkchen, welches während Valentinens Krankheit in eine Apotheke umgeschaffen war, ließ aus einem kleinen Flakon mit Sal-

peterſäure einige Tropfen in die gelbliche Flüſſigkeit träufeln und dieſe nahm ſogleich eine blutrote Farbe an.

„Ah!“ rief Herr von Avrigny mit dem Abſcheu des Richters, der eine ſchreckliche Wahrheit entdeckt, und der Freude eines Gelehrten, der ein Problem gelöſt hat.

„Tot, tot!“ ſeufzte Villefort und ſein Schmerz war um ſo ergreifender, als er für dieſes Herz von Bronze ganz neu und unerhört war.

Die Stimme Villeforts war noch kaum verklungen, als man die Treppe unter einem bedeutenden Gewichte erdröhnen hörte, und man ſah Morrel mit übermenſchlicher Kraft den Lehnſtuhl des Herrn Noirtier in die erſte Etage des Hauſes tragen. Am Ende der Treppe angekommen, ſetzte Morrel den Lehnſtuhl nieder, und rollte ihn ſchnell in Valentinens Zimmer.

Nur mit der Kraft einer faſt wahnſinnigen Aufregung vermochte der junge Mann dieſes Manöver zu vollbringen.

Am ſchrecklichſten aber war die Geſtalt Noirtiers, der von Morrel gegen Valentinens Bett gerollt wurde.

„Sehen Sie, was man aus ihr gemacht hat!“ ſchrie Morrel, die Hand gegen Valentine ausſtreckend; „ſehen Sie, mein Vater! ſehen Sie!“

Villefort wich einen Schritt zurück und ſah dieſen jungen Mann an, den er kaum kannte und der Noirtier Vater nannte.

„Mein Herr,“ rief Morrel, die lebloſe Hand des Gelähmten ergreifend, „man frägt, wer ich bin, welches Recht ich habe, hier zu ſein. O, Sie wiſſen es, ſagen Sie es!“

Und der junge Mann brach in Schluchzen aus.

„Sagen Sie es, fuhr Morrel mit bebender Stimme fort, daß ich ihr Verlobter war! Sagen Sie, daß sie meine edle Freundin, meine einzige Liebe auf Erden war, sagen Sie, daß dieser Leichnam mir gehört."

Und mit diesen Worten fiel der junge Mann auf die Knie, vor dem Bette, an welches seine Finger krampfhaft sich anklammerten.

Dieser Schmerz war so herzzerreißend, daß Herr von Avrigny sich abwandte, und Villefort, ohne weitere Erklärung zu verlangen, dem jungen Manne die Hand reichte.

Allein Morel sah nichts; er hatte Valentinens eiskalte Hand ergriffen, und da er nicht weinen konnte, biß er, laut aufschreiend, in die Decken.

Endlich erhob sich Villefort, der sich am meisten von allen beherrschen konnte, und sprach zu Maximilian:

„Sie sagten, mein Herr, daß Sie Valentinen liebten, daß Sie ihr Bräutigam wären? Ich kannte diese Liebe nicht, ich wußte von diesem Übereinkommen nichts, und doch verzeihe ich Ihnen, denn ich sehe, daß Ihr Schmerz groß und wahr ist. Nehmen Sie jetzt Abschied von ihr mein Herr, fassen Sie noch einmal ihre Hand und scheiden Sie dann immer von ihr. Valentine bedarf nur noch eines Priesters, der sie segnet."

„Sie täuschen sich, mein Herr!" rief Morrel, sich auf ein Knie aufrichtend, „Valentine bedarf nicht nur eines Priesters, sondern auch eines Rächers."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr!" erwiederte Villefort zitternd.

„Ich will damit sagen," fuhr Morrel fort, „daß Sie jetzt als Vater genug geweint haben, und daß nun der Prokurator des Königs sein Amt beginnen muß. Wohlan, Herr Prokurator des Königs! kein Mitleid! Ich zeige Ihnen das Verbrechen an, suchen Sie den Mörder!"

Und sein unerbittliches Auge richtete sich forschend auf Villefort, der seinerseits bald Noirtier, bald den Herrn von Avrigny anblickte.

Allein statt bei seinem Vater oder dem Doktor Hilfe zu finden, begegnete er nur den strengen Blicken dieser beiden Männer, die Morrels Aussage bestätigten.

„Mein Herr!" entgegnete Villefort, versuchend, gegen diesen dreifachen Willen, sowie gegen seine eigene Bewegung anzukämpfen; „mein Herr, Sie täuschen sich; in meinem Hause wird kein Verbrechen begangen; das Verhängnis verfolgt mich und Gott versucht mich. Es ist schrecklich, dies zu denken, allein man mordet hier niemand."

Noirtiers Augen sprühten Flammen, Avrigny wollte sprechen.

Morrel streckte den Arm aus, Schweigen gebietend.

„Und ich sage Ihnen, daß man hier mordet!" sprach er mit etwas gedämpfter Stimme. „Ich sage Ihnen, daß dies das vierte Opfer ist, welches seit vier Monaten fällt! Ich sage Ihnen, daß man schon vor vier Tagen den Versuch gemacht hatte, Valentinen zu vergiften, und daß dieser Versuch nur durch die Vorsicht des Herrn Noirtier mißlungen war! Ich sage Ihnen, daß man die Dosis verdoppelt oder ein anderes Gift gewählt

hat, und daß es diesmal gelungen ist! Ich sage Ihnen endlich, daß Sie alles dieses ebenso gut wissen, wie ich, da dieser Herr Sie als Arzt und Freund davon in Kenntnis gesetzt hat."

„O, Sie sprechen im Wahnsinn, mein Herr!" rief Villefort, vergeblich versuchend, sich gegen diesen Kreis, in welchem er sich gefangen fühlte, zu wehren.

„Ich, wahnsinnig!" schrie Morrel; „wohlan, ich berufe mich auf Herrn von Avrigny selbst. Fragen Sie ihn doch, mein Herr, ob er sich noch der Worte erinnert, welche er in der Todesnacht der Frau von St. Meran in Ihrem Garten zu Ihnen gesprochen hat. Sie beide glaubten sich damals allein und unterhielten sich über jenen tragischen Tod, wegen dessen Sie das Schicksal und Gott ungerechterweise anklagen."

Villefort und Avrigny sahen einander an.

„Ja, ja, erinnern Sie sich!" sagte Morrel, „denn diese Worte, welche Sie in die stille Einsamkeit der Nacht hineingesprochen zu haben glaubten, drangen in mein Ohr. Ich hätte freilich nach diesem Abende den Behörden alles entdecken müssen, da ich die strafbare Gefälligkeit des Herrn Villefort gegen die seinigen sah; ich wäre dann nicht der Mitschuldige deines Todes, Valentine, meine vielgeliebte Valentine! Allein der Mitschuldige wird auch der Rächer sein; dieser vierte Mord ist zu klar und deutlich, und wenn dein Vater dich verläßt, Valentine, so werde ich den Mörder verfolgen!"

Diesmal schien die Natur Mitleid mit dieser kräftigen, durch den Schmerz zusammenbrechenden Organisation zu

haben; die letzten Worte Morrels erstickten in seiner Kehle, er brach in Schluchzen aus und heiße Tränen entstürzten seinen Augen. Weinend sank er vor dem Bette Valentinens nieder.

Jetzt begann auch Herr von Avrigny mit fester Stimme:

„Und ich werde mich mit Herrn Morrel verbinden, um die Gerechtigkeit gegen dieses Verbrechen anzurufen; denn mein Herz empört sich bei dem Gedanken, meine feige Gefälligkeit könnte den Mörder ermutigt haben."

„Mein Gott, mein Gott!" murmelte Villefort vernichtet.

Morrel blickte auf und las in den Augen des Greises, welche mehr als gewöhnlich Feuer sprühten.

„Sehen Sie," sagte der junge Mann, „sehen Sie, Herr Noirtier will sprechen. Sie kennen vielleicht den Mörder, lieber Vater?"

„Ja!" erwiderte Noirtier.

„Und Sie werden uns gewiß auf die Spur leiten?" rief der junge Mann. „Hören wir, Herr von Avrigny, hören wir!"

Noirtier blickte den unglücklichen Morrel an und dann nach der Thür.

„Sie wollen, daß ich mich entferne," rief Morrel sehr betrübt.

„Ja!" erwiderte Noirtier.

„Soll ich allein weggehen?"

„Nein!"

„Auch der Doktor?"

„Ja!“

„Sie wollen also mit Herrn von Villefort allein bleiben?“

„Ja!“

Herr von Avrigny ergriff Morrels Arm und zog den jungen Mann in das anstoßende Zimmer.

Es herrschte mehr als Todesschweigen in dem ganzen Hause.

Nach einer Viertelstunde hörte man unsichere Schritte und Villefort erschien auf der Schwelle des Salons, in welchem Herr von Avrigny und Morrel, der eine in Gedanken vertieft, der andere ganz erschüttert, sich aufhielten.

„Kommen Sie!“ sprach er und führte die beiden Herren zu Noirtier.

Morrel blickte den Prokurator aufmerksam an.

„Meine Herren,“ sprach dieser mit bebender Stimme: „Ihr Ehrenwort, daß dieses schreckliche Geheimnis unter uns bleibt. Seien Sie unbesorgt, meine Herren, es soll Gerechtigkeit geschehen. Mein Vater hat mir den Namen des Strafbaren genannt, mein Vater hat, gleich Ihnen, Rachedurst, und dennoch beschwört Sie mein Vater, gleich mir, das Geheimnis des Verbrechens zu bewahren. Nicht wahr, mein Vater?“

„Ja!“ antwortete Noirtier bestimmt.

„Wird das Versprochene auch gehalten werden, Herr Noirtier?“ fragte Morrel, während auch Avrigny ihn forschend ansah.

„Ja!“ antwortete Noirtier mit einem Blicke finsterer Freude.

„So schwören Sie denn, meine Herren!“ sprach Villefort, indem er die Hände des Arztes und Morrels in einander legte, „daß Sie Mitleid mit der Ehre meines Hauses haben und mir die Sorge der Rache überlassen werden.“

Avrigny wandte sich ab und murmelte ein schwaches Ja; allein Morrel stürzte an das Bett, drückte einen Kuß auf die eisigen Lippen Valentinens und floh mit dem Röcheln einer Seele, die in Verzweiflung überging.

Alle Diener waren aus dem Hause verschwunden. Herr von Villefort war daher genötigt, Herrn von Avrigny um alle die zahlreichen und delikaten Schritte zu bitten, die ein Todesfall in einer großen Stadt zur Folge hat, und besonders ein Todesfall unter so verdächtigen Umständen.

Was Noirtier betrifft, so war es schrecklich, diesen Schmerz ohne Regung, diese Verzweiflung ohne Gebärden und diese Tränen ohne Stimme zu sehen.

Villefort begab sich in sein Kabinett; Avrigny holte den Arzt der Mairie, den man sehr bezeichnend nur den Totenarzt nannte.

Noirtier wollte seine Enkelin nicht verlassen.

Nachdem der Arzt den Tod bestätigt und das Haus wieder verlassen hatte, wandte sich Villefort zu Avrigny und sagte:

„Nun bedürfen wir wohl eines Priesters?“

„Wissen Sie vielleicht einen Geistlichen, den Sie lieber als einen andern herbitten lassen wollen, um am Bette Valentinens zu beten?“ fragte Avrigny.

„Nein," erwiderte Villefort kurz, „gehen Sie zu dem nächsten."

In demselben Augenblicke, da Avrigny hinaustrat, begegnete er einem Geistlichen. Er trat an ihn heran.

„Sollten Sie vielleicht geneigt sein, mein Herr, einem unglücklichen Vater, der eben seine Tochter verloren hat, einen Dienst zu leisten?"

„Ach, ich weiß schon, mein Herr," erwiederte der Priester, im stärksten italienischen Akzent, „ich weiß schon, der Tod ist in dem Hause des Herrn Prokurators des Königs. Ich wollte eben von selbst schon meine Dienste anbieten, da es unser Beruf ist, unseren Pflichten unaufgefordert nachzukommen."

„Es ist ein junges Mädchen!"

„Ich komme," erwiederte der Abbé, „und ich kann sagen, daß nie inbrünstiger, als von mir geschehen soll, gebetet werden wird."

Avrigny nahm den Abbé bei der Hand und führte ihn, ohne Villefort zu begegnen, der sich in sein Kabinett eingeschlossen hatte, in Valentinens Zimmer, in welchem die Leichenträger erst in der folgenden Nacht etwas zu tun bekamen.

Als der Abbe in das Zimmer trat, begegnete Noirtier seinem Blicke. Der Greis mußte ohne Zweifel etwas Besonderes in demselben gelesen haben, denn er verwandte kein Auge mehr ihm.

Avrigny empfahl dem Priester nicht bloß die Verstorbene, sondern auch den Lebenden, und der Abbé ver-

prach, seine Gebete für Valentine, seine Sorgfalt für den Greis zu verwenden.

Der Abbé hatte die Absicht, dieses Versprechen getreulich zu halten, und sobald der Herr von Avrigny das Zimmer verlassen hatte, verschloß er, wahrscheinlich, damit er in seinen Gebeten und Noirtier in seinem Schmerze nicht gestört würde, die Tür, aus welcher Avrigny eben getreten war, sowie die, welche in das Zimmer der Frau von Villefort führte.

XXVIII.

Der Morgen des folgenden Tages war trübe und neblig.

Die Leichenbestatterinnen hatten ihr trauriges Amt während der Nacht vollbracht und die Verstorbene in ein feines Leichentuch gewickelt. Am Abend vorher war Noirtier aus Valentinens Zimmer in das seinige gebracht worden, und wider alles Erwarten hatte der Greis nicht die geringste Schwierigkeit gemacht, sich von der irdischen Hülle seines Kindes zu entfernen.

Der Abbé Busoni hatte bis Tagesanbruch gewacht und sich dann zurückgezogen, ohne jemand zu stören.

Am nächsten Tage fand die Beerdigung Valentines auf dem Kirchhof Père-Lachaise unter großer Beteiligung statt. Der Graf von Monte-Christo wohnte dem Begräbnis bei und nach demselben suchte er Morrel auf, der ganz verzweifelt und von Schmerz aufgelöst war. Er nahm ihn mit sich, führte ihn in seine Wohnung und

nach einer langen Unterredung bewog er ihn, bei ihm zu bleiben und in acht Tagen mit ihm Frankreich zu verlassen. Morrel, der zwar aus den Worten des Grafen neue Hoffnung schöpfte, erklärte sich jedoch erst dazu bereit, als ihm der Graf sagte, daß, falls er ihn nicht binnen vier Wochen von seinem Kummer geheilt habe, er ihm eigenhändig ein Gift reichen würde, welches sicherer und schneller töte, als das, welches Valentine getötet hätte. Morrel bewohnte die Gemächer Haydees, die bereits abgereist war.

Kurz nachher sehen wir Monte-Christo bei Danglars. Er traf ihn gerade bei der Ausschreibung von fünf Anweisungen auf die Bank von Frankreich, deren jede eine Million betrug.

Monte-Christo, der gekommen war, um von Danglars sein Guthaben im Betrage von 5 Millionen 100 000 Franks abzuheben, ließ sich diese Anweisungen geben. Danglars zögerte erst, da dieses Geld gar nicht ihm gehörte, sondern ein Depot darstellte, welches ihm von den Hospitälern zur Aufbewahrung übergeben war und heute abgeholt werden sollte; doch schließlich gab er ihm die Anweisungen, da ja die Quittung Monte-Christos so gut wie bares Geld war.

Die verbleibenden 100000 Franks überließ der Graf dem Bankier als Agio.

Kaum hatte sich Monte-Christo entfernt, als Herr von Boville, der General-Einnehmer der Hospitäler, erschien und die Auszahlung des Depots bat.

Danglars vertröstete ihn auf morgen Mittag, indem

er erzählte, daß er soeben an den Grafen von Monte-Christo fünf Millionen gezahlt habe, und daß er fürchten müßte, dem Bankdirektor könne es auffallend erscheinen, wenn er an einem Tage ihm zehn Millionen entziehe. Er zeigte Herrn von Boville Monte-Christos Quittung und bemerkte, daß diese Quittung so gut wie bares Geld sei; gebrauche er das Geld notwendig, so wolle er ihm die Quittung geben, die bei Rothschild, oder bei Lafitte sofort honoriert werden würde. Es würde ihm allerdings ein Diskont von 6000 Franks gemacht werden. Herr von Boville dankte für das freundliche Anerbieten, doch wolle er lieber bis morgen warten, und bald darauf empfahl er sich.

Der Bankier legte die Quittung des Herrn von Monte-Christo in ein kleines Portefeuille und murmelte:

„Komm nur mittags, ich bin dann hoffentlich über alle Berge."

Hierauf leerte er alle Schubfächer seiner Kasse, legte etwa fünfzigtausend Franks in Bankbilletts zusammen und verbrannte verschiedene Papiere. Dann nahm er einen Paß aus dem Schranke.

„Gut," sagte er vor sich hin, „er ist noch auf zwei Monate gültig."

— — — — — — — — — — — — — — —

Andrea befand sich schon einige Zeit im Gefängnis la Force, als er eines Tages in das Sprechzimmer gerufen wurde und dort Bertuccio, seinen Pflegevater gewahrte. Diese Begegnung jagte ihm großen Schrecken

ein, doch beruhigte er sich bald, als ihm Bertuccio mitteilte, daß er gekommen sei, ihm den wahren Namen seines Vaters zu sagen.

Diese Unterredung dauerte eine geraume Weile und am Schluß derselben sagte Bertuccio:

„Benedetto! Dein Schicksal liegt in einer fürchterlichen Hand; diese Hand will sich wohlwollend für dich öffnen, benutze es und tue genau so, wie ich dir gesagt habe."

Andrea versprach es und Bertuccio verließ das Gefängnis.

Der Prozeß gegen Benedetto war eingeleitet, dank der ununterbrochenen Tätigkeit Villeforts, der die bevorstehenden Assisen damit eröffnen wollte.

Am kommenden Morgen, an einem Montage, sollte die erste Sitzung stattfinden.

Es war am frühen Morgen, Villefort saß an seinem Schreibtisch; ein bleiches, düsteres Licht fiel auf das mit roter Tinte beschriebene Papier. Der Beamte war einen Augenblick eingeschlafen, während seine Lampe verglimmte und endlich erlosch; durch das letzte Knistern derselben erwachte der Prokurator; seine Hände waren feucht und rot, als hätte er sie in Blut getaucht.

Nach und nach erwachte alles.

Herr von Villefort klingelte. Der Kammerdiener trat ins Kabinett.

„Sagen Sie Madame, daß ich sie zu sprechen wünsche und sie bitte, mich in ihrem Zimmer zu erwarten. Dann kommen Sie zurück, um mich zu rasieren und anzukleiden."

„Schön, gnädiger Herr!"

Der Kammerdiener entfernte sich, erschien aber bald wieder, rasierte Herrn von Villefort und sagte dann:

„Madame hat gesagt, daß sie den gnädigen Herrn erwarte, sobald er angekleidet sein werde."

Sorgfältig schwarz gekleidet, mit einem Aktenstoß unter dem Arm und seinem Hut in der Hand, begab sich der Prokurator nach dem Zimmer seiner Frau.

Frau von Villefort saß auf einer Ottomane und durchblätterte ungeduldig einige Journale und Broschüren.

Herr von Villefort ging an die Tür, verschloß und verriegelte sie.

„Mein Gott!" rief die junge Frau, ihren Gemahl anblickend, „was gibt es denn?"

„Madame, wo verwahren Sie das Gift, dessen Sie sich zu bedienen pflegen?" fragte der Beamte ohne weitere Umschweife.

„Sie antworten nicht, Madame!" schrie der fürchterliche Untersucher, „nun Sie leugnen nicht!"

Sie machte eine Bewegung.

„Und Sie können nicht leugnen," fügte Villefort hinzu, „Sie haben diese Verbrechen mit schamloser Gewandtheit vollbracht, seit dem Tode der Frau von Saint-Méran wußte ich, daß es einen Giftmischer in meinem Hause gäbe, Herr von Avrigny hatte es mir gesagt; nach dem Tode Barrois' fiel mein Verdacht — Gott verzeihe mir — auf einen Engel; allein seit Valentinens Tode gibt es für mich keinen Zweifel mehr, Madame, und nicht bloß für mich, sondern auch für

andere, denn zwei Personen kennen bereits Ihr Verbrechen, viele haben Sie in Verdacht, und die Sache wird allgemein bekannt. Ich wiederhole Ihnen also: ich spreche nicht als Gatte, sondern als Richter zu Ihnen."

Die junge Frau bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„O, mein Herr, ich beschwöre Sie, trauen Sie nicht dem Scheine!" ächzte sie.

„Sollten Sie feig sein?" sprach Villefort verächtlich. „In der Tat, ich habe stets bemerkt, daß die Giftmischer feige sind. Sollten Sie feige sein, nachdem Sie den schrecklichen Mut hatten, zwei Greise und ein junges Mädchen vor Ihren Augen und durch Ihre Hand sterben zu sehen? Ach, sollten Sie, die Sie alles so wohl zu berechnen wußten, eine Sache zu berechnen vergessen haben, daß nämlich Ihr Verbrechen einst entdeckt werden könne? Doch das ist unmöglich, und Sie haben wohl ein sanfteres, schneller tötendes Gift für sich selbst aufbewahrt, um der gebührenden Strafe zu entgehen."

Frau von Villefort rang die Hände und fiel auf die Knie.

„Ich weiß wohl! ich weiß wohl!" sprach er „Sie gestehen; allein ein Geständnis, das dem Richter im letzten Augenblick, wenn man nicht mehr leugnen kann, gegeben wird, mildert die Strafe des Verbrechers durchaus nicht!"

„Die Strafe!" rief Frau von Villefort, „die Strafe, mein Herr! Sie haben dieses Wort schon zweimal ausgesprochen."

„Allerdings! Glaubten Sie etwa der Strafe zu entgehen, weil Sie vierfach strafbar, oder weil Sie die Frau desjenigen sind, der auf dergleichen Strafen dringt? Nein, Madame, nein! das Blutgerüst erwartet die Giftmischerin, wenn diese nicht etwa dafür gesorgt hat, einige Tropfen ihres stärksten Giftes für sich selbst zu bewahren."

Frau von Villefort stieß einen fürchterlichen Schrei aus, und Schrecken entstellte ihre Züge.

„O, fürchten Sie das Schafott nicht, Madame!" sagte der Beamte, „ich will Sie keineswegs entehren, denn das hieße mich selbst entehren; nein, im Gegenteil, wenn Sie mich gehört, müssen Sie wohl verstanden haben, daß es nicht mein Wille ist, daß Sie auf einem Blutgerüste sterben."

„Nein, ich habe nichts verstanden!" stotterte die unglückliche Frau verwirrt; „was wollen Sie damit sagen?"

„Ich wollte sagen, daß die Frau des ersten Beamten der Hauptstadt einen fleckenlosen Namen nicht mit ihrer Schmach bedecken und zugleich ihren Gatten und ihr Kind entehren darf."

„Nein, o nein!"

„Wohlan, Madame! Es wäre eine schöne Handlung von Ihnen, und ich bin Ihnen dafür dankbar."

„Sie mir dankbar? wofür denn?"

„Für das, was Sie eben sagten."

„Mein Gott, was habe ich denn gesagt? Ich habe den Verstand verloren; ich verstehe nichts mehr, mein Gott, mein Gott!"

Sie sprang auf, ihre Haare umflatterten wild ihr bleiches Gesicht.

„Sie haben auf die Frage geantwortet, die ich gleich beim Hereintreten an Sie richtete: wo ist das Gift, dessen Sie sich zu bedienen pflegen."

Frau von Villefort streckte die Arme aus und schlug dann konvulsivisch die Hände gegen einander.

„Nein, nein!" schrie sie laut, „nein, das können Sie nicht wollen."

„Was ich nicht will, ist, daß Sie auf einem Blutgerüst sterben; hören Sie?"

„O, Dank, Dank, mein Herr!"

Frau von Villefort war ihrem Manne zu Füßen gefallen. Villefort trat nahe an sie heran und sagte:

„Denken Sie daran, Madame, wenn bei meiner Rückkehr noch nicht Gerechtigkeit geschehen ist, so zeige ich Sie mit meinem eigenen Munde dem Gerichtshofe an, und verhafte Sie mit meinen eigenen Händen."

Keuchend, erschöpft, niedergeschmettert hörte sie diese Worte; nur noch ihr Auge lebte an ihr, und barg ein schreckliches Feuer.

„Sie hören!" begann Villefort wieder; „ich gehe, um die Todesstrafe gegen einen Mörder zu verhängen, wenn ich Sie lebend wiederfinde, werden Sie diese Nacht im Gefängnis schlafen!"

Frau von Villefort stieß einen Seufzer aus und sank erschlafft auf den Teppich nieder.

Der Prokurator des Königs verließ das Zimmer und verschloß die Tür zweimal.

XXIX.

Die Angelegenheit Benedettos hatte ungeheures Aufsehen gemacht. Die Journale hatten die verschiedenen Lebensabschnitte des Verbrechers, sowohl während seines glänzenden Lebens in Paris, als während seines Aufenthaltes im Bagno mitgeteilt: die Folge war, daß eine allgemeine lebhafte Neugierde besonders bei denjenigen erweckt wurde, welche den Prinzen Andrea Cavalcanti persönlich gekannt hatten.

Die Richter und Geschworenen nahmen unter tiefem Stillschweigen ihre Plätze ein; Herr von Villefort, ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Bewunderung, setzte sich auf seinen hohen Stuhl und blickte ruhig umher.

Der Angeklagte erschien.

Kaum war der junge Mann im Saale, als sein Blick die Reihen der Richter und Beisitzer musterte, dann auf dem Präsidenten und hierauf besonders lange auf dem Prokurator des Königs verweilte.

Neben Andrea stand der Advokat, der ihm von Amtswegen als Verteidiger gegeben war.

Der Präsident ließ die Klageakte vorlesen, welche, wie wir wissen, von der geschickten und unversöhnlichen Feder des Herrn von Villefort aufgesetzt war.

Während dieser langen Lektüre, welche für jeden andern niederschmetternd gewesen wäre, sah alles gespannt auf Andrea, der mutig wie ein Spartaner darein blickte.

Nie vielleicht hatte Villefort so eindringlich und so beredt gesprochen; das Verbrechen war in den lebhaftesten Farben geschildert; das frühere Leben des Gefangenen, seine Verwandlung in einen Weltmann, die Kette seiner Handlungen seit seinem zartesten Alter, waren mit dem ganzen Talente auseinander gelegt, welches einem so erfahrenen und geistreichen Manne, wie Herr von Villefort, eigen war.

Die Meinung des Publikums war, daß Benedetto durch diese Rede allein schon verloren wäre. Andrea aber schien auf die hier hinter einander folgenden Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben wurden, nicht im geringsten zu achten. Herr von Villefort, der ihn oft forschend ansah, ohne Zweifel, um seine psychologischen Studien, welche er bei seinen Angeklagten so oft zu machen Gelegenheit hatte, fortzusetzen, Herr von Villefort konnte ihn nicht einmal dahin bringen, die Augen niederzuschlagen, wie fest und durchdringend sein Blick auch war.

Als endlich die Anklage verlesen war, fragte der Präsident:

„Angeklagter, wie ist Ihr Vor- und Zuname?"

Andrea erhob sich.

„Verzeihen Sie, Herr Präsident," sprach er mit vollkommen fester Stimme, „ich sehe, daß Sie für Ihre Fragen eine Ordnung wählen, die ich nicht befolgen kann. Ich werde es später rechtfertigen, weshalb ich eine Ausnahme von gewöhnlichen Angeklagten machen zu müssen glaube und bitte daher, mir zu erlauben, eine

andere Ordnung befolgen zu dürfen; nichtsdestoweniger werde ich auf alles antworten."

Der Präsident war erstaunt, blickte die Geschworenen an, die wiederum den Prokurator des Königs ansahen.

„Ihr Alter?" fragte der Präsident.

„Ich bin einundzwanzig Jahre alt, oder werde vielmehr erst in einigen Tagen einundzwanzig Jahre alt, da ich in der Nacht vom 27. zum 28. September 1817 geboren bin.

Herr von Villefort sah bei dieser Antwort auf.

„Wo sind Sie geboren?" fuhr der Präsident fort.

„In Auteuil bei Paris?" antwortete Benedetto.

Herr von Villefort sah zum zweiten Male auf und blickte Benedetto an; er wurde bleich, als wenn er ein Medusenhaupt erblickt hätte.

„Ihr Stand?" fragte der Präsident.

„Erst war ich Fälscher, dann wurde ich Dieb, und ganz zuletzt wurde ich Mörder?"

Ein Sturm des Unwillens ließ sich auf allen Punkten des Saales vernehmen; die Richter selbst sahen ihn erstaunt an, und die Geschworenen gaben den größten Abscheu zu erkennen.

„Werden Sie nun Ihren Namen nennen?" fragte der Präsident. „Sie haben vielleicht deshalb gezögert, damit derselbe durch die vorangehenden Titel hervorsteche?"

„Ich kann Ihnen meinen Namen nicht nennen, denn ich kenne ihn nicht; aber den Namen meines Vaters kann ich Ihnen sagen," erwiderte Benedetto.

Ein schmerzlicher Schwindel verdunkelte Villeforts Sinne; dicke Schweißtropfen fielen auf die Papiere, welche er mit konvulsivischer Hand hin und her legte.

„So sagen Sie den Namen Ihres Vaters," sprach der Präsident.

Kein Hauch ließ sich unter dem tiefen Stillschweigen der Versammlung vernehmen, alles war in gespannter Erwartung.

„Mein Vater ist Prokurator des Königs!" erwiderte Adrea ruhig.

„Prokurator des Königs?!" wiederholte der Präsident ungläubig, ohne die verstörten Gesichtszüge des Herrn von Villefort zu bemerken; „Prokurator des Königs?"

„Ja! und da Sie seinen Namen wissen wollen, so werde ich ihn nennen: er heißt von Villefort."

Die durch den Respekt vor dem Gerichtshofe so lange zurückgehaltene Explosion brach wie ein Ungewitter im ganzen Saale aus; der Gerichtshof selbst dachte nicht daran, die Bewegung der Menge zu unterdrücken.

Mitten unter diesem Geräusch vernahm man die Stimme des Präsidenten, welcher rief:

„Angeklagter! Sie spielen mit der Justiz und geben Ihren Mitbürgern den Anblick einer Verderbtheit, welche ihresgleichen sucht."

Etwa zehn Personen waren um den Prokurator des Königs beschäftigt, und boten dem Halbvernichteten ihre Tröstungen und ihre Teilnahme über die gegen ihn gezeigte Frechheit dar.

Die Ruhe war im Saale wieder hergestellt, mit Ausnahme eines Punktes, auf welchem eine ziemlich zahlreiche Gruppe flüsternd sich hin und her bewegte.

Man sagte, eine Frau sei ohnmächtig geworden; man ließ sie flüchtige Salze riechen und sie erholte sich wieder.

Andrea hatte während dieses Tumultes die Versammlung lächelnd angeblickt; jetzt stützte er seine Hand auf die Lehne seiner Bank und zwar mit der ungezwungensten Haltung und sagte:

„Meine Herren! Ich denke bei Gott nicht im mindesten daran, den Gerichtshof zu insultieren und in Gegenwart einer so ehrwürdigen Versammlung einen unnützen Skandal zu machen. Man fragt mich, wie alt ich sei, ich sage es; man fragt mich, wo ich geboren bin, ich antworte; man fragt mich nach meinem Namen, ich kann ihn nicht nennen, weil meine Eltern mich verstoßen haben. Allein obgleich ich meinen Namen, weil ich keinen habe, nicht nennen kann, kann ich dennoch den meines Vaters nennen. Nun aber, ich wiederhole es, meine Herren, heißt mein Vater von Villefort und ich bin bereit, es zu beweisen."

Der junge Mann sprach mit soviel Gewißheit und Überzeugung, daß auf den Tumult wieder tiefes Schweigen folgte. Die Blicke der Menge wandten sich einen Augenblick auf den Prokurator des Königs, der unbeweglich, wie ein vom Blitze Getroffener, auf seinem Stuhle saß.

„Meine Herren!" fuhr Andrea fort, „ich bin ihnen

noch den Beweis und die Erklärung meiner Worte schuldig. Ich erkläre ihnen, daß ich der Sohn des Prokurators des Königs und in der Nacht vom 27. zum 28. September in Auteuil geboren bin. Wollen sie jetzt nähere Angaben, so will ich sie ihnen mitteilen. Ich wurde im ersten Stock des Hauses Nr. 28 der Straße la Fontaine, in einem mit rotem Damast ausgeschlagenen Zimmer geboren. Mein Vater sagte meiner Mutter, ich wäre tot, nahm mich in seine Arme, hüllte mich in eine mit dem Buchstaben H. N. gezeichnete Serviette ein und trug mich in den Garten, wo er mich lebendig begrub."

Ein Schauder überlief die Versammlung, als sie mit der Sicherheit des Angeklagten die Niedergeschlagenheit des Herrn von Villefort sich vermehren sah.

„Aber woher wissen Sie diese Einzelheiten?" fragte der Präsident.

„Ich werde es Ihnen sagen, Herr Präsident. In den Garten, in welchem mein Vater mich verscharrte, hatte sich ein Mann geschlichen, der ihm lange Zeit auflauerte, um eine korsische Blutrache an ihm zu nehmen. Dieser Mann war hinter Büschen versteckt; er sah, daß mein Vater etwas in die Erde legte und stach ihm bei dieser Gelegenheit ein Messer zwischen die Rippen; da er glaubte, daß das Verscharrte irgend ein Schatz wäre, öffnete er die Grube und fand mich noch lebend. Dieser Mann brachte mich in das Hospital der Findelkinder, wo ich unter Nr. 37 eingeschrieben wurde. Nach drei

Monaten machte seine Frau die Reise von Rogliano nach Paris, um mich als ihren Sohn in Anspruch zu nehmen und nahm mich mit nach Hause. So wurde ich, obgleich in Auteuil geboren, in Korsika erzogen.

Es herrschte einen Augenblick ein so tiefes Stillschweigen, daß man den Saal für leer halten konnte.

„Aber Ihre Mutter?" fragte der Präsident.

„Meine Mutter hielt mich für tot; sie hat keine Schuld. Ich wollte ihren Namen nicht wissen und ich kenne sie nicht."

In diesem Augenblick ließ sich ein schmerzlicher Schrei inmitten einer Gruppe vernehmen, die, wie bereits erwähnt, eine Frau umgab. Diese Frau bekam einen heftigen Nervenanfall; man mußte sie wegführen und bei dieser Gelegenheit verschob sich der dichte Schleier, der ihr Gesicht verbarg, es war Madame Danglars!

Trotz der Erstarrung, in welche der Prokurator versunken war, erkannte er sie und erhob sich.

„Die Beweise, die Beweise!" sagte der Präsident; „bedenken Sie, Angeklagter, daß dieses Gewebe von schauderhaften Anklagen durch die eklatantesten Beweise festgestellt werden muß."

„Nun, blicken Sie Herrn von Villefort an und verlangen Sie noch Beweise?"

Aller Augen wandten sich auf den Prokurator des Königs, der, von diesen Tausenden von Blicken wie von

Pfeilen getroffen, schwankend und mit verstörtem Gesichte vortrat.

Ein langes, anhaltendes Murmeln verbreitete sich in der Versammlung.

„Man verlangt Beweise von mir, mein Vater!“ sagte Benedetto. „Wollen Sie, daß ich sie gebe?“

„Nein, nein!“ stotterte Villefort mit bebender Stimme, „es ist nicht nötig.“

„Wie, es ist nicht nötig?“ rief der Präsident. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß ich vergebens mich gegen den tödlichen Pfeil, der gegen mich gerichtet ist, wehren würde. Meine Herren! Ich erkenne es an, daß ich in der Gewalt des rächenden Gottes bin. Keine Beweise! Es bedarf deren nicht. Ich bekenne mich für schuldig alles dessen, was dieser junge Mann gegen mich vorgebracht hat und werde mich von diesem Augenblicke ab in meinem Hause zur Verfügung des Herrn Prokurators des Königs, der mein Nachfolger werden wird, halten.“

Und indem er diese Worte mit dumpfer, fast erstickter Stimme sprach, schritt er wankend auf die Türe zu, welche ihm der diensthabende Huissier gedankenlos öffnete.

Die ganze Versammlung blieb stumm und betäubt von dieser Entdeckung und diesem Geständnisse, welches den verschiedenen Ereignissen, welche seit vierzehn Tage die Pariser Welt gespannt hielten, eine so schreckliche Lösung gab.

„Die Sitzung ist aufgehoben und der Prozeß bis zur nächsten Session verschoben," sagte der Präsident. „Die Sache muß von neuem eingeleitet und einem andern Beamten übergeben werden."

Andrea hatte fortwährend seine Ruhe behauptet und verließ den Saal, begleitet von Gendarmen, welche ihm unwillkürlich rücksichtsvoller begegneten.

Es wäre unmöglich, den Zustand zu schildern, in welchem Villefort den Palast verließ.

Er dachte an seine Frau.

Zu Hause angekommen, eilte er in den kleinen Solon.

Mit einem Blicke übersah er den ganzen Salon.

„Niemand," sagte er; „sie ist wahrscheinlich in ihrem Schlafzimmer."

Er eilte an die Tür, sie war verriegelt. Er stieß die Tür mit einem Fußtritte ein.

Frau von Villefort stand da, bleich, mit verzerrten Zügen und sah ihn mit erschrecklich starrem Blicke an.

„Heloise, Heloise! was ist dir? sprich!"

Die junge Frau streckte ihre steife, leichenblasse Hand gegen ihn aus.

„Es ist geschehen, mein Herr!" sprach sie mit einem Röcheln, das ihren Schlund zu zerreißen schien; „was wollen Sie noch mehr?"

Und sie sank der Länge nach auf den Teppich.

Villefort eilte zu ihr und ergriff ihre Hand; diese Hand umfaßte konvulsivisch ein Fläschchen mit goldenem Stöpsel.

Frau von Villefort war tot.

Außer sich vor Schrecken wankte Villefort bis zur Schwelle zurück und starrte den Leichnam an.

„Mein Sohn!“ schrie er plötzlich; „wo ist mein Sohn? Eduard, Eduard!“

Er stürzte aus dem Zimmer und rief fortwährend: „Eduard, Eduard!“

Dieser Name wurde mit einer solchen Angst ausgerufen, daß alle Diener herbei eilten.

„Mein Sohn! wo ist mein Sohn?“ fragte Villefort. „Man bringe ihn aus dem Hause, damit er nicht sehe. —“

„Monsieur Eduard ist nicht unten,“ erwiderte der Kammerdiener.“

„Er spielt wahrscheinlich im Garten; sehen Sie nach, sehen Sie nach.“

„Nein, gnädiger Herr. Madame hat ihn vor einer halben Stunde etwa gerufen; Monsieur Eduard ging zu Madame hinauf und ist seitdem nicht hinunter gekommen.“

Eiskalter Schweiß bedeckte Villeforts Stirn, seine Füße wankten, seine Gedanken verwirrten sich.

„Bei Madame?“ murmelte er, „bei Madame?“

Langsam versuchte er, sich an die Wand stützend, wieder zurückzukehren. Indem er in das Zimmer wieder hereintrat, mußte er den Leichnam der unglücklichen Frau wiedersehen.

Um Eduard zu rufen, mußte er das Echo dieses in ein Grab verwandelten Zimmers wecken; sprechen hieß

die Ruhe des Grabes zu stören. Er mußte die Tür öffnen, die zum Zimmer Valentinens führte; wohlan hier hat sich nichts verändert.

Vor allem aber verschloß er die Tür des Treppenabsatzes.

Er näherte sich der Tür, legte die Hand an den kristallenen Drücker und die Tür ging auf.

„Eduard! Eduard!" ächzte er.

Das Kind antwortete nicht; wo konnte es nur ein, da es nach der Aussage der Demoftiken zu seiner, Mutter gegangen und nicht wieder heruntergekommen war?

Villefort trat einen Schritt näher.

Der Leichnam der Frau von Villefort lag quer vor der Tür des Boudoirs, in welchem Eduard durchaus sein mußte; dieser Leichnam, mit starren, weit offenen Augen, schien die Schwelle, mit einer schrecklichen und geheimnisvollen Ironie auf den Lippen, zu bewachen. Hinter dem Leichnam ließ die halboffene Tür ein Piano und das Ende eines blauseidenen Divans erblicken.

Villefort tat noch einige Schritte vorwärts und gewahrte sein auf dem Kanapee liegendes Kind.

Flugs schritt er in das Boudoir, nahm das Kind hastig in seine Arme, um mit demselben weit hinwegzufliehen.

Er drückte das Kind in seinen Armen, schüttelte es, rief es; das Kind antwortete nicht. Er preßte seine brennenden Lippen auf des Kindes Wangen; diese

Wangen waren eiskalt; er legte seine Hand auf das Herz des Kindes; das Herz schlug nicht mehr. Das Kind war tot.

Ein doppelt zusammengefaltetes Papier fiel von Eduards Brust. Villefort sank vernichtet in die Knie; das Kind entfiel seinen kraftlosen Armen und sank neben seine Mutter hin. Villefort hob das Papier auf, erkannte die Handschrift seiner Frau und las begierig folgende Zeilen:

„Sie wissen, daß ich eine gute Mutter war, da ich für meinen Sohn Verbrecherin wurde!

Eine gute Mutter geht nicht ohne ihr Kind!"

Dann drang ein herzzerreißender Schrei aus seiner Brust.

„Gott!" murmelte er, „Gott!"

Villeforts Kopf beugte sich unter der Last dieser Schmerzen, er erhob sich mühsam, schüttelte sein vor Schrecken gesträubtes Haar, und der Mann, der nie Mitleid für jemand empfunden hatte, ging nun zu seinem Vater, um doch jemand zu haben, vor dem er weinen, dem er sein Unglück klagen konnte.

Er stieg die bekannte Treppe zu Noirtier hinauf. Dieser schien aufmerksam und so freundlich, als seine Unbeweglichkeit es gestattete, auf den Abbé Busoni zu hören, der eben so ruhig und kalt wie gewöhnlich war.

„Sie hier?" sprach er; „Sie erscheinen hier wohl nur im Gefolge des Todes?"

Busoni wandte sich um; als er das verzerrte Gesicht

des Beamten, das wilde Feuer seiner Augen merkte, begriff er, daß die Szene vor den Assisen vor sich gegangen sein mußte; das übrige wußte er noch nicht.

„Ich war gekommen, um am Bette Ihrer Tochter zu beten," erwiderte Busoni.

„Aber, was wollen Sie heute hier?"

„Ich will Ihnen sagen, daß Sie mir Ihre Schuld hinlänglich bezahlt haben, und daß ich von diesem Augenblick ab Gott bitte, sich zu begnügen, wie ich mich begnüge."

„Mein Gott!" rief Villefort zurückprallend, „diese Stimme ist ja nicht die des Abbé Busoni."

„Nein!"

Der Abbé nahm seine Tonsur ab, schüttelte den Kopf und sein langes, schwarzes Haar fiel auf seine Schultern hinab.

„Das ist das Gesicht des Grafen von Monte-Christo!" schrie Villefort mit stieren Augen.

„Das ist es noch nicht, Herr Prokurator des Königs, suchen Sie besser und weiter!"

„Diese Stimme, diese Stimme! wo habe ich sie doch zum erstenmal gehört?"

„In Marseille! vor dreiundzwanzig Jahren, am Tage Ihrer Vermählung mit Fräulein von St. Meran. Suchen Sie in Ihren Akten."

„Sie sind nicht Busoni und nicht Monte-Christo? Mein Gott, Sie sind ein geheimer, unversöhnlicher Todfeind! Ich habe Ihnen in Marseille etwas Böses getan; o, ich Unglücklicher!"

„Ja, du hast recht!“ sagte der Graf, die Arme kreuzend; „suche, suche!“

„Aber was habe ich dir denn getan?“ schrie Villefort, dessen Geist sich bereits zu verwirren anfing; „was habe ich dir denn getan? sage, sprich!“

„Sie haben mich zu einem langsamen und scheußlichen Tode verurteilt und meinen armen Vater getötet, mir mit der Freiheit die Liebe und mit der Liebe das Glück geraubt.“

„Aber wer sind Sie denn, wer sind Sie denn?“

„Ich bin der Schatten eines Unglücklichen, den Sie in den Kerker des Schlosses If versenkt haben. Diesem aus dem Grabe erstandenen Schatten hat Gott die Maske des Grafen von Monte-Christo verliehen und ihn mit Diamanten und Gold überschüttet, damit Sie ihn nicht früher erkennen sollen.“

„Ah, ich erkenne dich, ich erkenne dich!“ rief der Prokurator. „Du bist —“

„Ich bin Edmond Dantes!“

„Du bist Edmond Dantes!“ schrie der Prokurator des Königs, den Graf am Arme packend; „dann komm!“

Und er schleppte Monte-Christo die Treppe hinauf; dieser folgte ihm erstaunt, nicht wissend, wohin der Prokurator ihn führe, und eine neue Katastrophe ahnend.

„Sieh, Edmond Dantes!“ sprach er, den Leichnam seiner Frau und den seines Kindes zeigend; „sieh her, hast du dich gut gerächt?“

Monte-Christo erbleichte bei diesem schrecklichen Anblick; er begriff, daß er die Rechte der Rache überschritten

habe und daß er sich nicht mehr sagen könne: „Gott ist für mich und mit mir."

Mit unbeschreiblicher Angst stürzte er sich auf den Körper des Kindes, öffnete seine Augen, fühlte seinen Puls und eilte mit ihm in Valentinens Zimmer, welches er doppelt hinter sich schloß.

„Mein Kind!" schrie Villefort; „er entführt den Leichnam meines Kindes! o, Fluch, Unglück, Tod über dich!"

Er wollte Monte-Christo nacheilen, allein wie in einem Traume, schien es ihm, als wenn seine Füße eingewurzelt wären; seine Augen drohten aus ihren Höhlen zu springen; seine Finger versenkten sich in die Brust, so daß die Nägel vom Blute gerötet wurden, seine Adern schwollen, sein Gehirn glühte.

Diese Starrheit dauerte einige Minuten, bis die Verwirrung der Sinne vollständig war.

Dann stieß er einen Schrei aus, auf den ein lange anhaltendes Gelächter folgte und stürzte die Treppe hinunter.

Nach einer Viertelstunde öffnete sich Valentinens Zimmer wieder und der Graf von Monte-Christo erschien, blaß, mit bewegtem Atem und düsterem Blick. Sein sonst so ruhiges und edles Gesicht war durch den Schmerz entstellt. In den Armen hielt er das Kind, welchem er das Leben nicht mehr wieder zu geben vermochte.

Er kniete nieder und legte das Kind demütig neben seine Mutter. Dann stand er auf, verließ das Zimmer und fragte einen Domestiken, dem er auf der Treppe begegnete, wo Herr von Villefort wäre.

Der Domestik wies schweigend nach dem Garten.

Monte-Christo stieg die Freitreppe hinunter, näherte sich der bezeichneten Stelle und erblickte Villefort, der, von seiner Dienerschaft umgeben, mit einem Spaten in der Hand die Erde mit einer gewissen Wut umgrub und dabei murmelte:

„Hier ist es noch nicht, hier ist es noch nicht!"

Und er grub immer weiter.

Monte-Christo trat nahe zu ihm heran und flüsterte ihm leise, ja fast demütig zu:

„Mein Herr! Sie haben einen Sohn verloren; aber —"

Villefort unterbrach ihn.

„O, ich werde ihn wiederfinden; Sie haben gut reden, daß er nicht da ist, ich werde ihn wiederfinden und sollte ich bis zum Tage des jüngsten Gerichts suchen."

Monte-Christo wich erschreckt zurück und sagte:

„O, er ist wahnsinnig!"

Und als wenn er gefürchtet hätte, daß die Mauern dieses verruchten Hauses einstürzen und ihn zerschmettern könnten, eilte er auf die Straße, zum ersten Male zweifelnd, ob das, was er getan, recht getan wäre.

„O, genug jetzt, genug! retten wir den letzten."

Als Monte-Christo nach Hause kam, fand er Morrel, der schweigend im Hotel des Grafen umherirrte, einem Schatten gleich, der den Augenblick erwartet, wo er wieder in sein Grab hinuntersteigen wird.

„Halten Sie sich bereit, Maximilian, morgen verlassen wir Paris," sprach Monte-Christo.

„Haben Sie hier nichts mehr zu tun?" fragte Morrel.

„Nein," erwiderte Monte-Christo, „und wollte Gott daß ich hier nicht schon zu viel getan habe."

Wirklich reisten sie am folgenden Tage ab und hatten bloß Baptistin in ihrem Gefolge. Haydee hatte Ali mitgenommen und Bertuccio blieb bei Noirtier.

* * *

Der Baron Danglars hatte sich nach Rom begeben, um bei dem Hause Thomson & French die Quittung Monte-Christos gegen Anweisungen auf Venedig und Wien umzusetzen. Nachdem er diese erhalten, bestellte er sich einen Wagen. Er wollte zunächst nach Venedig gehen, um dort einen Teil seines Vermögens zu heben, dann von Venedig nach Wien, um auch das übrige einzukassieren. Seine Absicht war, sich in letzter Stadt, die man ihm als einen sehr angenehmen Platz geschildert hatte, festzusetzen.

Unterwegs jedoch wurde der Wagen von Banditen angehalten und Danglars gefangen genommen.

Man brachte ihn in eine in den Felsen eingehauene Zelle, und schloß die Tür hinter ihm.

Man zwang ihn hier durch Hunger und Durst dazu, die Anweisungen herauszugeben und als er alles bis auf 50 000 Franks dem Hauptmann Luigi Vampa ausgeliefert hatte, erschien der Graf von Monte-Christo und fragte ihn, ob er jetzt bereue.

„Der Graf von Monte-Christo!" rief Danglars,

bleicher noch vor Schrecken, als einen Augenblick zuvor vor Hunger und Elend.

„Sie täuschen sich; ich bin nicht der Graf von Monte-Christo.“

„Und wer sind Sie denn?“

„Ich bin derjenige, den Sie verkauft, verraten, entwürdigt haben; ich bin derjenige, dem Sie die Braut treulos gemacht, dessen Unglück Sie zu Ihrem Glücke benutzt, dessen Vater Sie den Hungertod haben sterben lassen, der Ihnen aber verzeiht, weil er selbst der Verzeihung bedarf; ich bin Edmond Dantes!“

Danglars stieß einen Schrei aus und sank zur Erde.

„Erheben Sie sich,“ sprach der Graf, „Sie kommen mit heiler Haut davon; dieses Glück ist Ihren beiden Mitschuldigen nicht zuteil geworden; der eine ist wahnsinnig, der andere tot! Behalten Sie die fünfzigtausend Franks, die Ihnen noch bleiben, ich schenke sie Ihnen; die fünf Millionen, welche Sie den Hospitälern gestohlen haben, sind denselben bereits von unbekannter Hand wieder erstattet. Und nun essen und trinken Sie, diesen Abend sind Sie mein Gast. Vampa, wenn dieser Mann gesättigt ist, soll er frei sein.“

Danglars blieb auf der Erde liegen, bis der Graf sich entfernt hatte; als er den Kopf erhob, bemerkte er nur noch einen Schatten, der im Korridor verschwand und vor dem die Banditen sich verneigten.

Danglars wurde von Vampa bedient, wie es der Graf angeordnet hatte. Er ließ ihm den besten Wein und die schönsten Früchte bringen. Hierauf mußte der

Bankier eine Postchaise besteigen und erst auf offener Straße verließ ihn der Banditenchef, nachdem er ihn an einen Baum gelehnt hatte.

Hier blieb er bis Tagesanbruch, nicht wissend, wo er war.

Am Tage merkte er, daß er sich in der Nähe eines Baches befände; er hatte Durst und schleppte sich an das Wasser hin. Als er sich bückte, um zu trinken, gewahrte er, daß seine Haare weiß geworden waren.

XXX.

Der Graf von Monte-Christo und Morrel befanden sich auf der Insel Monte-Christo in einem unterirdischen Palast, den der Graf sich hatte bauen lassen und der mit wahrhaft märchenhafter Pracht ausgestattet war.

Es war heute der 5. Oktober, der letzte Tag der vier Wochen, die der Graf von Morrel verlangte, um ihn von seinem Schmerze zu heilen.

„Mein Freund," sagte Morrel, „Sie haben mir den 5. Oktober als den Tag bezeichnet, bis zu welchem Sie Aufschub von mir verlangten — heute ist der 5. Oktober."

Morrel sah nach der Uhr.

„Es ist jetzt neun Uhr. Ich habe noch drei Stunden zu leben."

„So sei es!" erwiderte Monte-Christo, „kommen Sie." Morrel folgte dem Grafen gedankenlos und sie befanden sich schon in der Grotte, ohne daß Maximilian es bemerkte.

Er fand Teppiche zu seinen Füßen ausgebreitet, eine Tür öffnete sich, Wohlgeruch und helles Licht drang ihm entgegen.

Morrel blieb stehen; er mochte den entnervenden Genüssen, welche ihn umgaben, nicht recht trauen.

Monte-Christo zog ihn sanft nach sich.

„Wäre es Ihnen gefällig," sprach er, „daß wir die drei Stunden, die uns noch bleiben, wie die alten Römer anwenden, die von ihrem Kaiser und Erben Nero zum Tode verurteilt, sich an einen mit Blumen geschmückten Tisch setzten und den Tod mit dem Wohlgeruch der Heliotropen und Rosen einatmeten."

Morrel lächelte.

Sie befanden sich in einem wunderbaren Speisesaale, in welchem Marmorstatuen Körbe, die mit Blumen und Früchten gefüllt waren, auf ihren Köpfen trugen.

Morrel hatte alles flüchtig betrachtet und demnach wahrscheinlich nichts gesehen.

„Sprechen wir als Männer," sagte er, den Grafen fest ansehend.

„So sprechen Sie!" erwiderte dieser.

„Graf," begann Morrel, „Sie vereinigen alle menschlichen Kenntnisse und machen auf mich den Eindruck eines von einer höheren und weiseren Welt zu uns Herabgestiegenen."

„Es liegt etwas Wahres in Ihren Worten, Morrel, sagte der Graf mit jenem melancholischen Lächeln, welches ihn so schön machte; „ich bin von einem Planeten herabgestiegen, den man den Schmerz nennt."

„Ich glaube alles, was Sie mir sagen, ohne dessen Sein zu ergründen; ein Beweis dafür ist, daß Sie mir gesagt haben, ich sollte leben und daß ich gelebt habe; daß Sie mich hoffen hießen und ich beinahe gehofft habe. Ich möchte Sie also fragen, Graf, als wenn Sie schon einmal tot gewesen wären. Ist das Sterben sehr unangenehm?"

Monte-Christo blickte Morrel mit großer Zärtlichkeit an.

„Ja, mein lieber Freund," sagte er; „ja gewiß ist das Sterben schmerzlich, wenn Sie auf eine rohe und gewaltsame Weise die sterbliche Hülle zertrümmern, die hartnäckig zu leben verlangt. Wenn Ihre Haut unter der unerbittlichen Spitze eines Dolches seufzt; wenn Sie mit einer unvernünftigen Kugel Ihr Gehirn durchwühlen, dann freilich werden Sie leiden und das Leben ungern verlassen, indem Sie es in einem so verzweifelten Todeskampfe besser fühlen, als eine so teuer erkaufte Ruhe."

„Ja, ich verstehe es," sprach Morrel. „Der Tod hat wie das Leben seine Geheimnisse des Schmerzes und der Wonne; es kommt nur darauf an, diese Geheimnisse zu kennen."

„Ganz recht, Maximilian, Sie haben ein richtiges Wort gesprochen. Der Tod ist, je nachdem wir uns mit ihm stellen, entweder ein Freund, der uns sanft wie eine Amme einwiegt, oder ein Feind, der unsere Seele gewaltsam dem Körper entreißt. Wenn unsere Welt tausend Jahre älter sein wird, wenn man Herr aller zerstörenden Kräfte der Natur geworden sein wird; wenn

der Mensch, wie Sie eben sagten, die Geheimnisse des Todes kennen wird, dann wird der Tod eben so süß und angenehm werden, wie der Schlaf in den Armen unserer Geliebten."

„Und wenn Sie sterben wollten, Graf, könnten Sie so sterben?"

„Ja."

Morrel reichte ihm die Hand.

„Jetzt begreife ich," sprach er, „weshalb Sie mir hier auf dieser entlegenen Insel in der Mitte eines Ozeans, in diesem unterirdischen Palais, in diesem Grabmal, um welches Sie ein Pharao beneiden würde, ein Rendezvous gegeben haben. Nicht wahr, es geschah, weil Sie mich lieben, weil Sie mir einen Tod bereiten wollen, wie der, von welchem Sie eben gesprochen, einen Tod ohne Kampf, einen Tod, der mir gestattet, dahinscheidend den Namen Valentine zu flüstern und Ihre Hand zu drücken."

„Sie haben recht geraten, Morrel, „versetzte der Graf einfach, „so meinte ich es."

„Meinen Dank! der Gedanke, das ich morgen nicht mehr leiden werde, ist erquickend für mein ganzes Herz."

„Und gibt es nichts, daß Sie zu verlassen reut?" fragte Monte-Christo.

„Nein," erwiderte Morrel.

„Auch mich nicht?" fragte der Graf in tiefer Bewegung.

Morrel hielt inne; sein reines Auge trübte sich, dann strahlte es von ungewohntem Glanze, eine Träne rollte furchend über seine Wange.

„Wie," rief der Graf, „Sie bedauern etwas, was Sie auf Erden zurücklassen müssen, und Sie wollen sterben?"

„O," rief Morrel mit matter Stimme, „ich bitte Sie, kein Wort mehr, Graf, verlängern Sie meine Qual nicht noch."

Der Graf glaubte, Morrel würde schwach.

Dieser flüchtige Glaube erregte in ihm jenen schrecklichen Zweifel, den er schon einmal im Schlosse If niedergekämpft hatte.

„Ich bemühe mich," dachte er, „diesem Manne das Glück wiederzugeben, ich betrachte diese Bemühungen als ein Gewicht, welches ich in die Wagschale lege, um das Übel, was ich angerichtet, auszugleichen. Wenn ich mich nun täuschte, wenn dieser Mensch nicht unglücklich genug wäre, um das Glück zu verdienen; ach, was sollte aus mir werden, der ich das Böse nur vergessen kann, indem ich mich des Guten erinnere."

„Hören Sie, Morrel," sprach er, „Ihr Schmerz ist unermeßlich, das sehe ich, indessen glauben Sie an Gott, und Sie werden nicht das Heil Ihrer Seele aufs Spiel setzen wollen."

Morrel lächelte traurig.

„Sie wissen, Graf," sagte er, „daß ich bei kaltem Blute schwärme, allein ich schwöre Ihnen, meine Seele gehört nicht mehr mir."

„Hören Sie, Morrel," sprach Monte-Christo, „ich habe, wie Sie wissen, keinen Verwandten in der Welt. Ich habe mich gewöhnt, Sie als meinen Sohn zu be-

trachten, und für meinen Sohn würde ich mein Leben opfern, um wie viel mehr mein Vermögen."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß Sie das Leben verlassen wollen, weil Sie nicht alle Genüsse kennen, welche das Leben einem großen Vermögen bietet. Morrel, ich besitze beinahe hundert Millionen Franks, ich gebe sie Ihnen, mit einem solchen Vermögen können Sie alles erreichen. Sind Sie ehrgeizig, so werden Ihnen alle Karrieren offen stehen, bringen Sie die Welt in Aufruhr, verändern Sie Ihre Gestalt, überlassen Sie sich den unsinnigsten Unternehmungen, seien Sie Verbrecher, wenn es sein muß, aber leben Sie."

„Graf, ich habe Ihr Wort," entgegnete Morrel kalt, „und schon ist es halb zwölf," fügte er, auf die Uhr sehend, hinzu.

„Bedenken Sie, Morrel, unter meinen Augen, in meinem Hause."

„Nun, so lassen Sie mich abreisen," sprach Maximilian, finster werdend, „sonst werde ich glauben, daß Sie mich nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen lieben."

Und er stand auf.

„Gut," erwiderte Monte-Christo, dessen Gesicht sich bei diesen Worten erheiterte, „Sie wollen es, Morrel; ja, Sie sind äußerst unglücklich und nur ein Wunder kann Sie heilen; setzen Sie sich, Morrel, und warten Sie."

Morrel gehorchte; Monte-Christo erhob sich ebenfalls und holte aus einem sorgfältig verschlossenen Schrank,

von dem er den Schlüssel beständig an einer goldenen Kette bei sich trug, ein kleines, sehr kunstreich gearbeitetes, silbernes Kästchen, dessen Enden vier weibliche Figuren bildeten, Symbole von Engeln, die nach dem Himmel streben. Aus diesem Kästchen, welches er auf den Tisch setzte, nahm er eine kleine goldene Schachtel, deren Deckel durch den Druck einer geheimen Feder aufsprang. Diese Schachtel enthielt eine halb ölige, halb feste Substanz, deren Farbe durch den Reflex des Goldes, der Saphire, der Rubine und Smaragde, mit denen die Schachtel besetzt war, sich nicht bestimmen ließ.

Der Graf nahm von dieser Substanz eine geringe Quantität in einen silbernen Löffel und überreichte ihn Morrel, indem er auf denselben einen langen anhaltenden Blick wandte. Jetzt konnte man bemerken, daß die Substanz gräulich war.

„Hier haben Sie das, was Sie von mir verlangten und was ich Ihnen versprochen habe."

Der junge Mann nahm den Löffel aus Monte-Christos Hand und sagte:

„Lebend danke ich Ihnen von ganzem Herzen."

Hierauf schwiegen beide.

Ali, still und aufmerksam, brachte den Tabak und Kaffee und verschwand hierauf. Nach und nach wurden die in den Händen der Marmorstatuen befindlichen Lampen immer matter und der Duft der Räucherpfannen schien Morrel weniger stark.

Monte-Christo saß ihm gegenüber im Schatten, ihn betrachtend, und Morrel sah nur die Augen des Grafen

glänzen. Ein unendlicher Schmerz bemächtigte sich des jungen Mannes. Unmerklich verloren die Gegenstände Gestalt und Farbe; sein unruhiger Blick glaubte in den Wänden Türen und Vorhänge sich öffnen zu sehen.

Betäubt und ermattet drehte sich Morrel auf seinem Sessel um. Alles erschien ihm nur noch als ein Traum; er glaubte mit vollen Segeln in jenes unbestimmte Delirium einzukehren, welches jener unbekannten Grotte vorangeht, welche man Tod nennt. Noch einmal versuchte er, dem Grafen die Hand zu reichen, allein diesmal rührte sich dieselbe nicht; er wollte ein letztes Adieu hervorstammeln, allein seine Stimme versagte ihm. Seine matten Augen schlossen sich wider seinen Willen; dennoch erschien ihm unter seinen Augenlidern ein Bild, welches er trotz der Dunkelheit, von der er sich umhüllt glaubte, erkannte. Es war der Graf, der eben eine Tür geöffnet hatte. Sogleich drang eine wunderbare Klarheit aus einem anstoßenden Zimmer und erleuchtete den Saal, in welchem Morrel sich seinem sanften Todeskampf überließ. Dann sah er eine weibliche Gestalt von ausgezeichneter Schönheit auf die Schwelle dieses Saales und auf die Grenze beider Zimmer treten. Süß lächelnd und bleich, schien sie ein Engel des Mitleids, der den Engel der Rache beschwört.

„Öffnet sich schon der Himmel für mich," dachte der Sterbende; „dieser Engel gleicht dem, den ich verloren habe."

Monte-Christo zeigte der jungen Dame das Sofa, auf welchem Morrel ruhte. Sie näherte sich ihm

mit gefalteten Händen und einem Lächeln auf den Lippen.

„Valentine, Valentine!“ rief Morrel vom Grunde seines Herzens. Allein sein Mund brachte keinen Ton hervor; und als wenn alle seine Kräfte in dieser einen Aufregung vereinigt gewesen wären, stieß er einen Seufzer aus und schloß die Augen.

Valentine stürzte ihm entgegen. Morrels Lippen machten noch einige Bewegungen.

„Er ruft Sie,“ sprach der Graf; „er ruft Sie aus seinem tiefen Schlummer, er, dem Sie Ihr Geschick anvertraut haben und von dem der Tod Sie trennen wollte. Doch glücklicherweise war ich da und besiegte den Tod. Von nun an, Valentine, dürfen Sie sich auf Erden nicht mehr trennen; denn um Sie wieder zu finden, stürzte er sich in das Grab. Ohne mich würdet Ihr Beide gestorben sein; ich gebe Euch einander wieder; möge Gott die zwei Existenzen, die ich rettete, auf meine Rechnung schreiben!“

Valentine ergriff Monte-Christos Hand und drückte sie in dem Gefühle unwiderstehlicher Freude an ihre Lippen.

Dann ergriff er Valentines Hand und verschwand.

Hierauf verging etwa eine Stunde, während welcher Valentine schwer atmend, sprachlos und mit starrem Blick bei Morrel blieb. Endlich merkte sie, daß sein Herz schlug; ein fast unmerklicher Hauch öffnete seine Lippen und jener leichte Schauer, der die Rückkehr des Lebens

verkündigt, lief durch den ganzen Körper des jungen Mannes.

Endlich öffneten sich seine Augen, doch blieben sie anfangs starr und wirr; dann kam ihm die wirklich bestimmte Sehkraft wieder; mit der Sehkraft die Empfindung und mit der Empfindung der Schmerz.

„O!" rief er im Tone der Verzweiflung. „Ich lebe noch, der Graf hat mich betrogen!"

Er streckte seine Hand nach dem Tische aus und ergriff ein Messer.

„Freund," sprach Valentine mit ihrem anbetungswürdigen Lächeln; „erwache doch und blicke mich an."

Morrel stieß einen lauten Schrei aus; voller Zweifel und wie von einer himmlischen Erscheinung geblendet, sank er auf die Knie. Am anderen Tage spazierten Morrel und Valentine bei den ersten Strahlen der Morgensonne Arm in Arm am Gestade. Valentine erzählte Morrel, wie Monte-Christo in ihrem Zimmer erschienen war, wie er ihr alles entschleiert und sie auf wunderbare Weise vom Tode gerettet habe, während er die Welt glauben ließ, daß sie gestorben wäre. Sie hatten die Tür der Grotte offen stehend gefunden und waren hinaus gegangen. Am blauen Himmel glänzten die letzten Sterne der Nacht. Da bemerkte Morrel im Halbdunkel einer Felsengruppe einen Mann, der einen Wink erwartete, um sich zu nähern; er zeigte Valentine diesen Mann.

„Ach, das ist Jacopo, der Kapitän dieser Jacht," sagte sie, und rief ihn durch eine Gebärde herbei.

„Haben Sie uns etwas zu sagen?" fragte Morrel.

„Ich habe Ihnen diesen Brief vom Grafen zu übergeben."

„Vom Grafen?" murmelten die beiden jungen Leute gleichzeitig.

„Ja, lesen Sie."

Morrel öffnete den Brief und las:

„Mein lieber Maximilian!

Eine Feluke liegt für Sie vor Anker. Jacopo wird Sie und Valentine nach Livorno bringen, wo Herr Noirtier seine Enkelin erwartet, die er segnen will, bevor sie Ihnen zum Altar folgt. Alles, was in dieser Grotte sich befindet, mein Haus auf den elysäischen Feldern und mein Schloß in Treport sind das Hochzeitsgeschenk, welches Edmond Dantes dem Sohne seines Prinzipals Morrel macht. Fräulein von Villefort möge gütigst die Hälfte davon annehmen, denn ich bitte sie, das ganze Vermögen, welches ihr von seiten ihres wahnsinnig gewordenen Vaters und ihres im vergangenen September mit ihrer Stiefmutter zugleich verstorbenen Bruders zufällt, den Armen von Paris zu geben. Sagen Sie, Morrel, dem Engel, der über Ihr Leben zu wachen bestimmt ist, er möge zuweilen für einen Menschen beten, der sich gleich Satan einen Augenblick Gott gleich hielt und der mit edler, christlicher Demut erkannt hat, daß die höchste Macht und die unendliche Weisheit allein in Gottes Händen ruht. Diese Gebete werden vielleicht die Gewissensbisse mildern, die er im Grunde seines Herzens mit sich herum trägt. Was Sie betrifft, Morrel,

so ist folgendes das Geheimnis meines Betragens gegen Sie.

In dieser Welt gibt es weder Glück noch Unglück, es gibt nur eine Vergleichung des einen Zustandes mit dem andern. Nur wer das äußerste Unglück empfunden hat, kann das richtige Glück empfinden. Man muß sterben gewollt haben, um zu wissen, wie schön das Leben ist.

So betet denn, geliebte Kinder, seid glücklich und vergesset niemals, daß bis zu dem Tage, an welchem es Gott gefällig sein wird, die Zukunft dem Menschen zu entschleiern, die ganze menschliche Weisheit in den beiden Worten:

Warten und Hoffen!

enthalten sein wird.

Ihr Freund
Edmond Dantes,
Graf von Monte-Christo."

Während der Lektüre dieses Briefes, welcher sie von dem wahnsinnigen Zustande ihres Vaters und dem Tode ihres Bruders benachrichtigte, erbleichte Valentine; ein schmerzlicher Seufzer entrang sich ihrer Brust und Tränen rollten über ihre Wangen. — Sie hatte ihr Glück teuer erkauft.

Morrel blickte unruhig um sich.

„Wahrlich, der Graf übertreibt seine Großmut," sagte er; „Valentine wird sich mit meinem bescheidenen Vermögen begnügen. Wo ist der Graf, lieber Freund? führen Sie mich zu ihm."

Jacopo zeigte mit der Hand nach dem Horizont.

„Wie, was soll das heißen," fragte Valentine, „wo ist der Graf, wo ist Haydee?"

„Sehen Sie," sagte Jacopo.

Der Blick der beiden jungen Leute richtete sich auf die von dem Seemann bezeichnete Richtung.

Da gewahrten sie ein weißes großes Segel, ähnlich dem Flügel einer Seemöwe.

„Abgereist!" rief Morrel. „Adieu, mein Freund, Adieu, mein Vater!"

„Adieu, meine Freundin, Adieu, meine Schwester!" murmelte Valentine.

„Wer weiß, ob wir sie jemals wiedersehen," sagte Morrel, eine Träne trocknend.

„Mein Freund," erwiderte Valentine, „hat uns der Graf nicht eben gesagt, daß die gesamte menschliche Weisheit in den beiden Worten enthalten ist:

„Warten und Hoffen!"